REISE NACH INDIEN UND ARABIEN IN DEN JAHREN 1789 UND 1790...

Louis ¬de Grandpré

Digitized by Google

36
8640

<36616701500011

<36616701500011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

A. Mordtmann

A. J. Mordtmann

1882.

Digitized by Google

Digitized by Google

Reiſe

nach

Indien und Arabien

in den Jahren 1789 und 1790

angeſtellt

von

L. Degrandpré,

Franzöſiſchem Marine-Offizier.

Aus dem Franzöſiſchen.

Mit zwei Kupfertafeln.

Berlin, 1802.

In der Myliuſſiſchen Buchhandlung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Digitized by Google

Degrandpre's Reiſe

nach

Indien und Arabien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Degrandpre's Reiſe nach Indien und Arabien in den Jahren 1789 und 1790.

Im Jahre 1790 befand ich mich mit einem Schiffe auf Isle de France, deſſen Bauart für dieſes Land nicht paßte. Da ich es hier nicht los werden konnte, ſo beſchloß ich es in Bengalen zu verkaufen, wo ich es gut bezahlt zu bekommen glaubte, obgleich ſeine Bauart es auch für die Beſchiffung des Ganges gefährlich machte. Da es aber ein gefallendes Ausſehn hatte, ſo hofte ich, daß man über dieſe Unbequemlichkeit hinwegſehn würde, und ich betrog mich nicht. Ich rüſtete es daher aus, und hielt mich ſegelfertig. Verſchiedne, auch ökonomiſche Gründe, bewogen mich, alle meine Europäer zu verabſchieden, um mit ſchwarzen Indianern, die man Laſcars nennt, zu ſchiffen, aber es war unmöglich welche zu bekommen. Ich war daher gezwungen, mich mit etwa 30 Manileſen zu behelfen,

Digitized by Google

ſen, deren Unerfahrenheit und Zaghaftigkeit mir die Reiſe unendlich ſchwierig machten. Die erſte Unannehmlichkeit, die mir durch ſie widerfuhr, war, daß ſie mich die Landung bei Isle de Bourbon, wo ich friſche Lebensmittel einnehmen wollte, verfehlen ließen; ich ſah mich genöthigt nach den Inſeln Sechelles zu ſegeln, wo ich es als ein Glück anſah, geſund anzukommen, da ich ein Inſelmeer durchſegelt hatte, durch welches glücklich hindurchzukommen, ein ſehr geübtes Schiffsvolk erfordert wird.

Nach vier beſchwerlichen und unruhvollen Tagen erreichte ich die Untiefe der Inſeln Sechelles. Wer ſich eine richtige Vorſtellung von dieſem Haufen von Inſeln und Klippen machen will, darf nur die Karte des Chevalier Grenier zur Hand nehmen, welche in dieſer Rückſicht nichts zu wünſchen übrig läßt. Das Senkblei zeigte mir die Annäherung der Untiefe, und der Anblick der Fregatteninſel beſtätigte mich hierin. Um 6 Uhr Abends erreichte ich dieſe kleine Inſel, und nun richtete ich meinen Lauf gegen die Inſel Mahé, Hauptplatz dieſer Etabliſſemens, welche zu erblicken die Entfernung mir noch nicht erlaubte; ich befand mich jetzt auf 30 Faden tief Waſſer.

Die Nacht war außerordentlich ſtürmiſch, und den andern Tag gegen 8 Uhr Morgens erblickte ich die Inſel Mahé, wo ich mich gegen 3 Uhr Nachmittags vor Anker legte. Der Gouverneur war ein

ein Ingenieurofficier, der von Isle de France dahin detaſchirt war. Er nahm mich ſehr gut auf, und erzeigte mir alle Hülfsleiſtungen, die ich nur wünſchen konnte.

Die Inſeln Sechelles bilden eine eigne kleine Inſelgruppe, die in dem großen nördlichen Archipelagus von Isle de France mit begriffen iſt. Sie erheben ſich auf einer großen Sandbank, welche ſie ſämmtlich umſchließt. Ihren Nahmen haben ſie zu Ehren des Herrn von Sechelles erhalten, und die größte iſt nach dem Gouverneur Herrn Mahé de la Bourdonnaie benannt, dem die Kolonie von Isle de France den Anfang ihres Glanzes verdankt. Dieſe Inſeln haben das Merkwürdige, daß ſie ſehr weit hin abhängig unter dem Waſſer fortgehen, ſo daß wenn man in großer Entfernung das Senkblei auswirſt, man deren Annäherung leicht bemerken kann. Ein großer Vortheil für die Seefahrer, die ſie niemals, wenn ſie ſie ſuchen, verfehlen können, und, auf der andern Seite, nie zufällig auf ſie ſtoßen können, welches ſie vor Schiffbruch ſichert. Unter dieſer Inſelgruppe ſind einige Inſeln nichts als unfruchtbare Felſen; nur auf vieren giebt es Waſſer, und dieſe ſind zum Anbau tauglich; dies ſind die Inſeln Mahé, Sainte Anne, Praslin und die Fregatteninſel. Die Inſel Mahé iſt die vornehmſte und anſehnlichſte; ihre Größe kann über 5 Lieues im Um-

kreis betragen; ſie iſt von der zweiten Höhe, d. h. ſie iſt über 1000 Fuß hoch; ein Maaß, daß ich nur ohngefähr angebe, da ich nicht Zeit genug gehabt habe, genaue Beobachtungen darüber anzuſtellen. Die ganze Inſel iſt Ein Berg, auf welchem ſich mehrere Kuppen erheben, ohne beträchtliche Thäler zu bilden; ſie iſt granitiſch, und an einigen Stellen, wo dieſe Kuppen wegen ihrer ſenkrechten Lage auf der Seite von der Erde entblößt ſind, kann man den reinen Granit ſehn.

An die Inſel Mahé lehnen ſich 3 kleine Inſeln an. Der Zwiſchenraum zwiſchen ihr und einer von dieſen, Sainte Anne, bildet eine herrliche Bai, welche zur Rhede dient, und einen vortreflichen Ankerplatz gewährt. Dieſe Inſeln ſind alle von einer Menge Korallen umgeben, welche hier ein Riff von großer Ausdehnung bilden, und ſich bis zur Oberfläche des Meers erheben; aber im Grunde der Bai, der Inſel Mahé gegenüber, hat die Natur einen kleinen Zwiſchenraum angebracht, der ſich bis an's Ufer hinſchlängelt, und eine große Waſſertiefe zuläßt. Dieſer Ort wird Barachouas genannt; man könnte zur Noth einen Hafen daraus machen, denn es iſt ein ſehr ſchöner Kanal, der an beiden Seiten mit ſchnurgeraden ſpitzen Korallen bekleidet iſt, und einen mit dem Waſſer gleichen Kai bildet, welches das Meer in dem Kanal vor jeder Bewegung ſichert.

Die

Digitized by Google

Die Schiffe, die hier einlaufen wollen, werfen einen kleinen Anker auf die Korallen, und legen auf dieſe Art an, ohne nöthig zu haben, anderswo vor Anker zu legen.

Der Beſitz dieſer Inſeln iſt für Frankreich von der größten Wichtigkeit; auch hat es ſich derſelben ſogleich, als die Kolonie von Isle de France ſich ein wenig aufzunehmen anfing, bemächtigt. Der Hafen und die Rhede der Sechelles liegen ſehr nahe bei dieſer Kolonie, von wo man ſie unaufhörlich beunruhigen und ihre Communication mit Indien hemmen kann, ſo daß, wenn man auch annähme, daß ſie keinen andern Nutzen brächten, es doch immer für die franzöſiſche Regierung ſehr wichtig wäre, daß ihre Feinde ſich derſelben nicht bemächtigten; aber auch in viel andrer Hinſicht ſind dieſe Inſeln ſehr viel werth.

Als es den Franzoſen gelang, den Holländern Gewürze wegzunehmen, wurden die Pflanzen nach Isle de France gebracht, und im königlichen Garten ſorgfältig gezogen; einige glückliche Jahre, eine koſtbare, zweckmäßige Pflege ließen hoffen, ſie einheimiſch zu machen; ja, man kam ſo weit, daß man im Stande war, den Einwohnern junge Pflanzen ablaſſen zu können, indem man ſie die Art und Weiſe, ſie aufzuziehn, lehrte, als plötzlich die Orkane eine ſo ſchöne Hofnung vernichteten. Der Einwohner ward müde, eine koſtbare und mühvolle Pflege auf etwas zu verwenden, wovon der

Nutzen ſehr zweifelhaft, oder wenigſtens ſehr ent-entfernt war; ſelbſt in den königlichen Gärten war der Erfolg nicht ſo wie man wünſchte. Die Zimmetbäume gaben nur eine dünne, wenig ölichte Rinde, und von einer viel geringern Schärfe, als die der Molukken. Die Nelkenbäume verdorrten, und obgleich der Baum ſich wohl befand, ſo entſprachen doch die Früchte nicht der Erwartung der Regierung; kurz, es war nun weiter nichts, als ein Gegenſtand der Neugierde. So wie man Orangenbäume in Rußland oder im nördlichen Deutſchland zieht, die zwar durch ſorgfältige Pflege Früchte tragen, die aber ausgeartet ſind, ohne Kraft und und Saft, beinah ohne Geruch.

Nun warf die Adminiſtration die Augen auf die Inſeln **Sechelles**, deren gleiche Höhe mit den Molukken viel Wahrſcheinlichkeit zu Gunſten dieſer Bebauung darbot. Unter der größten Verſchwiegenheit brachte man hier Pflanzen hin, und da die Negerſchiffe gewöhnlich bei der Inſel **Mahé** zu landen pflegten, um Waſſer und Schildkröten einzunehmen, ſo brachte man, damit ſie nichts davon gewahr werden ſollten, die Pflanzen auf die andere Seite der Inſel, und überließ ſie dort der Natur.

Der Erfolg übertraf die Erwartungen, vorzüglich breiteten ſich die Zimmetbäume mit einer ſolchen Schnelligkeit aus, daß bald die ganze Gegend, wo die hochſtämmigen Bäume ihnen fortzukommen erlaubten, damit bedeckt war. Die Nelken-

Digitized by Google

und Muſkatenbäume gediehen gleichfalls, vermehrten ſich aber weniger ſtark.

So ſtanden die Sachen, als im Jahre 1778 der Krieg zwiſchen Frankreich und England ausbrach. Der Vicomte von Souillac, Gouverneur von Isle de France und Bourbon, und der von dieſen abhangenden Inſeln, nahm, aus reinem und vernünftigem Patriotismus die nöthigen Vorſichtsmaaßregeln, um die Staatsfeinde zu verhindern, ſich der koſtbaren Früchte ſo vieler Arbeit, Geduld und Geld zu bemächtigen; aber die Perſon, der die Vollziehung ſeiner Befehle übertragen war, beſaß nicht die zu einem ſo wichtigen Auftrage erforliche Kenntniß. Die Regierung unterhielt für gewöhnlich einen Poſten auf dieſer Inſel; die Furcht, ihn weggenommen zu ſehn, machte, daß man ihn zu Anfang des Krieges einzog, und nur einen Wächter mit einigen Schwarzen dort ließ. Der Befehl lautete, man ſolle alles in Bereitſchaft halten, um die Zimmetbäume an den Wurzeln in Brand zu ſtecken, ſobald der Feind einen Verſuch machen würde, ſich der Inſel zu bemächtigen. Unglücklicherweiſe landete ein großes franzöſiſches Schiff, welches von Madagaſkar kam, um hier Waſſer einzunehmen; der Wächter hielt es für einen Feind, er erſchrak, glaubte ſich angegriffen, und aus Furcht nicht Zeit genug zu haben, die Gewürze zu verbrennen, eilte er, Feuer daran zu legen, und vernichtete alles.

So waren alſo alle Hofnungen der franzöſiſchen Regierung zu Grunde gerichtet. Während der Zeit hatten die Vögel, die gewöhnlich ſehr begierig nach den Zimmetbeeren ſind, eine große Menge davon weggetragen, und in den Wäldern im Innern der Inſel fallen laſſen; hier haben ſie neue Pflanzen hervorgebracht, die man bei'm Frieden 1783 gefunden hat. Man hat ſie ſorgfältig gewartet, und zu der Zeit, als ich dieſe Inſeln beſuchte, habe ich die Zimmet- Nelken- und Muſkatenbäume zwar in geringer Anzahl, aber in einem ſehr guten Zuſtande, angetroffen. Es iſt außer allem Zweifel, daß Frankreich auf den Inſeln **Sechelles** alle Gewürze mit Erfolg ziehen kann, und ohngeachtet ihrer geringen Größe, könnten ſie doch eine für das Bedürfniß der Republik hinreichende Menge, hervorbringen. Das Klima iſt das allergünſtigſte, und die Erfahrungen, die ich eben angeführt habe, beweiſen unſtreitig, daß der Erfolg vollkommen ſein würde. Aber ſeit den Verſuchen, die man zu **Cayenne** angeſtellt hat, ſcheint es, als ob die Regierung das Projekt, ſie auf dieſen Inſeln einheimiſch zu machen, aufgegeben habe.

Im Jahre 1790 geſtand die Regierung den Einwohnern von **Isle de France**, die ſich auf **Mahé** niederlaſſen wollten, Schenkungen von Land zu; bald war die ganze Inſel verſchenkt; aber noch hatte ſich niemand weder auf der Inſel **Praslin**, noch auf der **Fregatteninſel** niedergelaſſen. Was

Sainte-

Sainte-Anne betrift, ſo hatte die Regierung dieſe Inſel mit der Domaine vereinigt, um ſie den Schiffen, die in dieſen Hafen landeten, zu überlaſſen, und ihnen die Freiheit zu verſtatten, ihre Mannſchaft an's Land zu ſetzen, und ſich erholen zu können, ohne irgend ein Uebel für die übrigen Inſeln zu befürchten, mit welchen aller Verkehr im Fall einer anſteckenden Krankheit, aufgehoben iſt.

Dieſe Einwohner, denen es darauf ankam, zu genießen, und hauptſächlich zu leben, vernachläßigten die Gewürze, ja rotteten ſie ſogar aus, um ſich mehr auf den Anbau des Reis, Mais, Maniok und der Kokosbäume, und auf den Schildkrötenfang, legen zu können. Dieſer letzte Artikel war für ihre Indüſtrie, durch den Nutzen, den ſie daraus zogen, eine ſo verführeriſche Lockung, daß ſie ſich mit einer Begier, welche die ganze Gattung in kurzer Zeit zu vernichten drohte, darauf legten. Der Gouverneur hat dieſem Einhalt gethan, und der Fang iſt jetzt gewiſſen Einſchränkungen unterworfen. Da die Inſeln lange wüſt gelegen hatten, ſo kamen die Schildkröten um die Legezeit in Menge, aber man bemerkte, daß, da ſie von den Einwohnern verſchüchtert wurden, ihre Anzahl ſich von Tage zu Tage verringerte. Die Regierung bewahrt die Weibchen in Umzäunungen, die am Ufer angelegt ſind, wo jedermann welche zu ſeinem Bedürfniß, aber nicht zum Handel bekommen kann. Dies iſt eine große Wohlthat für die Schiffe, deren Mannſchaft vom Skorbut

befallen iſt. Die Männchen werden, wenn man ſie fängt, wieder in Freiheit geſetzt. Auf dieſen Inſeln giebt es noch eine Art von Kokosbäumen, die hier einheimiſch ſind; man nennt ſie Meer- oder Zwillingskokos; dieſe Frucht ähnelt vollkommen den Hintertheilen eines Menſchen, und wird wegen ihrer Seltenheit durch ganz Aſien geſucht.

Der Boden der Inſeln Sechelles iſt neu, folglich ſehr fruchtbar. Der Indigo iſt hier einheimiſch, und alle Pflanzen gedeihen vollkommen. Das Hornvieh kommt hier nicht fort, bloß die Schweine und Ziegen gedeihen. Das Federvieh geräth ſehr gut, und kommt in kurzer Zeit fort. Der hieſige Reis hat durch ſeine Vorzüglichkeit vor jeder andern Gattung die Aufmerkſamkeit der Anbauer auf ſich gezogen. Demohngeachtet iſt der jetzige Zuſtand der Kolonie ohne Bedeutung, und ob ſie gleich große Vortheile gewähren könnte, ſo hat man ſie doch nur zu einer Speiſekammer für die wenigen Schiffe, die hier landen, gemacht. Man darf ſie aus keinem andern Geſichtspunkte betrachten, bis daß eine weiſe Regierung ſie zu ihrer erſten Beſtimmung wieder erheben wird. Ich habe auf den Inſeln Sechelles einige Bemerkungen über die Schildkröten gemacht, die vielleicht über eine Sache Anlaß zu Vermuthungen geben, welche die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher noch nicht auf ſich gezogen hat.

Ob die Landſchildkröte ſchwimmt, ob ſie große Reiſen zu Waſſer macht, iſt eine noch unentſchiedene

Digitized by Google

dene Frage. Unterdeſſen iſt es keine unwichtige Bemerkung, daß ſich auf den Inſeln Sechelles Schildkröten in Menge befinden. Von wo ſind ſie dahin gekommen? Noch mehr, Landſchildkröten, die man auf der Inſel Praslin gefangen, in die Umzäunung geſetzt, und auf dem Rücken mit einem Böttcherwerkzeuge (rouënne) gezeichnet hat, hat man 3 Stunden von dort, auf einer andern Inſel, der Hirſchinſel, in der Nachbarſchaft der Barachouas von Mahé, wieder gefunden. Noch andre, die man in die Umzäunung der Hirſchinſel geſetzt, und mit einem beſondern Zeichen gezeichnet hat, hat man auf der Inſel Mahé, die durch die Bai und den Hafen von ihr getrennt, und wenigſtens eine Stunde entfernt iſt, wieder gefangen. Ich führe dies, welches man als zuverläßig annehmen kann, darum an, weil ich niemals gehört hatte, daß die Landſchildkröten ſo große Reiſen zur See machten.

Während meines Aufenthalts auf den Sechelles fürchtete ich, meine Schaluppe mit allen, die ſich darauf befanden, zu verlieren. Sie ließen ſich durch einen leichten Windſtoß, dem ſie nicht die Kraft zu widerſtehen hatten, von der Küſte wegtreiben; ich glaubte ſie ſchon auf's Meer verſchlagen, wo ſie unfehlbar umgekommen wären; glücklicherweiſe brachte man mir ſie aber den andern Tag wieder. Sie waren nahe bei der Pflanzung eines Einwohners, deſſen Einkommen in Kokosnüſſen beſtand, geſtrandet; ſie plünderten dieſe ohne Barmherzigkeit, und

ſtahlen

ſtahlen gegen 3000 Kokosnüſſe, womit ſie die Schaluppe beluden. Der Einwohner, den ich bat, eine Summe für ſeine Lebensmittel zu fordern, begnügte ſich mit drei Spaniſchen Piaſtern, die ich ihm ſogleich auszahlte.

Als alles zu meiner Abreiſe bereit war, gieng ich unter Segel und ſteuerte nach Norden bis über 9 Grad nördliche Breite, um durch die Lakediven und Maldiven zu ſegeln. Der Tag, an welchem ich in dieſe Straße einlief, ward mir durch den Verluſt eines Manileſiſchen Matroſen merkwürdig, der, indem er an einem neuen Fockſegel arbeitete, in's Meer fiel. Dieſer Unglückliche ſchwamm wie ein Fiſch, er rief ſchäkernd einen jeden ſeiner Kameraden bei Namen, und lud ſie ein, ſich mit ihm zu baden. Es war gerade 4 Uhr Nachmittags, der Wind ward merklich ſtärker, und das Schiff legte in einer Stunde etwas mehr als eine franzöſiſche Meile zurück. Der Offizier der Quartierwache kam herzu, man warf jenem einen Maſtkorb, Tonnen und andre Sachen zu, die er verſchmähete, indem er noch das Schiff zu erreichen hofte; endlich warf man ihm eine große Tonne zu, an der ich das Seil des Senkblei's von 200 Faden, und noch mehr als 400 Faden andre Seile, knüpfen ließ; aber alles war vergeblich, er konnte es durchaus nicht erreichen, der Wind und die Fluth trieben das Schiff viel ſchneller als er ſchwimmen konnte. Als er merkte, daß die Sache anfing ernſthaft zu werden, ſah man ihn mit ange-

ſtreng-

Digitized by Google

ſtrengten Kräften ſchwimmen, und ſeinen Arm von Zeit zu Zeit in die Höhe ſtrecken, um ſich ſehn zu laſſen.

Unterdeß hatte ich befohlen, die Schaluppe auszuſetzen, indem ich nichts unverſucht laſſen wollte, ihn zu retten; da ſie aber äußerſt ſchwerfällig war, ſo war es unmöglich, ſie ſobald auf's Meer zu bringen. Die Schwarzen aus Manila, ſtanden, anſtatt Hand an's Werk zu legen, ruhig am Bord, ſahen ihrem Kameraden zu, und riefen ihm etwas in ihrer Sprache zu, das ich nicht verſtand, ohne daß weder Schläge noch Zureden ſie bewegen konnte, an der Spille zu bleiben und zu drehen.

Das Schiff, ein Spiel der ungeheuren Wellen, ward heftig hin- und hergeworfen; alle unſre Kräfte reichten kaum hin das Boot zu erhalten, und Unglücksfälle zu verhüten; endlich um 7 Uhr Abends hatten wir es bis an's Geländer des Schiffes gebracht, als die Nacht uns überfiel. Ich gab es auf, ihn mit ſo ſchlechten Matroſen zu retten, überzeugt, daß wenn ich meine Schaluppe bei Nacht ausſetzen wollte, um ſich im Sturme gegen eine ſolche Fluth zu wagen, ich ihre ganze Mannſchaft, und einen Offizier, vorzüglich zu einer Jahreszeit, wo man jeden Augenblick einem Windſtoß ausgeſetzt iſt, in Gefahr ſetzen würde. Außerdem ſchloß ich aus der Kenntniß, die ich von der geringen Stärke dieſer Schwarzen hatte, aus dem, was ſie auf **Bourbon** und den **Sechelles** gethan hatten, daß ihre Bemühungen,

hungen, den Wind zu gewinnen, vergeblich ſeyn würden; ich ſetzte daher meine Fahrt fort, und überließ den Unglücklichen, der ohne Zweifel ſchon ertrunken war, ſeinem Schickſal.

Die Fluth iſt zur Zeit des Südweſtpaſſatwindes zwiſchen den Maldiven und Lakediven ſo reißend, daß man großen Abwechſelungen bei dieſer Schiffahrt unterworfen iſt, wenn man nicht in der Lage iſt, einige Beobachtungen über die Meereslänge machen zu können. Um gewiſſen Irrthümern vorzubeugen, und zu verhüten, daß man nicht auf's Land unvermuthet ſtößt, welches zur Nachtzeit gefährlich ſein könnte, muß ich hier etwas ziemlich ſonderbares anmerken.

Wenn man den Meridian der Maldiven paſſirt hat, und ſich zwiſchen dieſen und der Küſte Malabar befindet, erblickt man auf der Oberfläche des Meeres eine ſehr große Menge lebendiger Schlangen, die ſich auf dem Waſſer ohne Bewegung, mit in die Höhe geſtrecktem Kopfe, und ſtierem Blicke in ſich ſelbſt zuſammengerollt, ſchwimmend erhalten. Man ſieht ſie zuerſt, wie ich eben geſagt habe, wenn man ſich innerhalb der Maldiven befindet, aber ſie fangen nicht eher an häufiger zu werden, als in einer Entfernung von 8 oder 10 Meilen von der Küſte, und je näher man kömmt, je mehr nimmt ihre Menge zu. Man vermuthet, daß ſie von den Flüſſen der Küſte Malabar fortgeſchwemmt werden, die zu der Zeit von den häufigen Regengüſſen, die um dieſe Jahreszeit herrſchen, angeſchwollen ſind,

und

und welche auf ihrem Lauf von dem Gebirge Gates herab, eine Menge losgeſpülter Theile des Landes, das ſie durchſtrömen, mit ſich hinwegnehmen. Dieſe fortgeſchwemmten Theile ſind ſo beträchtlich, daß das Meer oft 7 bis 8 Meilen weit von der Küſte davon getrübt iſt.

Zwei Tage nach dem Verluſt des Matroſen, wovon ich oben geredet habe, erblickte ich um 6 Uhr Abends Land. Die Luft war trüb und drückend, es regnete von Zeit zu Zeit, und der Wind gieng ſchwach. Ich befand mich zu nah an der Küſte, und mußte den Wind preſſen, um mich wieder vom Lande zu entfernen. Die Ströme riſſen mich mit einer erſtaunlichen Schnelligkeit fort; gegen Abend fieng es an ſtärker zu regnen, und der Wind legte ſich ganz. Das Meer war unruhig, und das Schiff ſchwankte beſtändig hin und her; die durchnäßten Segel ſchlugen an den Maſt, und waren bald in Stücke zerriſſen. Wir mußten die Marsſegel von der Raa abnehmen, und uns an der Küſte allem, was der Himmel über uns beſchließen würde, ausgeſetzt, ohne Segel blos vom Winde herumtreiben laſſen. Während daß man arbeitete, neue Segel an die Raa zu befeſtigen, ließ ich beſtändig das Senkblei auswerfen, und fand zu meiner Freude, daß die Fluth mich eben ſo richtig fortgetrieben hatte, als wenn ich das Steuerruder geführt hätte.

Gegen 11 Uhr ward das Meer ruhiger, und in einer Zeit von wenig Minuten ward es ganz ruhig; plötz-

plötzlich ſchien es ganz in Feuer zu ſtehn. Dieſes Phänomen iſt ſchon von einigen Seefahrern beobachtet und beſchrieben worden. Ich bin nicht im Stande, einen anſchaulichen Begrif davon zu geben, es iſt kein Licht wie das von der Spur, welche ein ſegelndes Schiff hinter ſich zurückläßt, oder wie von den Fiſchen in Phosphoriſchen Meeren; es iſt ein wirkliches Feuer, oder wenigſtens ſcheint es ſo, und verbreitet ſich über den ganzen Horizont, ſo daß das Schiff in einem feurigen Ocean zu ſegeln ſcheint. Das Meer ſchlug leichte Wellen, und jede Bewegung derſelben war wie in einem Fluß, wenn der Wind gegen den Strom iſt; und gerade an dieſer Stelle funkelte die Fluth, und jede kleine Welle ſchien eine Feuergarbe zu ſein.

Alles verlor den Kopf, und der Schrecken verbreitete ſich ſogar bis auf die Offiziere. Ich erklärte ihnen dies Wunder, indem ich ſagte, daß es gar nichts Neues ſei. Ich wiederholte ihnen, was der Kapitän Cook davon ſagt, und merkte an, daß die Seefahrer von der Gegend bei den Maldiven anführen, daß ſie beſonders dieſem Phänomen unterworfen ſei. Endlich wollte ich ihnen beweiſen, daß ihre Beſorgniſſe lächerlich wären, und daß ſie nicht die geringſte Gefahr liefen, da das Feuer, welches ſie erblickten, wie man ſagt, durch nichts als Phosphoriſche Thierchen entſtände, und ließ einen Eimer voll Waſſer ſchöpfen, den ich bis zum andern Tag aufzuheben befahl, in der Abſicht, es dann mit

ihnen

ihnen aufmerkſam zu beobachten. Das Meer ſchien eine halbe Stunde lang ſo entzündet, dann verſchwand alles. Den andern Tag verlangte ich den Eimer mit Waſſer, aber er war nicht mehr vorhanden, die Neugier war mit der Furcht vor Gefahr verſchwunden, und man wollte ſich lieber auf mich verlaſſen, als ſich die Mühe geben, ſelbſt zu unterſuchen, was es wol ſein könne. Ich verlor alſo zu meinem großen Verdruß dieſe Gelegenheit, Bemerkungen über eine Erſcheinung machen zu können, die mit Recht die Aufmerkſamkeit der Gelehrten erregt, und über die man noch nichts völlig Genügendes geſagt hat. Alles, was ich habe beobachten können, iſt, daß man vom Augenblick an, als ſich das Waſſer im Eimer befand, es nicht mehr funkelte, und um nichts von dem gewöhnlichen unterſchieden war.

Ich ſetzte meinen Lauf fort, und ſteuerte mit vollem Segel auf die mittägliche Spitze von Zeilon. Ich fuhr längs der Küſte dieſer Inſel hin, und begab mich nach Pondichery, wo ich 19 Tage nach meiner Abreiſe von Isle de France ankam. Ich hatte das Unglück, indem ich mich vor Anker legte, meinen Anker auf das Wrack eines Schiffes zu werfen, welches ſchon vor ſo langer Zeit geſcheitert war, daß ſich niemand mehr deſſen erinnern konnte; die Folge war, daß ich ihn verlor. Als ich ihn wieder heraufbringen wollte, zerriß ich ein 15 Zoll dikkes Ankertau. Herr von Rozili, der die Fregatte

Meduſa und la Station kommandirte, gab mir einen andern an deſſen Stelle; er wollte den meinigen retten, und zerbrach darüber ſein ganzes Geräth, und bekam durch den Druck, den das Vordertheil ſeiner Fregatte erlitt, jede Stunde 2 Zoll Waſſer mehr in's Schiff.

Als ich zu Pondichery anlangte, war dieſer Platz, ehedem das Bollwerk der Franzoſen in Indien, eben von Herrn Conway geräumt worden, dem man darüber viel Vorwürfe machte. Ich glaube, daß er ſie nicht verdiente; aber dies iſt das Schickſal eines jeden Ausländers, der, bei einer Nation, welche Nebenbuhlerinn von der Seinigen iſt, das Oberkommando führt. Conway war ein Irländer; die Räumung von Pondichery machte, daß die Engländer ohne Widerſtand Herren von Indien wurden, und deswegen iſt es nicht zu verwundern, daß man Verdacht auf ihn warf. Die Garniſon beſtand nur aus 200 Mann Europäiſcher Infanterie, einer Compagnie Artillerie, wovon ein Theil Kaffern waren, und aus einem Bataillon ſchwarzer Sipaien (Seapoy's). Der Artilleriepark war ausgeräumt, und alle Munition nach Isle de France gebracht. Hier iſt vielleicht der rechte Ort, einen flüchtigen Blick auf die Politik der Franzoſen in Indien zu werfen.

Die Franzöſiſche Compagnie ſah ehedem ihre Macht mit der der Engliſchen Compagnie in gleichem Range ſtehn. Madras unterlag ihren Waffen

ſen unter dem Kommando des la Bourdonnaie; Dupleix's Genie vereitelte alle Angriffe der Feinde auf Pondichery; aber von dieſem Augenblick an iſt die Macht Frankreichs hier immer mehr und mehr geſunken.

Dieſer geſchickte Gouverneur fühlte wohl, daß ſich in Indien als kriegeriſche Macht zu erhalten, nichts als eine Schimäre ſei, wenn man nicht im Innern, ſei es durch Verbündete oder durch die Oberherrſchaft über Länder, die ausgebreitet genug wären, um eine anſehnliche Truppenmenge daraus ziehen zu können, mächtig unterſtützt würde. Er war ſogar ſo weit gekommen, ſich zu der Würde eines Nabob erheben zu laſſen, und wenn ſeine Zurückberufung nach Europa den Lauf ſeiner Unternehmungen nicht gehemmt hätte, ſo kann man die Folgen nicht berechnen, die, ſowohl zu Gunſten Frankreichs, als zum Nachtheil ſeiner Feinde, daraus entſtanden ſein würden. Nach ihm gab man die großen Plane, die er entworfen hatte, auf, und beſchloß, Isle de France zum Mittelpunkt der geſammten Macht zu machen, von wo man die nöthigen Truppen und Munition nach Indien nach Gelegenheit ſchicken zu können glaubte, um ſich mit den Engländern auf gleichen Fuß zu erhalten.

Dies Syſtem war mangelhaft, wie der Erfolg bewies. Pondichery unterlag mehreremale, und die Hülfe, die man von Isle de France hinſchickte, war entweder nicht hinreichend, oder kam im-

mer zu ſpät. Aber in Europa blieb man beſtändig dabei, die Schuld des Ausgangs der Unternehmungen auf diejenigen zu werfen, denen ſie übertragen waren, ohne einſehn zu wollen, daß wenn man nach ſchlecht entworfenen Planen handelt, der Erfolg nicht anders als widrig ſein kann.

Auch im Kriege von 1778 konnte Isle de France, Pondichery nicht retten, und unerachtet des tapfern Widerſtandes des Herrn von Bellecombe, mußte es kapituliren. Als nachher die Truppen unter dem Kommando des Herrn von Buſſy in Indien ankamen, dachte man nicht darauf, eine Feſtung, die man nicht hatte retten können, wieder herzuſtellen. Man bemächtigte ſich Goudeloures und des Forts St. David, wo man ſich niederließ, und ließ Pondichery offen und ohne Vertheidigung, einem jeden, der es nehmen wollte, zur Beute.

Dieſe unglückliche Stadt war beſtimmt, eine Schule der Befeſtigungskunſt zu ſein; denn die Holländer und die Engländer haben nie ermangelt, alles, was zu kriegeriſcher Vertheidigung tüchtig war, jedesmal, wenn ſie ſich deſſen bemächtigt hatten, zu ſchleifen, ſo daß, als dieſe Feſtung nach dem Kriege an Frankreich fiel, ſie immer von neuem hat wieder aufgebaut werden müſſen. De la Bourdonnaie hatte ihnen bei der Eroberung des Forts St. George auf Madras, das Beiſpiel einer gröſſern Mäßigung, gegeben. Es ſei fern von mir,

hier

hier irgend einer Nation einen ungerechten Vorwurf machen zu wollen; aber es iſt Thatſache, daß die Engländer niemals anders als um zu zerſtören, erobert haben, und daß, wenn man ihre Eroberungen nach der Reihe wiſſen will, man nur die auf den Ufern von Indien zerſtreuten Ruinen zu zählen braucht. Sie haben ſelbſt die kleine franzöſiſche Anlage zu Yanaon nicht verſchont; dies einzelne Haus haben ſie bis auf die Hälfte der Fenſter im Erdgeſchoſſe niedergeriſſen, und die Ruinen als Zeugen ihres Zerſtörungsgeiſtes ſtehen laſſen. Von demſelben Geiſt beſeelt, haben ſie nach der letzten Belagerung von Pondichery nicht nur alle Feſtungswerke, ſondern ſogar die Kaſernen der Truppen geſchleift. Das franzöſiſche Gouvernement erregte ehedem ihre Beſorgniſſe, dafür übten ſie ihre Rache an den Steinen aus. Als die durch ihren vielfachen Verluſten erſchöpfte franzöſiſche Compagnie ihren Freiheitsbrief zurückgab, ſo trat die königliche Verwaltung an ihre Stelle. Es ſchien damals, als ob man die Nothwendigkeit einſähe, der engliſchen Macht, die das zu werden drohte, was ſie jetzt iſt, ein Gegengewicht entgegen zu ſetzen. Man ſuchte mit der Marattenrepublik, der einzigen Macht, die eine feſte Stütze darbieten konnte, zu unterhandeln. Aber man bediente ſich bei ihr nur kleinlicher Mittel; die Compagnie hatte ſich durch ihre Verſchwendungen zu Grunde gerichtet, und da man den Geiz an deren Stelle treten ließ, und es nicht wagte, ſich

zu etwas gegen dieſe Republik zu verpflichten, ſo ward man bald durch engliſche Agenten verdrängt. Dieſe, die das Gold mit vollen Händen ſpendeten, viel verſprachen und noch mehr drohten, wußten ſich durch ihre Macht, die ſchon furchtbar zu werden anfieng, in Anſehen zu ſetzen. Nun warf man ſich plötzlich wieder auf **Isle de France**, und beſchloß, den Mittelpunkt der franzöſiſchen Macht in Oſten des Vorgebirges der guten Hofnung, daraus zu machen.

Um dieſe Zeit hatte ein Ueberläufer der ſchwarzen Truppen, **Hyder Aly**, aus der Garniſon von **Pondichery**, ein großes Glück gemacht, und den Grund zu einer anſehnlichen Macht gelegt: man ſchien daher das Projekt einer Allianz im Innern der Halbinſel wieder auffaſſen zu wollen. Die Anhänglichkeit dieſes Menſchen an Frankreich, ſein unverſöhnlicher Haß gegen die Engländer, alles ſicherte den Franzoſen den Beiſtand des Reiches **Myſore**. In dem Kriege von 1778 bediente man ſich mit Nutzen ſeines Beiſtandes; ein franzöſiſches Bataillon, unter dem Kommando des Herrn **Coſſigny**, ſtand ſeinem Sohne **Tippo Saib** bei, der, in Hofnung ſich für immer mit Frankreich zu verbinden, ſich ſehr hervorthat; aber alles dies führte zu nichts. Hyder Aly ſtarb, und ſein Sohn ward beim Frieden 1783 ohne Mitleid, verlaſſen. Niemals ward wol ein wenig vortheilhafterer Vertrag geſchloſſen; denn man hätte die Siege, welche der Herr

von

von Suffren eben davon getragen hatte, dazu benutzen können, um eine Vermehrung an Land, einige wichtige Plätze, kurz Beſitzungen, die Einkünfte abwürfen, zu erhalten. Die engliſche Compagnie wäre in dieſem Augenblick nicht im Stande geweſen, Aufopferungen zu verweigern: aber anſtatt etwas zu fordern, ſetzte man alles auf den Fuß, wie es vor dem Kriege geweſen war, und nahm nur ein kleines Stück Land in den Gegenden von Karikal. Ueberdem war man unklug genug, Goudelours und das Fort St. David herauszugeben, und dadurch zwiſchen zwei franzöſiſche Beſitzungen, eine feindliche Feſtung zu ſetzen. Frankreich ſchien nichts anders als die Unabhängigkeit der engliſchen Kolonien in Amerika zur Abſicht zu haben; und da es von dieſer Seite zufrieden geſtellt war, vernachläſſigte es gänzlich ſeine Niederlaſſungen in Indien. Es erhielt nichts an der Küſte Malabar; Mahé ward ihm mit demſelben Gebiet, welches vor dem Kriege dazu gehörte, zurückgegeben. In Bengalen ward ihm weiter nichts als Chandernagor wieder überliefert, und die Freiheit, einen Graben zum Abfluß der Gewäſſer zu machen, mußte beſonders ſtipulirt werden. Es iſt bemerkenswerth, daß dieſer Artikel ſich auch im vorigen Friedenstraktat befindet. So waren alſo die Ueberbleibſel von der Zitadelle dieſer Stadt, welche Frankreich's Siege wieder hätten aufrichten ſollen, auf's neue dazu verdammt, auf einem verlaſſenen

Strich Landes liegen zu bleiben. Man geſtand ihm kleine Niederlaſſungen für ſeinen Handel zu, und Frankreich glaubte, durch den Vertrag, daß es in Indien eines uneingeſchränkten Handels genießen ſollte, einen Hauptſtreich ausgeführt zu haben. Man that ſo auf die Anſprüche eines großen Staates Verzicht, und ließ ſichs gefallen, unter der Herrſchaft des engliſchen Stolzes eine untergeordnete Rolle zu ſpielen. Man ſchien nicht einzuſehn, daß es unnütz ſei, den Genuß eines uneingeſchränkten Handels feſtzuſetzen, wenn man nicht die Macht hatte, auf einen Vertrag zu halten, den die Feinde immer im Stande ſein würden, nach ihrem Willen auszulegen, und durch Neckereien und Verzögerungen in ſeiner Ausführung zu hemmen.

Der Erfolg hat bewieſen, wie wenig auf einen ſolchen Vertrag zu bauen war, da der Vicomte von Souillac, der Generalgouverneur geworden war, ein Jahr nach dem Frieden gezwungen ward, einen beſondern Traktat mit den engliſchen Gouverneurs zu unterzeichnen, nach welchem der einträglichſte Handel in Bengalen, der Salzhandel, bis auf 800000 Maunds eingeſchränkt war. Ein Maund wiegt 75 Pfund.

Was Tippo Sultan betrift, ſo ward ſeiner mit keinem Worte gedacht, man überließ ihn dem ganzen Zorn der Engländer, und daß die Compagnie ihn nicht auf der Stelle vernichtete, kam bloß daher, weil ſie glaubte, ihre Rache bis zu dem Augen-

blick,

blick, wo die franzöſiſche Armee Indien verlaſſen würde, verſchieben zu müſſen, da es nicht wahrſcheinlich war, daß man eine ſolche Macht auf einem ſo kleinen Gebiet unterhalten wolle. Der Erfolg hat bewieſen, wie richtig dieſe Vorausſetzungen waren.

Dieſer Fürſt ward ſowohl über einen ſo nachtheiligen Frieden in Erſtaunen, als über die geringe Macht, die ſeine Verbündeten in Indien unterhielten, und über die Gefahr, die er lief, wenn ſie einmal ihre Truppen zurückzögen, in Schrecken geſetzt, daher ſuchte er einige Zeit nachher durch eine Geſandtſchaft, die er nach Verſailles ſandte, die Hülfe Frankreichs; aber es war zu ſpät. Die franzöſiſche Regierung hatte ſchon beſchloſſen, künftig nichts als Faktoren in Indien zu unterhalten; **Isle de France** war noch der Waffenplatz, wo ſich alle Macht vereinigen ſollte. Außerdem ſollten die Franzoſen nirgend anders als auf den Fuß von Kaufleuten erſcheinen; man ſtützte dieſes Syſtem auf ſcheinbare Gründe. Die Engländer, ſagte man, verlieren bei dieſem Handel, ſie ſind mit der Vertheidigung des Landes, und den Ausgaben der Verwaltung belaſtet, indeß daß die Franzoſen einen Handel ohne Unkoſten haben; ſie haben die Beſchwerden und wir den Nutzen. So machte man ſich ſelbſt blind, und wollte durchaus nicht einſehen, daß dieſer Nachtheil hinreichte, um zu bewirken, daß die Franzoſen aus einem Lande, wo ſie

Digitized by Google

nicht mehr mächtig waren, durch eine Nation vertrieben würden, die ihre Vortheile kennt, ſich ihrer zu bedienen weiß, und keinen Schritt zurück macht, wenn ſie den Erfolg oder die Macht in Händen hat. Die Geſandtſchaft des Tippo brachte nichts zu Wege, als daß England eine kategoriſche Antwort über die Abſichten, die ein ſolcher Schritt bei den Franzoſen konnte entſtehen laſſen, von Frankreich verlangte. Frankreich, um ſich aus der Verlegenheit zu ziehen, machte auf beiden Seiten Winkelzüge, verſprach Tippo nichts gewiſſes, und befahl, kurze Zeit nachher, die Räumung von Pondichery. Um dieſe Zeit brachen die erſten Holländiſchen Unruhen aus. Frankreich ſah die Feindſeligkeiten zwiſchen den europäiſchen Mächten voraus, und da es fürchtete, daran Theil zu nehmen, gab es Conway Befehl, ſich Trinkomale's, eines Hafens, welcher der Macht, die ihn beſitzt, die Oberherrſchaft Indiens ſichert, zu bemächtigen. Dieſer General hatte eine hinreichende Macht zu einer ſolchen Unternehmung, der Platz hatte ein franzöſiſches Regiment, in Dienſten der holländiſchen Compagnie, zur Beſatzung (die Legion von Luxemburg). Man konnte ſich auf dieſes Corps verlaſſen, und doch ſcheiterte die Unternehmung gänzlich, entweder durch Uebelgeſinntheit oder durch Ungeſchicklichkeit des Generals; und ohne etwas gethan zu haben, kehrte er nach Pondichery zurück, welches er bald darauf räumte.

Wäh-

Digitized by Google

Während dieſer Expedition war Pondichery offen und ohne Vertheidigung geblieben. Der Chevalier de Fresne, ein thätiger und talentvoller Offizier, voll Ehrliebe und Eifer für den Ruhm ſeines Vaterlandes, blieb, als Kommandant dieſer Feſtung, zurück. Er brachte es in kurzer Zeit dahin, daß er die nördliche Seite der Stadt hinreichend deckte, und die Feſtungswerke bis zum Thor von Vilnur fortführte, welches zwei Drittel des Umfangs der Stadt ausmacht.

Als der General von ſeinem vergeblichen Kreuzzuge zurückgekehrt war, fand er zu ſeinem großen Erſtaunen die Feſtung im Stande, einigen Widerſtand zu leiſten. Natürlich ward dadurch die Abſicht, den Platz zu räumen, eben nicht begünſtigt; aber was er auch mag für Bewegungsgründe gehabt haben, er ergrif dieſen Augenblick, um ſeiner Ordre zu gehorchen, und gieng, mit allen ſeinen Truppen und ſämtlicher Munition, nach Isle de France. Dieſe Abreiſe machte, daß man ſehr gegen ihn ſchrie, beſonders, da er ſehr unpolitiſch eine Reiſe nach Madras machte, um einen ſeiner alten Freunde zu beſuchen; eine Reiſe, welche die Verleumdung nicht verfehlte, ihm zu ſeinem Nachtheil auszulegen. Alles ſchien in der That ſich verſchworen zu haben, die engliſche Compagnie in Beſitz von Pondichery zu ſetzen. Die Zurückziehung der Truppen und der Munition ward ſo ſchlecht bewerkſtelliget, daß man dieſer unglücklichen Kolonie nicht einmal die Möglichkeit, ſich der leichten

ten Vertheidigungsmittel, die ihr blieben, zu bedienen, übrig ließ; ſie behielt einige Kanonen, aber die Kugeln waren von einem andern Kaliber. Die Beharrlichkeit des Chevalier de Fresne beſiegte alles; er erhielt eine Verſtärkung von 200 Mann, errichtete und diſciplinirte ein Bataillon von Sipaien, und vollendete die Befeſtigung der Stadt.

Pondichery iſt dicht am Ufer des Meers erbaut; es iſt zirkelförmig, das Ufer bildet die Sehne, und die Wälle den Ausſchnitt. Die Stadt erfordert vermöge ihrer Größe und Anlage, und wenn ſie von einem Feind nach den Regeln angegriffen würde, wenigſtens 12000 Mann zu ihrer Vertheidigung. Ihre Lage iſt ſehr vortheilhaft. Gegen Süden vom Fluſſe Cupang (Portugieſiſch Arian Cupang) gedeckt, iſt ſie von dieſer Seite faſt gar nicht regelmäßig anzugreifen. Gegen Abend verhindert eine Ueberſchwemmung, Belagerungsarbeiten vorzunehmen, auch würde es gewiß nicht gelingen, wenn man die Einwirkungen des Waſſers auf die Laufgräben zu verhindern ſuchen wollte. Zwiſchen dieſer überſchwemmten Gegend und dem Arian Cupang iſt das Thor von Vilnur, und ungefähr 300 Toiſen Terrain, welche einen Angrif erlauben möchten; aber der wahre Punkt, von wo Pondichery eingenommen würde, iſt die Nordſeite. Hier verſtattet die Gegend alle Belagerungsarbeiten. Der Angrif auf das Thor von Vilnur würde immer nur fingirt ſein müſſen, um des Feindes

des Aufmerkſamkeit irre zu führen. Der wirkliche Angrif muß immer von der Nordſeite gemacht werden, und dieſen Punkt muß man vorzüglich beſetzt halten.

Der König hatte befohlen, **Pondichery** zu räumen, und es wäre zu einer bloßen Faktorei gemacht worden, wenn nicht das Genie eines einzigen Mannes ſie als Feſtung aufrecht gehalten hätte. Damals war das Anſehn der franzöſiſchen Macht in Indien ſehr ungewiß. **Pondichery** war ihr Hauptplatz, und das dortige Gouvernement erſtreckte ſich nur noch über **Karikal**, unabhängig von allen andern Niederlaſſungen, von denen ich weiterhin reden werde.

Die beiden Beſitzungen **Pondichery** und **Karikal** konnten zuſammen die ſehr mäßige Summe von anderthalb **Lak Rupien** Einkünfte abwerfen. Eine **Rupie** gilt ungefehr 50 **Sous**; ein **Lak** 100000, alſo betragen anderthalb **Lak** ungefehr 375000 franzöſiſche **Livres**.

Man hielt dieſe Summe nicht nur für hinreichend, um die Koſten dieſer beiden Niederlaſſungen zu beſtreiten, ſondern man glaubte auch, die etwanigen Bedürfniſſe der andern damit befriedigen zu können.

Für die Küſte **Koromandel** ward, gegen Norden, zu **Mazulipatnam**, ein Agent und eine Niederlage unterhalten, welche dazu dienen ſollte, den Handel mit baumwollenen Tüchern zu erleichtern.

Dieſer

Dieſer Handelsartikel iſt zu bekannt, als daß ich mich darüber weiter ausbreiten ſollte.

Karikal lieferte Reis und einige Waaren, als Perkale, Zitze u. ſ. w. Pondichery verſorgte Bengalen mit Salz, und trieb einen ziemlich ſtarken Handel mit blauer Färberei. Aus den nördlichen Gegenden wurde weiße Leinwand hiehergeſchickt, hier blau gefärbt, und dann unter dem Namen Guinée weiter verſandt. Aber nicht allein Leinwand, ſondern Zitze, und Tücher allerlei Art, wurden ſehr gut gefärbt. Man verfertigte auch hier eine Art weißer und blauer Leinwand von verſchiednen Muſtern, die man Cambaye nennt, als: Chaſſelas, Bajutapaux, Neganepaux, Tapſels, Fotes, Corots, Brauls, Coſſelis, Coupis, und andre zum Negerhandel ſehr brauchbare Waaren, auch viel weiße Leinwand, die unter dem Namen Perkale und Platille bekannt iſt. Die Bazins zog man aus Goudelours. Dies alles zuſammengenommen, mochte ſich jährlich auf 12 bis 1500,000 Franken belaufen, welches dem Handel ſehr eingeſchränkte Grenzen ſetzte.

Auf der Küſte von Golkonda beſaß Frankreich am Fluſſe Godwarin die große Aldee Yanaon, wo es eine Polizeibehörde unterhielt. Dieſe Aldee war ſehr bevölkert, und war vorzüglich der Hauptplatz des franzöſiſchen Handels. Man zählte hier ſechs ſehr reiche Handlungshäuſer, ohne den Reſidenten zu rechnen, der faſt immer eine Militärper-

ſon

Digitized by Google

ſon oder Civilbeamter war. Aller Handel mit weiſſer Leinwand, die man in der Gegend umher verfertigte, ward hier geſchloſſen. Man brachte ſie ungebleicht nach Yanaon, wo ſie gebleicht, eingepackt, und auf dem kleinen Fluß Koringui nach dem Meerbuſen gleiches Namens gebracht ward, wo die Schiffe ſie aufnahmen.

Aus dieſer Aldee zog man die ſogenannte vierfädige weiße ungebleichte Leinwand und auch die Leinwand von Conjons. Man nennt Conjon eine Anzahl von 120 Fäden nebeneinander, und da die Breite der Leinwand immer dieſelbe iſt, ſo iſt es natürlich, daß je mehrmal 120 Fäden nebeneinander liegen, je feiner die Leinwand iſt. Man hat ſie von 14 Conjons bis zu 50, da ſie denn von bewundernswürdiger Feinheit iſt, und Batarde genannt wird. Die Leinwand von 26 Conjons iſt am meiſten im Handel. Das Stück gilt gewöhnlich 13 Rupien, dahingegen die gewöhnliche Leinwand Batarde 10 Pagoden gilt.

Um dieſe Indianiſchen Münzen zu kennen, muß man wiſſen, daß man für 100 Stern-Pagoden, nach gewöhnlichem Kurs, 354 — 360 Rupien von Pondichery bekömmt. Die Pagode gilt 9 Franken, die Pagode mit drei Figuren gilt 2 aufs Hundert mehr, und die Pagode von Portanova iſt die ſchlechteſte von allen, und gilt manchmal nur 300. Die Rupie von Pondichery gilt nicht am meiſten, iſt aber die beſte, weil ſie immer gleichen Werth

behält.

behält. Frankreich hat das Recht zu münzen ſeit der Zeit, da Dupleix das Nabobsdiplom erhielt. Die Münze war königlich, und der Gehalt ward nach den Befehlen des Königs beſtimmt; man bekam davon 213½ für 100 ſpaniſche Piaſter. Man erkennt ſie auf der einen Seite an einem halben Mond, welcher über einer Mauriſchen Inſchrift ſteht. Die Rupie ſikka iſt an einem Palmbaum auf der einen Seite kenntlich, und hat den höchſten Werth; man bekömmt gewöhnlich 200 Stück für 100 Piaſter. Die Rupie arkatta iſt Waare, und ſteigt und fällt, je nachdem die Nachfrage iſt.

Yanaon war wirklich der Ort, wo Frankreich den ſtärkſten Handel hatte. Alle Schiffe ſchickten hier ihre Ladungen hin, und die lebhaften Geſchäfte bewirkten einen großen Zuſammenfluß von Menſchen. Es war in Norden die beträchtlichſte Aldee. Die Summen, die hier jährlich für Leinwand, ſowohl für franzöſiſche als engliſche Rechnung ausgegeben wurden, konnten ſich auf 20 Lak Rupien, ungefehr auf 5 Millionen franzöſiſche Livres belaufen. Dies war der ganze Handel im Bengaliſchen Meerbuſen.

Das Gouvernement von Pondichery erſtreckte ſich noch auf die kleine Stadt Mahé, an der Küſte Malabar. Sie war ehemals der Hauptplatz der Franzoſen auf dieſer Küſte, trieb Handel, war befeſtigt und volkreich, jetzt iſt ſie zu Nichts herabgeſunken, und hat das Schickſal aller engliſchen

Erobe-

Eroberungen, daß ihre Mauern geſchleift worden ſind. Frankreich hat nie darauf gedacht, ſie wieder aufzubauen, und hat nachher nie einige Truppen dort unterhalten. So iſt ſie in einen Zuſtand von Unthätigkeit verſunken, der noch durch die Nachbarſchaft des Forts Talichery vermehrt wird, von wo die Engländer ſie ohne Aufhören bedrohen, und dadurch immer die Oberherrſchaft über ſie behalten.

Der Handel von Mahé beſteht in Pfeffer und der Arekanuß: man erhält auch von hier eine leichte Erde, die dazu dient, Waſſer zu filtriren, und welche die Eingebornen ſo fein und vollkommen zuzubereiten wiſſen, daß verſchiedne Perſonen, vorzüglich Frauenzimmer, die daran gewöhnt ſind, ſich nicht ſcheuen, ſie zu eſſen. Dieſe Erde iſt ſehr ſchwammicht, und zieht leicht Flüſſigkeiten ein, ohne doch etwas von ihrer Feſtigkeit zu verlieren. Oft, wenn man Konfituren auf Teller von dergleichen Erde aufgetragen hat, werden dieſe davon durchzogen, und die Damen eſſen ſie alsdann.

Die Arekanuß iſt durch ganz Indien ſehr beliebt; ſie gleicht in Anſehung ihrer Dicke, innern und äußern Geſtalt der Muſkatennuß, hat aber weder ihren Geſchmack noch Geruch. Das Inwendige iſt von lebhaftem Roth, und hat einen angenehmen Geſchmack. Die Indianer brauchen ſie durchgängig ſehr ſtark.

Auch die Stadt Schandernagor und die Niederlaſſungen in Bengalen, wie die zu Balaſſor,

Patna, Dacca und Schatigam ſind insgeſammt noch von Pondichery abhängig. Alſo machten dieſe Stadt und Schandernagor die Flecken Mahé und Karikal, die Aldee oder das Dorf Yanaon, die Wohnungen zu Mazulipatnam, Balaſſor, Patna, Dacca und Schatigam, mit Einkünften von 420000 Livres, wovon 375000 aus Grundſtücken gezogen wurden, die ganze Macht Frankreichs auf den beiden Küſten von Indien und Bengalen aus.

Dies iſt der Zuſtand, zu welchem dieſe Nation, die ehemals mit England um den Rang in Aſien ſtritt, herabgeſunken war; indeß, daß ihre Nebenbuhlerinn ihre Flagge auf drei Hauptfeſtungen wehen ſah, die ihr den ungeſtörten Beſitz der eroberten Provinzen ſicherten, und auf welchen ſie 1791 eine Macht von 75000 Mann, ſowohl Schwarze als Europäer unterhielt. Nach dieſer kurzen Schilderung des Zuſtandes der Franzoſen in Indien vor dem jeßigen Kriege will ich, ehe ich von Bengalen rede, noch einen Blick auf ihre Niederlaſſungen an der Küſte werfen..

Obgleich Trinkomale nicht Frankreich gehört, ſo hat doch die franzöſiſche Flagge eine Zeitlang dort gewehet; der Platz iſt ferner durch die Angriffe der Admirale Suffren und Hugues berühmt geworden, und iſt endlich in Kriegszeiten von der äußerſten Wichtigkeit, da mit deſſen Beſitz die Oberherrſchaft

in

in Indien verbunden iſt. Ich will daher mit dieſer Stadt zuerſt anfangen.

Trinkomale oder **Trinkonomale** gehört den Holländern, oder gehörte ihnen wenigſtens vor dem jetzigen Kriege, indem ſie durch einen Traktat mit dem Könige von **Kandi** im Beſitz der ganzen Küſte von **Zeilon** waren.

Dieſer Platz ward während des Krieges von 1778 bald verloren und bald wieder erobert, und blieb den Franzoſen; die ihn nach dem Frieden von 1783 der holländiſchen Kompagnie treulich übergaben.

Er hat als Feſtung mehr Ruf als wirklichen Werth. Seine Lage iſt ſehr unvortheilhaft. Der holländiſche Major **Von-Baur** hat ihn jedoch in einen ſehr guten Vertheidigungsſtand geſetzt, ſo daß man ihm nichts als ſeine ungünſtige Lage vorwerfen kann. Die ſogenannte Stadt liegt am Fuße eines Berges, und beſteht in drei kleinen Reihen Häuſern, die zwei Straßen bilden. Am Fuße des Berges befindet ſich ein Brunnen mit ſehr gutem Waſſer, welches das einzige ordentlich trinkbare im Lande iſt.

Trinkomale bietet einen jener auffallenden Züge dar, welche das Genie einer Nation karakteriſiren. In den Händen einer kraftvollen und weitblickenden Regierung wäre dieſer Platz eine unüberwindliche Feſtung geworden. Sie hätte ihren Herren den Beſitz der ganzen Küſte **Koromandel** geſichert,

chert, wohin man von da in 24 Stunden ſchift; ſie hätte ihnen zur Stütze gegen die Mächte Indiens und Europens gedient; ſie wäre das Zeughaus gewesen, von wo man alle Angreifungs- und Vertheidigungsmittel nach der Halbinſel geſchaft hätte; ihre Meerbuſen, ihre Häfen, hätten ein furchtbares Marinedepartement gebildet; endlich konnte **Trinkomale** im Beſitz einer unternehmenden Nation die Hauptſtadt Indiens werden. **Kalkuta**, das es geworden iſt, hat für den Krieg eine weniger glückliche Lage.

Anſtatt dieſe Vortheile einzuſehn, haben ſich die Holländer begnügt, bloß einen Poſten für den erſten Anlauf daraus zu machen. Die Natur bot ihnen die Mittel dar, ein zweites Gibraltar zu erbauen, wenn ſie auf dem Berg ſelbſt eine große Zitadelle angelegt hätten. Dieſer Berg iſt auf allen Seiten ſteil, und man könnte eine ziemlich große Stadt darauf erbauen. Aber anſtatt eines ſolchen Plans glaubten die erſten, die ſich an dieſem Ort niederließen, und die von der Leichtigkeit, die Landenge zu verſperren, und ſich am Fuß des Berges gegen die Eingebornen zu verſchanzen, dazu verführt wurden, nicht beſſer thun zu können, als ſchnell die Außenwerke einer Baſtion aufzuführen; noch dazu wählten ſie eine fehlerhafte Methode, die aber damals Mode, und übrigens gegen die Schwarzen von **Kandi** hinreichend war. Wenn die holländiſche Compagnie, als in der Folge

die

die Europäer in den Indiſchen Meeren zu rivaliſiren und zu erobern anfiengen, ſich auf dem Berge hätten befeſtigen wollen, ſo wären alle ihre ſchon gemachten Unkoſten vergeblich geweſen, und dies litt ihr Geiz nicht. Man opferte alſo alles ſolchen kleinlichen Geſinnungen auf, und fuhr, ſo gut man konnte, fort, das alte zu verbeſſern. So war der Hafen von **Trinkomale**, ungeachtet die Natur alles gethan hatte, um ihn berühmt zu machen, zur Mittelmäßigkeit verdammt, weil er von ſeinen Beſitzern verkannt ward.

Wenn man überhaupt die Inſel **Zeilon** betrachtet, und über die Lage der holländiſchen Niederlaſſungen auf dieſer Inſel nachdenkt, ſo kann man die Urſache nicht errathen, warum ſie auf **Kolombo** ihren Hauptſitz errichtet, und anſtatt **Trinkomale's** aus dieſem elenden Hafen die Hauptſtadt der Inſel gemacht haben. Sollten ſie ſich durch die Nähe der Perlenfiſcherei im Meerbuſen **Manar** dazu haben beſtimmen laſſen? da dieſe Fiſcherei doch jetzt ſo ſehr in Abnahme gekommen iſt; oder durch den Anbau des Zuckers in den Gegenden dieſer Stadt? welchen Vortheil ſie ſich auch eben ſo gut auf **Trinkomale** hätten verſchaffen können. Hätten ſie den Hauptpunkt ihrer Macht in dieſen Hafen gelegt, ſo hätten ſie vielleicht ihre Kolonien auf **Palliacat**, **Sadras** und **Negapatnam** ſichern können, da ſie letztere jetzt in den Händen ihrer Feinde ſehn, und die beiden erſtern nur behalten haben,

weil ſie in den Zuſtand einer gänzlichen Unbedeutenheit verſunken ſind.

Der Handel von Palliacat, ſogar ſeine ſchönen Manufakturen von Tüchern, hat, wegen der Nähe von Madras ſich dorthin gezogen, und Sadras iſt nichts mehr als eine Aldee, die hinter einer zerſtörten Feſtung, deren durch Minen geſprengten Wälle noch ihre ehemalige Stärke zeigen, in Vergeſſenheit liegt. Die Häuſer im Innern der Stadt tragen die Spuren einer großen Feuersbrunſt, dem gewöhnlichen Anblick aller engliſchen Eroberungen, an welchen der, der ſie beſucht, ſich gewöhnen muß.

Da der Hafen von Trinkomale nicht groß genug war, um alle die zu faſſen, die ſich hier hätten niederlaſſen können, wenn dieſe Niederlaſſung in Flor gekommen wäre, ſo hat man ein Terrän abgeſteckt, um außen auf der Ebene, die die hintere Bai vom Hafen trennt, eine Stadt zu bauen. Aber wenn man eine große Allee Bäume ausnimmt, die zum Verwahrungsort der Sklaven dient, ſo iſt die Stadt nur in der Einbildung, erbaut worden; denn einige Gärten, wo man Tabak baut, und höchſtens drei Häuſer, mit etwa dreißig Hütten, kann ich nicht eine Stadt nennen. Dies iſt eine natürliche Folge des Monopols der holländiſchen Kompagnie, die nicht nur niemanden Aufmunterung zum Handel gab, ſondern ſogar betriebſamen Leuten abſchlug, ſich in ihren Anlagen niederzulaſſen.

Die

Die Franzoſen hatten nach dem Kriege von 1778 angefangen, etwas Handel nach Trinkomale zu ziehn. Zimmt fand ſich hier ſehr leicht. Jetzt bietet dieſer Hafen nichts zum Handel dar, und als ich mich bei meiner Rückkehr auf dem Schiffe *Les amis réunis*, das ich 1792 kommandirte, dort vor Anker legte, konnte ich keine Erfriſchungen erhalten, obgleich ich mehreres hatte, was der Kommandant und andre zu haben wünſchten, und die Verwaltung in großer Noth um Opium für den Gebrauch der **Malaien**, die ſich an dieſem Orte aufhalten, war *). Es war mir unmöglich, irgend ein Geſchäft zu machen, weil das Land,

 außer

*) Die Eingebornen der Halbinſel **Malakka** haben die Gewohnheit, eine große Menge Opium, wonach ſie ſehr begierig ſind, zu eſſen: die Wirkung, welche dies hervorbringt, iſt eine raſende Trunkenheit. Der **Malai**, der eine zu ſtarke Doſis davon zu ſich genommen hat, fällt in eine Raſerei, die ſich nur mit dem Tode endigt. Auch beſoldet die Regierung zu **Malakka** Leute, deren Geſchäft es iſt an Feſttagen zu patrolliren, und die beſtändig bei der Hand ſein müſſen, damit man ſie davon benachrichtigen kann, wenn ein von Opium Betrunkener ſich auf der Straße ſehen läßt; ſie tödten ihn ohne Barmherzigkeit, ſobald ſie ſeiner habhaft werden. Ohne dieſe Vorſicht würden dieſe Wüthenden die fürchterlichſten Ausſchweifungen begehn, und ob man gleich ſehr ſchnell Jagd auf ſie macht, ſo kann man doch nicht immer

Digitized by Google

außer ſchlechtem Tabak, der dort an Ort und Stelle gebaut wird, nichts zum Tauſch darbot. Geld kannte man hier nicht, und man bot mir die Zahlung in Papieren der Kompagnie an, die ich nicht gebrauchen konnte.

Indeſſen, ungeachtet dieſes Mangels an nothwendigen Dingen, hatte damals doch dieſe Niederlaſſung ein Anſehen von Macht. Der König von **Kandi** hatte ſich geweigert, ſeinen Vertrag wegen des

immer Unglücksfälle verhüten. Sie ſind gewöhnlich mit einem Dolche bewafnet, den ſie Kriſt oder Krick nennen, deſſen Klinge einen halben Zoll breit und ungefehr 8 Zoll lang iſt. Sie iſt von ſchlangenförmiger Geſtalt, und macht eine Wunde von wenigſtens 2 Zoll Breite, welche man wegen der Krümmungen, welche das Inſtrument innerhalb der Wunde macht, beinah nicht ſondiren kann. Dieſe Waffe iſt um deſto ſchrecklicher, weil ſie ſolche vergiften. Ihre Klinge iſt beſtändig mit einem Fette bedeckt, in welchem man glaubt, daß ſie das grüne Holz des Mancenille-Baums kochen. Die Wirkung dieſes Giftes iſt unfehlbar, wer davon verwundet wird, muß ſterben. Sie tragen dieſen Kriſt in einer Scheide von Holz, wo die Klinge, um jede Reibung zu verhüten, und das Gift, womit ſie beſtrichen iſt, zu bewahren, ganz frei liegt. Die ſonſt alles zerſtörende Zeit ſcheint dieſes vielmehr zu erhalten; wenigſtens iſt es gewiß, daß es je älter je wirkſamer wird.

Man

Digitized by Google

des Zimmts zu erfüllen, und hatte aus Unzufriedenheit ſogar eine große Menge Zimmetbäume, die den holländiſchen Niederlaſſungen zu nahe ſtanden, ausrotten laſſen, daher hatte die Kompagnie beſchloſſen, gegen ihn ins Feld zu ziehn; zu dieſem Endzweck hatte der Generalgouverneur der Inſel, Truppen von Kolombo nach Trinkomale kommen laſſen. Dieſe beſtanden damals aus ungefehr 1000 Mann weißer Truppen, welches dem Platze

Man kann ſich eine Idee von der Raſerei und Wuth, welche ihnen dies Opium einflößt, machen, wenn man ſie im Gefecht auf ihren Raubkähnen einen Lanzenſtich mitten durch den Leib erhalten ſieht. Da ſie dieſe nicht herausreißen können, ſo ergreifen ſie ſie, und drücken ſie ſich in den Leib, um an ihren Feind zu kommen, und ihn durch einen Stoß mit ihrem Kriſt zu tödten. Dieſe Wildheit zwingt die Schiffe, die ihnen zu begegnen fürchten, und die, welche ſich bewafnen, um mit ihnen zu ſtreiten, ſich mit Lanzen zu verſehen, deren Schaft mit einem Stichblatt in der Mitte verſehen iſt, wodurch man ſie feſthält, und an der Spitze der Lanze aufgeſpieſt ſterben läßt, ohne es zu wagen, ſie herauszuziehn, ſo lange dieſe Wüthenden noch leben.

Die Holländer machen aus ihnen ziemlich gute Soldaten, die ſie mit Flinten bewafnen, und die ihnen anſtatt Sipaien dienen: ſie haben deren faſt auf allen ihren Niederlaſſungen, und gewöhnlich immer einige Kompagnien davon auf Trinkomale.

Digitized by Google

ein großes Anſehn von Leben und Thätigkeit gab. Was aber die Rhede betrift, ſo war mein Schiff das einzige, welches dort vor Anker lag.

Unabhängig vom Fort Trinkomale, haben die Holländer noch ein anderes zur Vertheidigung des Hafens gebaut. Dies iſt nun auf einem Berge erbaut, und wenn man auf das erſte die Hälfte der Mühe verwandt hätte, die man an dies zweite verſchwendet hat, ſo hätte man einen ganz feſten Platz daraus machen können. Dies Fort heißt Oſtemburg, entweder nach dem Berge, worauf es gebaut iſt, oder der Berg nach ihm.

Dieſe Batterie iſt zur Beſchützung des Hafens beſtimmt, und wirklich iſt die Lage dazu ſehr gut gewählt. Aber durch eine Verkehrtheit, die bei einer Nation, die als nachdenkend bekannt iſt, ſehr befremdet, hat man auf den einzigen Berg, wo die Landung unmöglich iſt, nicht gebaut, und hat mit großen Koſten eine mangelhafte Feſtung auf einem Berge angelegt, den man erklettern, und worauf man Geſchütz bringen kann, welches von der Feſtung nicht erreicht werden kann. Man hat ſogar das Gehölz nicht abhauen laſſen, unter deſſen Schutz man bis auf 10 Toiſen vom Wall kommen kann. Man ſieht wohl durch die Anlage der Befeſtigung von Oſtemburg, daß der Erbauer einſah, daß es von der Bergſeite angegriffen werden kann, und mit Einſicht hätte er großen Vortheil ziehen können; aber man glaubte ſogar nicht, daß es jemanden einfallen

fallen könne, dieſen Platz zu Lande anzugreifen, und begnügte ſich, eine Batterie für die Rhede anzulegen. Herr von Suffren hat indeß bewieſen, daß der Angriff vom Berge her ſehr gut angieng, denn von dieſer Seite hat er es eingenommen.

So mangelhaft dieſes Fort auch iſt, ſo hat es doch, wegen der vielen unnützen Arbeiten, die man unternommen hat, Geld genug gekoſtet. Unter andern hat man mit vielen Koſten eine große Ziſterne angelegt, da man mit dem achten Theil derſelben einen Brunnen hätte in den Berg graben können, der nichts als weicher Bruchſtein iſt, wo man Waſſer genug gefunden hätte.

Der Berg **Oſtemburg** iſt eine von den großen kalkartigen Maſſen, die ſich in dieſer Gegend erheben, und zwiſchen denen der Ozean Wege und Zwiſchenräume gelaſſen hat, die jetzt Buchten und einen herrlichen Hafen bilden. Er iſt von einer länglichen Geſtalt, an einem Ende ſteil, und an dem andern ſanft gegen die Ebene abhängig, und erſtreckt ſich bis in den Hafen hinein, wodurch derſelbe in zwei Theile getheilt wird, in die **Nichelſonsbai** und die Rhede von **Oſtemburg**.

Das Ufer am Eingange des Hafens iſt an ſeinem äußerſten Ende ſteil, und man hat am Rande des Waſſers eine ſtreichende Batterie angelegt, die von großer Wirkung ſein würde, wenn man ſie vor den vom Berge herabfallenden Felſenſtücken, die von den feindlichen Kugeln losgeſprengt werden,

ſchützen

ſchützen könnte. Uebrigens haben weder dieſe Feſtung, noch die Forts Oſtemburg und Trinkomale einen Zuſammenhang miteinander. Es ſtehen keine Poſten zwiſchen ihnen, und ſie können ſich einander nicht unterſtützen, auch haben ſie, wenn der Feind landen ſollte, keine Zuflucht ins Innere des Landes zu ihrer Unterhaltung. Sie ſind alsdann von einander abgeſchnitten, und jedes vertheidigt ſich ſo gut es kann. Der Hafen von Trinkomale iſt ohne Widerſpruch vortreflich, indeß doch nicht ſo ſehr, als man ihn gemeiniglich rühmt, denn er iſt folgenden Unbequemlichkeiten unterworfen.

Die große Bai iſt ungeheuer, und nicht zu gebrauchen; ſie iſt unergründlich, und man muß laviren, um in den Hafen zu kommen, welches wegen der vielen Klippen, deren einige 8 bis 10 Fuß unter dem Waſſer liegen, gefährlich iſt, und die Schiffe nöthigt, einen Steuermann zu nehmen. Darum legt man lieber gleich am Ufer, an den Ort, den man die hintere Bai nennt, unter dem Fort Trinkomale, vor Anker. Der Ankergrund iſt hier gut, und ſie würde von allen Buchten jener Niederlaſſungen die beſte ſein, wenn man zur Zeit des Nordoſtpaſſatwindes hier vor der ſchlechten Witterung geſchützt wäre; aber dann kann man hier nicht bleiben, und muß in den Hafen einlaufen.

Während des Südweſtpaſſatwindes iſt ſie die einzige, die man beſucht, weil man an zwei Ufern einen Ankerplatz findet, und wenn man abſegeln will,

will, ohne Schwierigkeit in einem Augenblick aufs Meer iſt. Da aber dieſe kleine Bucht keinen Schutz hat, ſo iſt das Meer hier ſehr unruhig, wodurch man an der Ausbeſſerung der Schiffe gehindert wird.

Der Grund der großen Bai bietet einen Ankerplatz beim Fluſſe Rotiar dar, nur iſt die Unbequemlichkeit dabei, daß man beim Südweſtpaſſatwinde oft den ganzen Tag laviren muß, ohne bis dahin kommen zu können. Man muß dann, da es keinen Ankerplatz anderswo giebt, wieder in die hintere Bai zurückkehren, und dies Manöver den andern Tag wieder anfangen. Eine gleiche Schwierigkeit findet beim Auslaufen im Nordoſtpaſſatwinde ſtatt, und dies iſt dann um deſto mehr zu fürchten, da, nachdem man einen ganzen ſchönen Tag mit Laviren, um auszulaufen, zugebracht hat, die Nacht einen Sturm herbeiführen kann, wo man Gefahr läuft, an der Küſte, von der man nicht die Zeit hat, ſich zu entfernen, umkommen zu müſſen.

Wenn man bis hinten in die Bai gelangt iſt, ſo wendet man ſich nach dem Hafen, und man ſegelt an die Spitze von Oſtemburg hin. Dieſer Berg iſt ſo ſteil, daß, wenn ein Kanot mit dem Vordertheil ſtrandet, das Steuerruder noch 14 Faden Waſſer hat.

Noch hat dieſer Hafen den großen Fehler, kein gutes Waſſer zu haben, außer eine kleine Quelle am Fuß des Berges Oſtemburg, von der Seite der Michel-

Michelſonsbai. Die übrigen ſind zu gering, die Eingebornen erſchöpfen ſie, und während des Kriegs von 1778 waren wir gezwungen, Waſſer beinah drei Stundes Weges weit vom Fluſſe Kotiar zu holen, denn alles Brunnenwaſſer in den Gegenden von **Trinkomale** iſt etwas ſalzig und ſchädlich. Aber ungeachtet aller dieſer Mängel gewährt dieſer Hafen einen unſchätzbaren Vortheil, denn er iſt der einzige in Indien, und ſein Beſitz iſt von der höchſten Wichtigkeit.

Die Gegenden von **Trinkomale** ſind unangebaut. Ungefähr fünf Stunden vom Fort trift man eine warme Quelle, die an zwei Orten ſprudelt. Eine iſt ſo heiß, daß man es nicht ertragen kann; die andre iſt von einer mäßigern Hitze, und zwanzig Fuß von ihr iſt eine Quelle von kaltem Waſſer.

Die Wälder, womit dies Land bedeckt iſt, liegen nahe bei der Stadt, und es würde unklug ſein, unbewafnet durch ſie zu reiſen. Büffel, Elefanten und die Tigerart, welche **Büffon** once nennt, ſind darin in großer Menge; auch begegnet man ſehr viel Affen. Der Fluß **Kotiar** iſt in der Nähe von einem See, wo die wilden Elefanten ſich häufig zu baden pflegen, mit denen unſre Matroſen ſich oft herumgeſchlagen haben.

Die Mittagſeite der großen Bai iſt von der Landſpitze Sale begränzt. Man findet hier Pfauen und Wachteln ſehr häufig, aber wegen der wilden Thiere, denen man ſich ausſetzen würde, wird hier wenig

wenig gejagt. Sonnerat hat hier ein Thier gefunden, welches er den urſprünglichen Hahn nennt, den Büffon aber für den Goldfaſan hält. Im Garten des Herrn Caſanova zu Pondichery habe ich einen ſolchen Hahn lebendig geſehn. Sonnerat hat mir einen andern ausgeſtopften gezeigt, und hat auch eine ſehr genaue Beſchreibung davon geliefert. Die Federn dieſes herrlichen Thiers ſind wie mit Goldtropfen überſprengt.

Ein kleiner Felſen, die Kapelle genannt, iſt der einzige Ort, wo man Auſtern antrift. Das Schlachtvieh iſt ſo ſelten zu Trinkomale, daß ein Stück Rindfleiſch ein ſehr koſtbares Gericht iſt. Als die Franzoſen die Beſitzer davon waren, haben ſie eine Art kleiner Ziegenböcke eingeführt, die man wilde Hunde nannte, und die damals das gewöhnlichſte Gericht ausmachten. Dieſe Heerden ſind nach und nach ausgeſtorben, und bei meiner Zurückkunft habe ich nichts als Fiſch und Käſe bekommen können. Der Kommandant, der mir die Ehre erzeigte, mich zum Mittageſſen einzuladen, konnte ſeinen Gäſten zum Trinken nichts als ein Gemiſch von Arrak und Waſſer, welches man Grog nennt, vorſetzen. Zum Nachtiſch ward zur Leckerei ein Fläſchchen Brantwein und ein Fläſchchen Wachholder mit derſelben Art ſervirt, als wie man einem zu Paris ein Glas Eremitage oder Tokaier anbietet. Kurz das Elend dieſes Landes war ſo groß, daß es Luxus

war

war ein Talglicht zu brennen, man brannte hier nichts als Kokosöl.

Man könnte Zeilon einigermaßen als das Vaterland der Kokosbäume anſehn, weil die ganze Inſel beinah damit bedeckt iſt. Außerdem liefert ſie noch ſehr ſchönen Reis. Gegen Mittag der Inſel, in den Gegenden des Vorgebirges Gale und von **Kolombo** bauen die Holländer Zucker. Dieſe drei Produkte zuſammen geben einen beträchtlichen Handel; man bereitet aus ihnen den Arrak, wovon man eine große Menge durch ganz Indien ausführt, ſo wie die Kokoswolle, woraus Schifftaue verfertigt werden.

Die Sitten in dieſer Gegend ſind faſt um nichts von denen auf der Indiſchen Küſte verſchieden, ich eile daher ſie zu verlaſſen, und nach **Pondichery** überzugehn, indem ich von weitem einen Blick auf den Flecken **Karikal** werfe.

Dieſe Beſitzung iſt eine ziemlich kleine **Aldee** gegen Mittag der däniſchen Niederlaſſung **Trankebar**, wo der Gouverneur einen Kommandanten mit einem Detaſchement farbiger Truppen unterhielt. Man zieht von hier hauptſächlich **Nely**: ſo nennt man den Reis, wenn er bloß gedroſchen und noch nicht von ſeiner Hülſe befreit iſt. Er dient zum Unterhalt von **Pondichery**. Dieſe Niederlaſſung hat die Verfertigung des Salzes mit der ganzen Küſte gemein, welches die Franzoſen dann nach **Bengalen** bringen. Das Gouvernement von **Pondichery**

chery giebt alle Jahre Verſchreibungen oder Erlaubniſſe, Salz bis zur Quantität von 800,000 **Maunds**, d. h. 60 Millionen Pfund nach dieſer Provinz zu bringen. Man iſt gezwungen, es der engliſchen Kolonie zu überlaſſen, die ſich verpflichtet hat, es gegen baare Zahlung zu einem beſtimmten Preiſe zu nehmen, aber alles, was nicht mit einer ſolchen Erlaubniß verſehen iſt, wird konfiſcirt, eben ſo alles, was ſich zwar mit dem Erlaubnißſchein, aber mit mehr als den feſtgeſetzten 800,000 **Maunds**, treffen läßt. Uebrigens würden alle die, welche verſuchen wollten, Salz nach Bengalen zu bringen, um es an die Eingebornen zu verkaufen, als Betrüger beſtraft werden. Dieſe Erlaubnißſcheine, nebſt dem Territorialeinkommen, machen einen Theil des Reichthums des dortigen franzöſiſchen Gouvernements aus. Ein Theil derſelben iſt zum Unterhalt der Wittwen, Waiſen und Armen beſtimmt, die andern werden an Privatperſonen verkauft, und der Ertrag fließt in die Kaſſen des Gouvernements.

Von der mittäglichen Spitze der Küſte **Koromandel** an bis zum **Palmenkap**, welches die Bai von **Balaſſor** ſchließt, iſt die Landung mit europäiſchen Booten unmöglich. Der Ozean, der ſeit einer langen Reihe von Jahrhunderten ſich nach und nach von den Ebenen, auf welchen ſie ſich erheben, zurückgezogen hat, arbeitet täglich an der Erhöhung

des Ufers, das er unmerklich verläßt. Er häuft ohne Unterlaß längs der ganzen Küſte hin, Sand und losgeriſſene Stücke von Meerprodukten, wovon er allmählich eine Sandbank zuſammenſeͤzt, die einſt die Küſte werden wird, an die er dann von neuem andre Sandbänke anſeͤzen wird. Dieſe Sandmaſſe bildet das, was man die Brandung (la barre) nennt; und es iſt ſelten, daß das Meer nicht mit Heftigkeit dagegen ſchlägt. Die höchſten Wellen, die über dieſe Sandbank ſchlagen, werfen ſich zwiſchen ihr und das Ufer, wo ſie zu einer neuen Fluth werden. Die abwechſelnde Bewegung der Wogen, die das Ufer zu untergraben ſcheinen, und die Abſtrömung dieſer Fluth, die ſich mit der Maſſe des Meeres zu vereinigen ſtrebt, machen eine Aushöhlung zwiſchen der Sandbank und der Küſte. Dieſer Raum beträgt die Weite eines Piſtolenſchuſſes. Nur die äuſſerſten Wellen ſchlagen über die Sandbank, welches gewöhnlich nur einen Fuß tief, und oft noch weniger, beträgt. Die Fluth erhebt ſich hier manchmal ſehr ſtark, und bricht ſich dann mit Gewalt. Ein europäiſches Boot, welches darüber wegſchiffen wollte, würde Gefahr laufen, auf die Sandbank zu ſtoßen und von den Wellen verſchlungen zu werden. Um dies zu verhüten, baut man im Lande platte Fahrzeuge, ohne Rippen, die man **Schelingen** nennt, und deren Bretter ohne Nägel zuſammengefügt ſind. Dieſe Bauart giebt ihnen mehr Schwungkraft, und macht, daß

ſie

ſie leichter den Wellenſtößen nachgeben, welches verhütet, daß ſie nicht ſo leicht wie andre Fahrzeuge, brechen. Sie ſind ſo flach, daß ſechs Zoll Waſſer und manchmal weniger, hinreichend ſind, ſie mit ihrer Ladung flott zu erhalten. Ihr Bord iſt erſtaunlich hoch, und nie niedriger als vier Fuß, ſo daß, wenn eine Welle ſie erreicht, ſie nicht oben hinein ſchlagen kann, und man weniger Gefahr läuft, daß das Fahrzeug voll Waſſer wird. Ihre Mannſchaft beſteht gewöhnlich aus 9, und wenn das Meer ſtürmiſch iſt, aus 11 Schwarzen; der, welcher ſteuert, ſteht vorn auf dem Schiffe, mit einem großen Ruder verſehen, und bemüht ſich, jedesmal das äußerſte Ende des Fahrzeuges den Wellen entgegenzudrehen. Eine lange Erfahrung hat ſie gelehrt, daß nicht alle Wellen gleiche Gewalt haben, und daß nach drei großen wenigſtens Eine ſchwächere folgt. Sie nehmen ihre Zeit wahr, und verfehlen es ſelten. Sie fahren auf die Welle, die ſie für die ſchwächere halten, los, und verfolgen ſie, bis ſie unter das Vordertheil ihres Schiffes hinſchlägt. Der übrige Theil der Welle giebt ihnen Waſſer genug, um über die Sandbank hinwegzugleiten, und ſie kommen unverletzt an. Eine andre Welle, die ſie verfolgt, bricht ſich hinter ihnen auf der Sandbank, und da ſie ſie nicht erreicht, ſo hindert ſie ſie nicht an der Landung. So groß auch ihre Geſchicklichkeit iſt, ſo gelingt es ihnen doch nicht immer; manchmal beurtheilen ſie eine Welle falſch,

 ſteu-

ſteuren ſchlecht, oder ſind zu weit vorn oder hinten; ſie werden alsdann von der Fluth überwältigt, ſcheitern, und alles was in der Schelinge iſt, fällt ins Meer. Da ſie alle vortrefliche Schwimmer ſind, ſo ergreifen ſie die Europäer und retten ſie, aber die Waaren ſind in Gefahr, verloren zu gehen.

Um dies zu verhüten, befeſtigt man, wenn man ihnen große Summen Geldes oder andre Sachen von Werth anvertraut, einen Strick an dieſelben, der an eine Tonne geknüpft iſt, durch welche man die untergegangenen Sachen wiederfindet.

Wenn das Meer ſo unruhig iſt, daß Gefahr zu befürchten iſt, ſo fügt man zu dieſer Vorſicht noch dieſe, die Schelinge durch einen Katimaron begleiten zu laſſen. So nennt man drei Stücke Holz, die mit Stricken zuſammengebunden ſind. Ihre Breite verhindert ſie zu ſcheitern, und da ſie inwendig keinen hohlen Raum haben, ſo können ſie nicht untergehn. Die Schwarzen ſetzen ſich mit untergeſchlagenen Beinen auf dieſe Art von Floß, und manchmal ruhen ſie ſich von dieſer unbequemen Stellung aus, indem ſie ihre Beine gerade ins Waſſer hangen laſſen. Man hat Beiſpiele, daß die Haifiſche einige von ihnen in ihrer gewöhnlichen Stellung, knieend oder ſitzend, verſchlungen haben. Das Meer benetzt ſie bis am Gürtel, und nur der Kopf bleibt trocken, auf welchem ſie die ihnen anvertrauten Papiere tragen, die man in eine zu dieſem Endzweck verfertigte Mütze ſteckt.

Auf

Auf ſolchen gebrechlichen Fahrzeugen unternehmen die Eingebornen von Indien, vorzüglich aber die Inſulaner der Meerengen, beträchtliche Fahrten. Sie bemaſten dieſen elenden **Katimaron**, verſehen ihn mit einem Hebebaum, der einem im Verhältniß zum Ganzen ungeheuren Segel zum Gegengewicht dient, und mit Hülfe dieſes Segels machen ſie mit einer erſtaunlichen Schnelligkeit große Reiſen. Stößt ihnen ein Unglück zu, ſo fangen ſie alle an zu ſchwimmen, und wie Fiſche arbeiten ſie dann im Waſſer, um ihr Fahrzeug wieder in Stand zu bringen, auf welches ſie ſich dann wieder ſetzen, und ihren Weg verfolgen.

Wenn man an der Küſte Indiens anlangt, ſo ſind die Flaggen der Städte die erſten Gegenſtände, die man erblickt. Man ſieht ſie über dem Meere wehen, als ob ſie aus demſelben hervorgiengen, da die Küſte ſo niedrig iſt, daß man ſie nur in einer ſehr kleinen Entfernung ſieht, und das Gebirge Gates zu weit vom Ufer entfernt iſt, um es in der Ferne zu erblicken.

Dieſe Ebene, die ſich vom Ufer des Meers bis zum Gebirge Gates erſtreckt, iſt ſo flach, daß die Fluſſe faſt keinen Lauf haben, und ſelbſt bei ihrer Mündung ſind ſie ſo wenig reißend, daß das Meer dort wie an allen andern Orten durch die Brandung Sand anhäuft, ſo daß die Flüſſe verſtopft werden, und nur durch den Sand durchſickern. Zur Regen-

zeit ſchwellen ſie an, durchbrechen die Sandbank, die ſie verſtopft, und der Strom bahnt ſich hier ein Bette, welches das Meer, ſobald der größte Theil des Waſſers ſich verlaufen hat, von neuem ausfüllt. Es verſteht ſich, daß ich hier nur von kleinen Flüſſen, und nicht von ſolchen, die Tiefe genug haben, daß Schiffe darauf gehen können, ſpreche.

Die geringe Erhabenheit der Küſte, reimt ſich ſchlecht mit dem vermeinten Alterthum des Landes. Die Menge der Flüſſe und Seen, der Boden, der an vielen Stellen nichts als Sand iſt, alles läßt vermuthen, daß der Ozean es noch vor nicht langer Zeit bedeckte. Nur zu Pondichery ſieht man einen kleinen Hügel, und von da bis nördlich von Sadras ſieht man nur noch deren einige in geringer Anzahl, die Inſeln geweſen ſein müſſen, als der Ozean die Ebene bedeckte.

Wenn man die geringe Tiefe des Meerbuſens betrachtet, der Zeilon von der Küſte trennt, und die Reihe von Klippen, welche beide verbindet, und über welche jetzt nur allein Pirogen ſchiffen können, ſo kann man ohne Kühnheit behaupten, daß Zeilon in einem Zeitraume von zwölf Jahrhunderten keine Inſel mehr ſein wird. Ich ſetze nehmlich bei dieſem Welttheile daſſelbe Verhältniß in der Abnahme voraus, welches man in der Oſtſee beobachtet hat, d. h. 45 Zoll in einem Jahrhundert. Die Rechnung würde richtig ſein, denn der Meerbuſen hat an ſei-

nen

Digitized by Google

nen tiefſten Stellen nur neun Faden Waſſer. Wenn man nun beim Ozean eine vorherige gleiche Abnahme annimmt, ſo würde man ſich veranlaßt finden, zu ſchließen, daß das heutige Indien nicht mehr daſſelbe iſt, was es zur Zeit Alexanders war, und daß damals die Ebene, auf welcher **Pondichery** und **Madras** erbaut ſind, noch unter dem Waſſer verborgen war.

Indeſſen giebt es Denkmäler von Menſchen in dieſem Lande, die das Gepräge eines hohen Alterthums tragen. Ich will hier früher etwas erzählen, was eigentlich in den weitern Verlauf meiner Reiſe gehört, um die Thatſachen gleich neben das Syſtem zu ſtellen, damit man ein Urtheil fällen kann.

Wenn man den **Godwarin** hinauffährt, ſo kommt man beinah drei Stunden Weges über **Yanaon**, nach einer kleinen indianiſchen Stadt, Nahmens **Kota**, wo ein Raja reſidirt. Wendet man ſich ein wenig nach Oſten, ſo kömmt man zu einer großen Mauriſchen Aldee, Nahmens **Datſcharom**. Dieſer Platz hat keine erhabene Lage, im Gegentheil iſt er von Waſſer umgeben, folglich iſt er nur wenige Jahrhunderte früher als die jetzige Küſte von der Herrſchaft des Ozeans befreit worden. Nichtsdeſtoweniger findet man in dieſer Aldee eine ſehr ſchöne Pagode, die ehemals befeſtigt geweſen ſein muß; ſie iſt von einem breiten und tiefen Graben umgeben, deſſen verfallene Wände, ungeachtet

ihrer Abdachung, das hohe Alter verrathen. Man gelangt zu dem Gebäude auf zwei Brücken. Die Pagode, iſt wie alle übrigen in der Mitte eines weitläuftigen Hofes erbaut, deſſen Einfaſſung mich in Verwunderung geſetzt hat. Die Mauer daran iſt ſo alt, daß ſie dreimal iſt erneuert worden, und dieſe drei verſchiedenen Arten von Mauerwerk entgehen dem aufmerkſamen und geübten Auge nicht. An vielen Stellen ſind ſie durch die Länge der Zeit verfallen. Die zwei obern Mauerwerke ſind von Ziegelſteinen, und haben nichts merkwürdiges, als ihr Gepräge des Alterthums. Die, welche auf ihnen folgt, iſt auch von Ziegelſteinen, aber beſſer erhalten, und der Malabariſche Geſchmack läßt ſich an zwei Geſimſen, welche die Zeit verſchont hat, bemerken; das Ganze ruht auf einer Grundlage vom ſchönſten Granit, die noch keinen Zoll breit aus ihrer horizontalen Lage gewichen iſt. An der ganzen weſtlichen und ſüdlichen Façade iſt ſie vollkommen gut erhalten; ihre Bauart iſt augenſcheinlich griechiſch; man ſieht daran die Säulenplatte, den dicken Reif, der den Fuß der Säule umgiebt, und den Reif am Simswerke eben ſo richtig, als ob alles von einem Baumeiſter unſrer Zeiten gemacht wäre. Das Ganze iſt vollkommen genau abgemeſſen, und feſſelt die Aufmerkſamkeit des Beobachters. Wenn man dies Denkmal mit den Pagoden zu Schalambarum und zu Dſchagrenat vergleicht, die alle beide in Malabariſchem Geſchmack gebaut

gebaut ſind, und für Alterthümer gelten, ſo kann man nicht begreifen, wie man ein Stück von griechiſcher Architektur mitten in einem Lande antrift, wo keine Spur weiter davon zu finden iſt, außer in den Europäiſchen Niederlaſſungen, wo man doch auch kein Werk von Granit in dieſem Stil antrift. Ich habe wohl indiſche Gebäude aus ſolchem Stein erbaut gefunden, aber immer nur in Malabariſcher oder Indiſcher Arbeit, und niemals hat ſich eine Spur von griechiſcher meinem Blick dargeboten. Die Mauren von Datſcharom haben den höchſten Begriff von dem Alterthum dieſer Pagode; ſie war, wie ſie ſagen, lange vorher, ehe ſie ſich an dieſem Ort niederließen, und ſie haben ſie zum Gebrauch der Hindus, die das Dorf mit ihnen bewohnen, ſtehen laſſen. Ihre Tradition weiß noch von der Erneuerung der beiden obern Mauerwerke, von denen ich geredet habe, aber die Zeit der dritten wiſſen ſie nicht, und von dem Alter der Grundlage, die das Ganze trägt, haben ſie gar keinen Begriff.

Der Architekt, der dies Denkmal erbaut hat, mußte, da er mitten im Waſſer arbeitete, alle mögliche Sorgfalt anwenden, Feſtigkeit hineinzubringen, und es iſt ihm ſehr gelungen, da das Gebäude noch jetzt ſteht. Man muß annehmen, daß dies in den frühern Zeiten der Indiſchen Baukunſt war, ſonſt würde er ſich nach dem Gebrauch ſeines Landes gerichtet haben. Die Malabariſche Baukunſt war im Gebrauch als das erſte Mauer-

werk, welches auf der Baſis iſt, erneuert ward, weil es im Indiſchen Geſchmack iſt.

Wenn dies Gebäude griechiſchen Urſprungs iſt, wie es ſcheint, wie ſoll man die Epoche ſeiner Erbauung mit der, wo das Meer dieſe Gegenden hat verlaſſen müſſen, reimen? Das Land iſt im allgemeinen ſo flach, daß ſchon ein Sturm hinreichend iſt, es zu überſchwemmen, wie man davon Beiſpiele hat. Im Jahre 1789 ward das ganze Land **Koringui**, nebſt dem, was daran ſtößt, von einigen Wellen überſtrömt, welche ein Sturm über die gewöhnliche Höhe erhob; das Waſſer ſtieg bis **Yanaon**. Das Meer überſtieg ſeine Grenzen, und brachte ein Schiff auf die Ebenen, eine Stunde Weges von **Koringui**. Dies Unglück ward von einigen aufeinander folgenden Wellen hervorgebracht, dann trat das Meer wieder in ſein Bette, und die Gewäſſer floſſen ab. Ein ſolcher Vorfall beweiſt unſtreitig die geringe Erhabenheit des Landes, und folglich kein großes Alterthum; wie findet man aber dann zu **Datſcharom**, welches nahe bei **Koringui** liegt, ein Denkmal, welches alle Merkmale eines ſo hohen Alters trägt?

Wenn wir mit einigen Geographen annehmen, daß in den erſten Zeitaltern der Welt die Halbinſel von Indien eine Inſel war, welchem ich auch beiſtimme, ſo würde daraus folgen, daß die Ebene, welche ſich von der Küſte bis zum Fuße des Gebirges **Gates** erſtreckt, noch zu dieſer Zeit überſchwemmt

Digitized by Google

ſchwemmt war, weil ſie viel niedriger iſt als die Länder, die damals die Meerenge zwiſchen der damaligen Inſel, und dem, was heutzutage eigentlich das ſogenannte Reich des großen Mogols ausmachten, bildeten. Würde nach dieſer Hypotheſe das Gebirge Gates die Wiege der Braminen geweſen ſein? Ich glaube, daß man dies bejahen kann. Dieſe Berge müſſen ſeit Anfang der Welt da geweſen ſein; ſie ſind urſprünglich, d. h. granitiſch, und bilden unſtreitig einen Theil der Kette, welche gleichſam das Zimmerwerk der Erde ausmacht, und ſich beim Vorgebirge Komorin zu endigen ſcheinen. Aber ich glaube nicht, daß diejenigen, welche ſich auf dieſes Fach gelegt haben, mich der Uebertreibung beſchuldigen werden, wenn ich ſage, daß ſie mir nicht eher als bei der Inſel St. Paul, in Süden von Isle de France und Bourbon aufzuhören ſcheinen, und wenn man zwiſchen dieſer und dem Pol ſie nicht wieder ſieht, ſo ſind die Eismaſſen daran Schuld, die uns, bis dahin vorzudringen, verhindert haben, oder weil die Berge, welche die Fortſetzung dieſer Kette bilden, nicht hoch genug ſind, um übers Meer hervorzuragen. Dieſelbe Kette iſt es auch, die, indem ſie unter dem Waſſer weiter geht, von Zeit zu Zeit wieder erſcheint, und die Spitze ihrer Berge zeigt, deren Gipfel Isle de France, Bourbon, Rodrigues und die große, noch wenig bekannte Inſelgruppe, welche das Meer zwiſchen dieſen Inſeln und den Maldiven erfüllt, bildet;

bildet; kurz, es iſt dieſelbe Kette, die die Maldiven, die Lakediven, und ſelbſt Zeilon, ausmacht. Von dieſer letzten Inſel kann ich nur aus Vermuthungen reden, denn ich ſelbſt habe über ſie keine Beobachtungen angeſtellt. Die Küſtenberge, die ich beſucht habe, ſind alle kalkartig, aber ich glaube, daß die Kette in der Mitte der Inſel granitiſch iſt. Endlich, wenn man den heutzutage als unbeſtritten angenommenen Grundſatz von der allmählichen Zurücktretung des Ozeans zuläßt, ſo kann man ſich nicht enthalten, den Schluß daraus zu ziehen, daß in einer beträchtlichen Anzahl von Jahrhunderten Isle de France und Bourbon Aſien in Süden begrenzen werden.

Dieſe Meinung iſt keineswegs irrig. Dieſe beiden Inſeln ſind beinah ſchon mit dem feſten Lande vereinigt. Ihr Archipelagus und der der Maldiven ſind nichts als eine einzige Maſſe von Bergen, die in einer geringen Tiefe unter dem Waſſer miteinander zuſammenhangen, und zwiſchen denen das Meer noch Kanäle gelaſſen hat. Kurz, dies feſte Land iſt in den Augen des Philoſophen ſchon ſo gut als entdeckt; die Ebenen allein bleiben überſchwemmt, und erwarten, um aus dem Schooße des Ozeans hervorzugehen, vielleicht nicht einmal die Epoche der langſamen und ſtufenweiſen Zurücktretung der Gewäſſer; irgend ein vulkaniſcher Ausbruch kann ihre Entſtehung verurſachen. Ein ſo großer Raum kann nicht ganz von Vulkanen entblößt ſein; ſchon

brennt

Digitized by Google

brennt die Inſel Bourbon, und man kann anneh- men, daß, wenn das Waſſer ſich endlich einen Weg bis zu denen im Innern der Länder, die noch das Joch des Ozeans tragen, gebahnt haben wird, ein Ausbruch erfolgen wird, der die Vernichtung der jetzigen Inſeln, und die Entſtehung neuer Länder verurſachen wird. Man muß um deſto mehr dieſer letztern Hypotheſe beiſtimmen, weil die jetzigen Berge zuſammen eine ſolche Granitmaſſe bilden, daß die Exploſion weniger Gewalt anzuwenden ha- ben wird, um den Grund des Meers nach ſeiner Oberfläche zu ſchleudern, als eine ſolche Maſſe zu erſchüttern und zu verſchlingen, deren Widerſtand noch durch den Zuſammenhang mit der benachbar- ten, und durch den Zuſammenhang aller Theile ver- mehrt wird.

Doch, ich kehre jetzt zu meiner Reiſe zurück.

Wenn man zu Pondichery anlangt, ſo wird das Auge ſehr von den Ruinen, die man erblickt, beleidigt. Die wärend der Belagerung durch Bel- lecombe zerſtörte Kirche und Kapuzinerkloſter, ſind noch nicht wieder aufgebaut worden; mehrere andre eben ſo zu Grunde gerichtete Gebäude am Ufer des Meers an der ſüdlichen Seite, ſind nichts mehr als verfallene Gemäuer; ihr Anblick iſt daher ſehr trau- rig. Sobald man aber gelandet iſt, verändert ſich die Szene. Der Paradeplatz, den man zuerſt be- tritt, frappirt durch ſein Anſehn von Größe; der Pallaſt des Gouverneurs ziert ihn, und giebt ihm

einen Karakter von Hoheit, und wenn alles dieſem Eingange entſpräche, ſo wäre Pondichery die ſchönſte Stadt Indiens. Man theilt ſie in die ſchwarze und weiße Stadt, welche leztere ſich am Ufer des Meers hinſtreckt, und wieder in die nördliche und ſüdliche getheilt wird. Der Thurm, der den Flaggenmaſt trägt, ſteht in der Mitte, und theilt die beiden Quartiere.

Die ſchwarze Stadt iſt von der weißen durch einen Graben, der durch ganz Pondichery geht, getrennt. Sie erſtreckt ſich von da bis zu den Wällen, und enthält beinah 80,000 Seelen, und eine zu einem Jeſuiterkloſter gehörige Kathedralkirche, deren Biſchof vom ſelbigen Orden iſt. Dieſe kürzlich im modernen Geſchmack erbaute Kirche iſt die einzige, die erträglich iſt.

Die weiße Stadt iſt ziemlich unbeträchtlich. Ihre Länge nimmt die ganze Vorderſeite der Stadt, längs dem Ufer, ein; aber ihre Tiefe vom Ufer bis zu dem Graben, der ſie von der ſchwarzen Stadt trennt, beträgt nicht über 300 Toiſen. Dieſer Raum iſt mit ſehr ſchönen Häuſern beſezt, aber nur wenige haben noch ein Stockwerk über dem Erdgeſchoß; ſie hat eine Pfarre, welche von den Kapuzinern der franzöſiſchen Miſſion bedient wird.

Die Straßen ſind, wie durch ganz Indien, ungepflaſtert, die meiſten ſind nichts als Sand; und da die Häuſer alle mit Kalk abgeweißt ſind, ſo iſt es wegen der Zurückprallung der Sonnenſtralen ausneh-

Digitized by Google

nehmend beſchwerlich, wärend der Mittagshitze hier zu gehn. Man läßt ſich daher tragen, und da man die Bedienten ſo wohlfeil haben kann, ſo giebt es nur ſehr wenig Leute, die nicht ihre Träger und ihren Palankin haben. Da ſchon ſo viele Reiſebeſchreiber über dieſen Gegenſtand geſchrieben haben, ſo will ich ihn übergehn; man darf nur **Sonnerat**, **Niebuhr** und andre nachſehn. Ich werde nur von den kleineren Gegenſtänden reden, die meine Vorgänger zu erwähnen nicht gewürdiget haben.

Ein Kapitän oder ein Reiſender, der über eine beträchtliche Summe Geldes zu gebieten hat, findet bei ſeiner Landung alles, was er bei ſeinem Aufenthalt in dieſem Lande nöthig hat, ohne eine andre Mühe, als die des Auswählens, zu haben. Dies alles findet ſich in der Perſon eines Dobaſchi vereinigt. Die Anzahl dieſer Leute iſt ſehr beträchtlich; ſie ſind von einem Haufen Burſchen umgeben, den man Mühe hat los zu werden. In dem Augenblick, wo man aus der Schelinge ſteigt, nehmen einige einen Theil deſſen, was man trägt; andre zeigen Zeugniſſe der guten Dienſte vor, welche ſie den Kapitänen oder andern Perſonen, die ſich ihrer vorher bedient, geleiſtet haben; jeder will ſich des Ankommenden ausſchließlich bemächtigen. Die, welche die Sachen halten, die er aus ſeinem Schiffe genommen hat, ſtellen ſich mit denſelben mit einer Art von Selbſtzufriedenheit neben ihn; alle ſtellen ſich ihm in den Weg, um ihre Dienſte anzubieten. Wenn er Miene macht, einen

zu

Digitized by Google

zu unterſcheiden, ſo erhebt ſich ſogleich ein Gezänk, und alle zuſammen machen ein Geſchrei, das noch durch das Geräuſch der Brandung, die ſich nahe dabei bricht, vermehrt wird. Ein Reiſender, der zum erſtenmale an der Küſte Indiens landet, weiß nicht, wo er ſeinen Kopf hindrehen ſoll. Sobald er in die Stadt gehen will, ſtrecken ſich ihm hundert Arme, mit Zeugniſſen verſehen, entgegen, um ihn zum Wählen zu zwingen; jemehr er verwirrt wird, jemehr werden die Schwarzen, welche merken, daß er noch Neuling iſt, dringender, bis er endlich, vom Kampfe ermüdet, eine Wahl trift. Von dieſem Augenblick an läßt das Getümmel nach, und der gewählte Dobaſchi wird gewöhnlich der erſte Bediente eines reichen Mannes; von ſeinem Herrn abgeſchickt, fällt er ſogleich mit ſeinem Rohr über die Menge her, bemächtigt ſich mit Ungeſtüm aller Sachen, die der Reiſende ausgeſchift hat, ſchickt einige ihm untergeordnete Burſche voran, um ihm einen Weg durch den Haufen zu bahnen, läßt ihm einen Palankin bringen, und führt ihn als ſeine Beute nach einer ihm beliebigen Herberge mit ſich fort. Der Oberdobaſchi kömmt den andern Tag ihm aufzuwarten, und bringt ihn ſodann in ſein Haus, wo er Möbel, Bediente aller Art, eine gut eingerichtete Küche, kurz, alles antrift, ohne nur einmal die Mühe des Auswählens gehabt zu haben; denn er kennt öfters die Gebräuche nicht, denen er ſich unterwerfen muß. Der Dobaſchi bemächtigt

ſich

ſich alles Geldes, aller Waaren, aller Geſchäfte ſeines Herrn; ein Kaſſirer, der Seraff genannt wird, hat die Beſorgung des baaren Geldes. Der Vortheil, welchen der erſtere dabei macht, ſetzt ihn in Stand, ſämtliche Ausgaben ſeines Herrn zu beſtreiten, und wenn man große Geſchäfte macht, ſo iſt es Sitte, daß dieſer Dobaſchi die Koſten des ganzen Aufenthaltes im Lande trägt. Man hat Diener für alle Bedürfniſſe; die vier großen Kaſten Indiens theilen ſich wieder in viele kleinere ein, und alle dieſe verſchiednen Unterabtheilungen ſind Vorurtheilen unterworfen, die ihnen nicht erlauben würden, niedrige Dienſte zu verrichten. Alle dieſe Dienſte ſind ſehr verſchiedner Art, und die Abſtufung derjenigen, welche ſie verrichten müſſen, iſt ſehr deutlich bezeichnet. Die niedrigſten Kaſten haben die Unreinigkeiten zu beſorgen; die Auskehrerinnen, die man Taligarſchi nennt, ſind aus denſelben. Auf ſie folgen die Schuſter, die für ſehr gemein gehalten werden; dann die Domeſtiken, die für die Bedürfniſſe ihres Herrn ſorgen, als der, welcher ihm die Füße wäſcht, oder der, welcher ihm die Schuhe zuſchnallt, dann die Träger und der, welcher den Paraſol trägt, dann der Barbier, der, welcher die Naſe und Ohren reinigt, und die Nägel abſchneidet. Es iſt gewiß, daß dieſe Leute alles anwenden, um einem angenehme Empfindungen zu verſchaffen. Ich habe nie etwas angenehmeres empfunden, als mir die Ohren von einem Schwar-

zen von Pondichery reinigen zu laſſen; wenn ſie fertig ſind, ſo ſtecken ſie ein kleines Stück Stahl in die Ohren, und ſetzen es mit dem geſchnellten Finger in eine zitternde Bewegung. Das wohlklingende Geräuſch, welches dies hervorbringt, giebt eine höchſtangenehme Erſchütterung. Nach dieſem Diener kömmt der Friſeur, dann der **Maſſirer.**

Dieſes **Maſſiren** iſt ebenfalls eine angenehme Empfindung, welche dieſe Leute hervorzubringen wiſſen. Wenn man ſich eine Zeitlang im Klima von Indien aufgehalten hat, wird man durch die ſtarke Ausdünſtung erſchöpft; die große Hitze macht träge, man hat beinah nicht Luſt, ſich zu bewegen, die Säfte zirkuliren nicht, und werden dicke; man wird ganz ſchwer, der Schlaf überwältigt einen, und man fällt in einen Zuſtand von Unempfindſamkeit, der ſich mit Krankheit, und oft mit der Peſt endigt. Bäder ſind nicht immer hinreichend, den erſchlaften Fibern ihre Spannkraft wiederzugeben, und nur, indem man ſich Maſſiren läßt, kömmt man allen dieſen Zufällen zuvor. An dieſe Operation gewöhnt man ſich nur nach und nach, der Anfang iſt ſehr ſchwach, aber in einer Zeit von 5 bis 6 Monaten läßt man ſich ſehr ſtark Maſſiren. Die Perſon, an der die Operation gemacht wird, legt ſich auf ein Bett, ein Diener knetet ſie wie einen Teig, indem er Sorge trägt, ſeine Hand auf alle Muſkeln der Arme, der Beine u. ſ. w. zu ſetzen.

Digitized by Google

Der Zweck dieſer Zeremonie iſt das Blut und die Säfte frei zirkuliren zu machen. Sie verſchaft einen angenehmen Schlaf, nach welchem man ganz wohl, ohne Schmerzen, ohne Kopfweh, kurz leicht und munter, aufſteht.

Nach dem Maſſirer kömmt der Kammerdiener, und dann der, welcher das Hausgeräth, Wäſche und dergl. aufſchreibt. Wenn ein Kammerdiener ſeinem Herrn ein reines Hemd giebt, ſo bringt es der Schreiber gleich mit wichtiger Miene in Rechnung, ſchließt den Koffer wieder zu, nimmt mit vieler Gravität den Schlüſſel, und reiht ihn an das Bund, welches er ſtolz auf einer Schulter trägt, und je größer dieſer Haufen Schlüſſel iſt, jemehr bildet ſich der Diener ein. Nach ihm kömmt der Hukka-Berdar. So wird derjenige genannt, der den Hukka zubereitet, und ihn ſeinem Herrn, wenn er rauchen will, darreicht. Die Beſchreibung dieſes Inſtruments findet man in jeder Reiſebeſchreibung. Das große Verdienſt eines Hukka-Berdar iſt, daß er macht, daß ſein Herr im Palankin oder zu Pferde rauchen kann; zu dieſem Endzweck muß er die Flaſche und das Kohlbecken tragen, indeß ſein Herr das Ende der Schlange hält. Auf dieſe Art folgt er im Laufe den Trägern oder dem Pferde, ohne daß etwas in Unordnung geräth; Das Feuer, der Tabak und das Waſſer, alles wird mit einer ſolchen Vorſicht getragen, daß man raucht, als ob man in ſeinem Zimmer wäre.

Digitized by Google

Nach dem **Hukkaträger** kömmt der Trabant oder Soldat. Er iſt von Mauriſcher Kaſte, manchmal brav, oft mürriſch, und immer ſtolz auf ſein Amt. Er trägt ein Bandelier mit einem Schild von Silber, auf welchem das Wappen oder die Chiffre desjenigen, dem er dient, eingegraben iſt. Sein Geſchäft iſt, die Beſtellungen zu beſorgen, und ſeinen Herrn, wenn er ausgeht, zu begleiten; er iſt mit einem Säbel oder einer Pike bewafnet, und läuft vor dem Palankin her, zerſtreut die Menge, indem er ohne Unterlaß auf Mauriſch „vorgeſehen" ruft. Man vermehrt die Zahl dieſer Trabanten nach dem Aufwande, den man machen will. Die gewöhnlichen Kaufleute haben deren zwei; wer aber nur etwas mit dem Gouvernement in Verbindung ſteht, hat drei oder vier. Ein Ankommender, der einen Kaufmann auf ſeinem Palankin, gefolgt von ſeinen Trabanten und von vier Trägern zum Ablöſen, begleitet von ſeinem **Hukka-Berdar** und ſeinem Sonnenſchirmträger, und gefolgt von Bedienten und Schreibern, die ihn nicht verlaſſen, und mit großem Lärm die Leute auf ſeinem Wege auseinander bringen, raſch daher tragen ſieht, ſo glaubt er, eher einem großen Herrn als einem Kaufmann zu begegnen.

Die wichtigſte Perſon, die nun folgt, iſt der Thürſteher, der ſich eines großen Zutrauens gewürdiget glaubt. Er bewacht in der That die Thür mit einer ſolchen gewiſſenhaften Aufmerkſamkeit, daß

Digitized by Google

er oft ſelbſt die Bedienten des Hauſes, wenn ſie mit einem Pack beladen, herausgehen wollen, anhält, wenn man ihm nicht die ausdrückliche Ordre giebt, ſie paſſiren zu laſſen.

Endlich gehören noch der Koch und ſeine Gehülfen, der **Komprador**, der die Vorräthe einkauft, der Schenke, der Speiſemeiſter, und der, der bei Tiſche aufwartet, zu den Leuten, die zum unmittelbaren Dienſt eines mittelmäßig reichen Mannes gehören.

Nach einer ſolchen Menge ſollte man glauben, daß die Liſte zu Ende ſei; aber keineswegs; man hat zur Zugabe noch den **Ober-Dobaſchi** und drei bis vier erſte Bediente, ebenſoviel Unterſchreiber und einen Haufen junger Indianer, die ſich beim **Dobaſchi** aufhalten, um die Geſchäfte zu lernen, und die ihn alle begleiten. Er, nebſt einem Schreiber, hat allein den Zutritt in das Zimmer oder Kabinet ſeines Herrn, um deſſen Befehle zu empfangen, oder ihm Rechnungen vorzulegen. Da um dieſen Mann ſich alle Geſchäfte drehen, ſo braucht der europäiſche Kaufmann nur die Oberaufſicht über deſſen Handlungen zu führen, und ihm ſeine Befehle zu geben. Wenn dieſe kleine Morgenaudienz geendigt iſt, entläßt er ihn, und das Haus bleibt von ſeinem Gefolge erfüllt, welches ſich in alle Winkel zerſtreut. Auf der Erde ſitzend, ſchreiben ſie, gleichviel was, und beobachten ein ſo tiefes Stillſchweigen, daß der Herr in ſeinem Zimmer nur leicht in die Hände zu klat-

ſchen braucht, um gehört zu werden, und um ſogleich alle dieſe Leute in Bewegung zu ſetzen. Wenn man einen Beſuch des Morgens macht, hat man Mühe, ſich einen Weg durch das Vorzimmer oder den großen Saal zu bahnen, mitten durch alle dieſe Schreiber, die von ihren Papieren umgeben ſind, ohne einige mit den Füßen zu treten.

Die Indianer fangen an auf Seidenpapier zu ſchreiben, welches ſie aus China ziehn. Dieſes löſcht oder fließt zwar durchaus, aber ſie haben ſich noch nicht gewöhnt, ihre Bücher aus Papier zu machen. Sie ſchreiben gewöhnlich auf Palmblätter, und bedienen ſich dazu eines Griffels von Eiſen, den ſie mit der rechten Hand führen, und den Nagel des Daums der linken Hand dagegen halten, indem ſie das Palmblatt in der Hand halten, ohne ſie aufzuſtützen. Wenn ſie ein Buch machen wollen, ſchneiden ſie die Blätter von einerlei Länge, durchſtechen ſie an zwei Enden, und nähen ſie zuſammen; dieſe Schnüre endigen ſich an zwei kleinen hölzernen Brettchen, welche breiter und länger ſind als die Blätter ſelbſt, und ſie dadurch ſchützen. Man macht das Buch zu und befeſtigt es durch Anziehung der Schnüre, und ſo giebt es Bücher von vielen Bänden. Sie haben Malabariſche und Mauriſche Schrift. Die Mauriſche Sprache iſt gleichſam auf die Perſiſche geimpft, und hat ihr Alfabet von ihr genommen. Sie iſt durch ganz Aſien, außer in China nicht, ſehr im Gange, und iſt die Sprache

aller

Digitized by Google

aller Matroſen und Soldaten. Die Malabariſche iſt die Landesſprache, und hat ihre eigne Schrift. Das Studium dieſer Sprache iſt nicht ohne Annehmlichkeit, da ſie eine hinreichende Litteratur beſitzt, um jemand, der ſich unterrichten will, zur Lektüre zu dienen.

Ich verweiſe hier immer wieder, was Sprachen, Gebräuche und Religion von Indien betrift, auf Sonnerat's Werk. Es iſt ſchwer, nach ihm noch etwas Neues zu ſagen, es ſei genug, die Sachen zu berühren, und den Leſer auf die Spur zu bringen.

Ich will hier nichts von den Kaſten ſagen, weil dieſe Sachen zu bekannt ſind; aber zu denen, die wir kennen, muß ich noch eine neue hinzufügen, die ſchon ſehr beträchtlich geworden iſt, und die vielleicht einſt alle andern, die Braminen ausgenommen, verdrängen wird. Dies iſt die, welche aus der Vermiſchung der Europäer mit den Eingebornen von allen Kaſten entſteht. Die erſten Verbindungen dieſer Art wurden von den Portugieſen zur Zeit ihrer glänzenden Eroberungen geſchloſſen, und die Race hat von ihnen den Namen bekommen, unter welchen man ſie heutzutage kennt. Dieſe Portugieſiſche Abkommenſchaft iſt nicht immer weiß geworden, einige Zweige ſind wieder zur ſchwarzen Farbe übergegangen, wieder einige haben ſich ſo dem Europäiſchen Blute genähert, daß man ſie auf den erſten Anblick nicht erkennt. Man muß ſich darüber um deſto eher

verwundern, da die Indianer, außer ihrer Farbe, keine Kennzeichen weiter haben, die ſie von den Europäern unterſcheiden. Bei dieſer Gelegenheit will ich etwas über die verſchiednen Racen, die ich auf dem Erdboden angetroffen habe, ſagen.

Alle Menſchen gehören unſtreitig zu Einer Gattung, weil jede Race mit der andern ſich fortpflanzen kann; doch ſind dieſe Racen augenſcheinlich verſchieden. Ich erkenne deren vier deutlich verſchiedne, die ſich wieder in verſchiedne Zweige abtheilen. Die erſte Race iſt die von Europa und Aſien, und es ſcheint erwieſen, daß ſie von einerlei Urſprung ſein müſſe, wie ſehr auch ihre Farbe verſchieden ſein mag. Dieſe Farbe ſchattirt nach dem Grade, wie ſie ſich dem Aequator nähert, welches mir ein unſtreitiger Beweis ſcheint, daß ſie vom Klima herkömmt. Ich gebe zu, daß ſich das ſchwarze Netz, welches die Anatomie zwiſchen der Haut und der Epidermis finden will, ſich wirklich da befindet; ich gebe ſelbſt zu, daß dieſe Eigenheit ſich eben ſo bei einem Aſiatiſchen Schwarzen, oder einem Indianer von niedriger Kaſte findet, denn das Netz kann nicht zur Race der Braminen gehören, deren Farbe von einem bleichen Gelb, ein wenig heller als die der Mulatten, und durch das Blut lebhafter gemacht iſt. Indem ich aber ſogar zugebe, daß man dies Netz bei einem Indianer antrift, ſo ſchließe ich darum nicht minder, daß das Klima allein es erzeugt hat, und daß bei einer höhern Breite es nach einigen Generatio-

rationen ſelbſt ohne Vermiſchung mit den Weißen verſchwinden würde: was noch mehr iſt, es giebt ſehr wenig Schwarze in Aſien, d. h. durchaus Schwarze. Dieſe trift man nur auf der Halbinſel von Indien in Pegu und den Inſeln an; denn ſobald man die Breite von 20 Graden erreicht, wird die Farbe ſchon etwas heller. Uebrigens haben ſie dieſelben Kennzeichen wie wir; die vornehmſten ſind, die mittelmäßig dicken Lippen, eine hervorſtehende Naſe, lange Augen, glattes langes Haar und einen Bart.

Dieſe Race leidet in Europa drei ſehr ausgezeichnete Abweichungen, die gegen Morgen, gegen Abend, und die Lappländer. Die erſten haben einen Karaker von griechiſcher Geſtalt beibehalten, der nicht zu verkennen iſt. In Aſien ſind die vornehmſten Schattirungen die Weißen, die Braminen und Kupferfarbigen, die Schwarzen und die Chineſen, deren Hauptkennzeichen die weniger hervorſtehende Naſe, und die kleinen ſchiefſtehenden Augen ſind. Alle dieſe Unterabtheilungen haben nach meiner Meinung einen gemeinſchaftlichen Urſprung, und nur das Klima hat ihnen die Verſchiedenheiten, die ſie karakteriſiren, eingedrückt.

Die zweite iſt die Afrikaniſche Race. Dieſe iſt ganz abgeſondert, und muß einen andern Urſprung haben. Ihre Hauptkennzeichen ſind die durchgängig dunkelſchwarze Farbe, die breite und wenig hervorragende Naſe, und die krauſe Wolle anſtatt

Haare und Bart. Wir kennen bei dieſer Race nur eine Unterabtheilung, die von einem weniger dunkeln Schwarz ſind, und von denen einige ein wenig ins Kupferfarbne fallen, aber alle übrigen Kennzeichen haben. Vor allem ſcheint die krauſe Wolle das vornehmſte Abzeichen der Afrikaniſchen Race zu ſein. Ein großer Mann hat in unſern Tagen geſagt, daß die Wiege des menſchlichen Geſchlechts auf den Ebenen der Tatarei ſei; ich will nicht ſtreiten, daß hier der Urſprung der Europäer und Aſiaten geweſen ſei, denn ich bin überzeugt, daß ſie nur einen gemeinſchaftlichen gehabt haben, aber ich kann nicht glauben, daß auch die Quelle der Bevölkerung Afrika's hier zu ſuchen ſei. Die Landenge von Suez hat in den Zeiten, wo Afrika nicht unbewohnt ſein konnte, augenſcheinlich dem Meer zum Bette gedient. Dieſe große Inſel muß in den Jahrhunderten, wo die Schiffahrt noch zu wenig bekannt war, um anzunehmen, daß die Menſchen ſich mit Hülfe ihrer Schiffe auf dem Erdkreis verbreitet hätten, eine eigenthümliche Race gehabt haben. Wir wollen mit einigen Schriftſtellern zugeben, daß die erſten Menſchen vom Kaukaſus herabgekommen ſind, und ſich auf den Ebenen, je nachdem ſie ausgetrocknet waren, ausgebreitet haben. Wir haben aber keine Urſache, Afrika ein gleiches Mittel zur Bevölkerung abzuſprechen; es kann ebenfalls ſeinen Kaukaſus gehabt haben, wo der Stamm der Afrikaniſchen Race ſeinen Urſprung genommen hat.

hat. Wir ſind nicht genug mit dem Innern dieſes Welttheils bekannt, um gegründete Vermuthungen über ihn anſtellen zu können; wir müſſen uns begnügen, die Menſchenrace, die ihn bewohnt, zu beobachten, und die unſtreitig von der unſrigen verſchieden iſt. Unſer Urſprung kann nicht einerlei ſein; um das Gegentheil zu beweiſen, müßte eine Afrikaniſche Familie nach Europa gebracht werden, hier die Kennzeichen der Europäer, daß ihre Haare glatt würden, ohne ſich mit der Europäiſchen Race zu vereinigen, annehmen, und eben ſo umgekehrt. Wir haben aber noch nicht geſehn, daß die Haare der Kreolen am Vorgebirge der guten Hofnung, deren Familien drei bis vier Generationen im Lande zählen, ſich in Wolle verwandelt hätten. Dieſe Wolle iſt eine der Afrikaniſchen Race ſo ſehr anhangende Eigenthümlichkeit, daß, ſelbſt wenn man ſie mit der Europäiſchen vermiſcht, dieſes Kennzeichen am letzten verſchwindet. Sie iſt ſo genau mit dieſer Race verbunden, und unterſcheidet ſie ſo vollkommen von allen übrigen, daß ſie ſogar in 34 Graden der Breite nichts von ihrer Stärke verloren hat, und immer noch dieſelbe iſt. Dieſer Karakter gehört ſo ſehr zu Afrika, daß er auf deſſen Grenzen eingeſchränkt iſt, und nicht weiter geht. Die Spanier, die durch eine Meerenge von 7 Stunden Weges getrennt ſind, haben lange und glatte Haare. Die Araber an der Grenze von Afrika, und die, welche nur durch die Meerenge von Babelmandel davon getrennt

getrennt ſind, haben alle lange Haare. Wenn ein Karakter einer Nation ſo ſehr eigen, und allen übrigen Racen ſo fremd iſt, wie kann man zweifeln, daß ſie einen verſchiedenen Urſprung haben? *)

Die dritte Race findet ſich hauptſächlich gegen die Landenge **Darien**, aber dieſe Menſchen ſind von geringer Anzahl, und heißen **Albinos**. Ihre Hauptkennzeichen ſind: die große Weiße ihrer Haut, der Flachs ſtatt der Haare, und die kleinen runden Augen

*) Ich weiß, daß der Chevalier **Bruce** ſagt, daß die Kennufs, ein Volk, daß an den Ufern des Nil, jenſeit des zweiten Waſſerfalls, in Nubien wohnt, lange Haare und keine Wolle hat: aber er hat nicht unterſucht, ob dieſe Völkerſchaft einheimiſch iſt, oder ob ſie aus Aſien kömmt. Dies ganze Land iſt, wie man weiß, voll von Arabern, und wir haben keine Urſache, die uns zu glauben hindern könnte, daß die Kennufs urſprünglich Araber wären; dies Faktum, welches das Anſehn des Schriftſtellers uns nicht in Zweifel zu ziehn erlaubt, beweiſt alſo nichts wider unſer Syſtem.

Derſelbe Reiſende verſichert, daß die Einwohner in Süden des Vorgebirges **Heli**, zwiſchen **Yemen** und den Staaten des Sherifs von **Mekka**, Wolle ſtatt der Haare, haben. Auch dies ſtößt das noch nicht um, was ich vorher geſagt habe; um meine Meinung zu widerlegen, müßten ſich Leute mit krauſen, vermiſcht mit einigen mit langen Haaren, überall ohne Unterſchied finden; aber ſo lange ich ſie nur in

Augen, die unfähig ſind das Tageslicht zu ertragen.

Es würde in der That keine leichte Aufgabe ſein, über den Urſprung dieſer unglücklichen Weſen, denen die Natur ſo viel verſagt hat, Vermuthungen anzuſtellen; ſie hat ſie zwar mit dem Vermögen, zu denken und zu reden, begabt, aber dies letzte Organ iſt bei ihnen ſo unvollkommen, daß es mehr einem Murmeln als deutlichen Tönen, gleicht. Ja, in einer

in einer beſtimmten kleinen Völkerſchaft ſehe, betrachte ich ſie nur als einen Beweis für mich, d. h. daß ſie einen von den Bewohnern des Landes verſchiedenen Urſprung haben, in deſſen Mitte ſie eingeſchloſſen ſind. Auf der Küſte Arabiens ſtößt man bei jedem Schritt auf Abyſſinier. Iſt dieſer ſchätzbare Schriftſteller gewiß, daß die Gegend des Vorgebirges Zeli nicht ausgewanderten Abyſſiniern zum Zufluchtsort gedient habe, ſei es zur Zeit der Kriege wegen Aufhebung des Mahometismus, oder vorher? Uebrigens ſollte man ſeine Beobachtungen, obgleich ſie im allgemeinen vortreflich ſind, ein wenig näher unterſuchen, denn es iſt möglich, daß er ſich, um ſeine Bemerkungen zu Papiere zu bringen, auf eine ſchlechte Feder verlaſſen habe. Sollte man nicht die zu den zweifelhaften rechnen, wenn er verſichert, 24 Grad 45 Minuten zu Syene beobachtet zu haben, ganz nahe bei dem Orte, wo Plinius und Strabo ſagen, daß der Brunnen gegraben ſei, der gerade unter dem Tropikus läge?

einer kleinen Entfernung iſt die Bewegung ihrer Lippen alles, was man davon wahrnimmt; man hört eher keinen Ton, als bis man ihnen ſo nahe kömmt, daß man ſie berühren kann. Ihre Denkkraft iſt ſehr gering, wenn man ſie nach ihrer unempfindlichen Lebensart beurtheilt, welche vielleicht eine Folge des Gefühls ihrer Schwäche iſt. Wenn man aber nach ihren uns bekannten Handlungen ſchließt, ſo wird man gezwungen, ihnen nur ſo viel Beurtheilungskraft, als hinreichend iſt, das was ihnen ſchädlich ſein kann, zu unterſcheiden, zuzugeſtehen.

Uebrigens beſteht dieſe unglückliche, ſchwache und wehrloſe Race nur in einigen Wenigen, die den wilden Thieren und Menſchen, die auf ſie Jagd machen, entronnen und umher zerſtreut ſind. Einige dieſer Unglücklichen ſind uns zugekommen, und wenn wir verwegen genug ſein wollten, die Natur nach dieſer Probe zu beurtheilen, ſo würden wir denken, ſie habe nur einige Wenige dieſer Race unbeſtimmt auf den Erdkreis geſtreut, und ihnen nicht erlaubt, ſich in eine Völkerſchaft zu vereinigen; wenigſtens haben alle Nachforſchungen der Reiſenden noch keine entdecken können. Man hat einige dieſer Elenden von beiden Geſchlechtern an den Küſten gefunden, wo ſie von Fiſchen zu leben ſchienen, und denen man, vielleicht zu leichtſinnig, nicht mehr Verſtand als den Auſtern, die ſie von ihren Felſen holten, zugeſtanden hat.

Wenn

Wenn dieſe Race zahlreich geweſen iſt, ſo iſt ſie faſt ganz verſchwunden, und es iſt von ihr nichts mehr da, als hinreichend iſt, ihr Andenken zu erhalten. Dann iſt ſie auch zu wenig bekannt, um zu wiſſen, ob ſie Unterabtheilungen hat, oder auch, um etwas beſtimmtes von ihr zu wiſſen.

Man hat gedacht, daß vielleicht ihr phyſiſcher und moraliſcher Zuſtand die Folge einer Krankheit ſei; einige haben ſogar geglaubt, daß dies der Zuſtand der Krankheit ſelbſt ſei. Dies ſind aber nur Vermuthungen, und man muß ſie ſo lange als eine eigene Race betrachten, bis man über ſie Aufklärungen erhalten hat, die die Zweifel in dieſer Rückſicht heben können.

Die vierte Race iſt die Amerikaniſche. Eine Race, die ſich unter einem ſo verſchiedenen Himmelſtrich ausbreitet, der alle Zonen in ſich begreift, muß ſehr zahlreiche Unterabtheilungen haben. Auch hat ſie deren eine unendliche Menge, aber ihr Hauptkarakter iſt, einige wilde Horden in Norden ausgenommen, daß ſie keinen Bart hat. Dieſer Karakter iſt eben ſo auffallend und eben ſo unvertilgbar, als die Wolle der Afrikaner, und es ſcheint mir eben ſo unwiderleglich, daß ihr Urſprung vom unſrigen verſchieden ſei.

Die neue Entſtehung dieſes feſten Landes würde mir kein unwiderſprechlicher Beweis ſcheinen, daß ſeine Bewohner aus der alten Welt dorthin gekommen wären; die Ebenen bloß ſcheinen erſt vor kurzer Zeit

von der Herrſchaft des Ozeans befreit zu ſein; aber nichts kann uns dahin bringen zu glauben, daß ihre Berge überſchwemmt geweſen ſein ſollten, während daß die unſrigen trocken waren. Wenn der Pitſchinka, der Tſchimboraſſo augenſcheinliche Spuren vom Aufenthalte des Meers auf ihren höchſten Spitzen tragen, ſo bieten uns unſre Alpen dieſelben Spuren dar, und es ſcheint mir der Vernunft gemäß anzunehmen, daß die Gebirge von Amerika den Erſten der Amerikaniſchen Race zum Aufenthalt gedient haben, ſo wie der Kaukaſus und vielleicht der Atlas, oder jeder andre Berg, den Racen, die heutzutage Europa und Afrika bevölkern, zur Wiege gedient hat. Kurz, die Haare und der Bart ſcheinen mir die beſtimmten Kennzeichen, durch welche die Natur die drei großen Racen, welche die Erde bevölkern, hat trennen wollen, (denn die Albinos ſind in ſo geringer Anzahl, daß ich ſie in Betracht mit den andern, nicht rechne). Dieſe Livree, die ſie ihnen zu tragen geboten hat, iſt unvertilgbar, ſie beſteht ſeit ihrem Urſprung, und wird das immerwährende Denkmal ſein, welches die Verſchiedenheit der Quellen, welchen ſie ihr Daſein verdanken, bezeugt.

Nach dem Syſtem, welches ich eben entworfen habe, iſt es nicht zu verwundern, daß die Portugieſiſche Race ſich ſo ganz mit der Indiſchen vermiſcht hat, daß nach mehreren Generationen, man nichts mehr von ihr gewahr wird.

Unter

Digitized by Google

Unter den Damen von Pondichery ſind wenige, die ſich eines weißen unvermiſchten Urſprungs rühmen könnten. Wenn die Abkommenſchaft ſich immer durch Weiße fortgepflanzt hätte, ſo würde jeder Zweig einer Familie denſelben Grad der Weiße haben, und der Unterſchied würde unbedeutend ſein. Aber es trift öfters ein, daß von zwei Schweſtern die eine einen Portugieſen oder ſonſt einen Weißen, die andre einen Neger heirathet; daher können die Kinder zweier Geſchwiſter, die einen ſehr weiß, die andern ſehr ſchwarz ſein. Die Weißen können ein beträchtliches Glück machen, wärend die andern in dem Stand der Dienſtbarkeit bleiben. Dies geſchieht alle Tage, und ich führe daher einen in allem Betracht ſehr ſchätzbaren Mann, der einen ſehr anſehnlichen Poſten bekleidet, an, der eine Frau von ſolcher Abkunſt geheirathet hatte, deren Vater ein farbiger Offizier war, und der ſelbſt zuerſt darüber ſcherzte, da er ohnehin nicht ſehr gut mit ſeiner Frau lebte. Er ſagte ſehr launig: daß er ſich fürchte, ſeine Träger abſtrafen zu laſſen, wenn ſie etwas begiengen, und daß er ihnen daher nur einen Verweis gäbe, weil er fürchte, vielleicht einen Vetter ſeiner Frau unter ihnen anzutreffen.

Man kannte zu Pondichery nur zwei Familien, deren Blut ganz rein war; die eine hatte zwei Söhne, die ſich mit Indiſchen Familien verbunden haben; die andre hatte nur Töchter, die den Nahmen nicht fortpflanzen werden, alſo wird Pondichery in

20 Jahren nicht eine einzige Familie mehr haben, deren Europäiſche Abkommenſchaft unvermiſcht wäre. Dieſe Verbindungen ſind ſo gemein geworden, daß der Theil der Einwohner, der unter dem Nahmen der Portugieſiſchen Kaſte bekannt iſt, jetzt ſo beträchtlich iſt, und ſich ſo ſehr vermehrt, daß mit Hülfe der Miſſionen ſie zuletzt die übrigen verdrängen wird, die Braminen allein ausgenommen, die ihre Behutſamkeit, ſich mit den Ausländern zu verbinden, nicht nur aufs äußerſte treiben, ſondern ſogar jede Gemeinſchaft mit ihnen meiden. Dies geht ſo weit, daß ſie die Gefäße zerſchlagen, woraus ſie ihnen nach einem Geſetz der Gaſtfreundſchaft zu trinken geben müſſen, wenn es die Gelegenheit erfordert.

Denke jederzeit daran, wird einem Braminen von ſeiner Kindheit an geſagt, daß du geboren biſt, um den übrigen Menſchen zu befehlen. Dieſe Lehre wird täglich wiederholt, und trägt vielleicht eben ſo viel als alles andre dazu bei, ihnen die Meinung einzuflößen, die ſie von ihrer Erhabenheit über die übrigen Kaſten haben.

Die Braminen ſind, was man auch einwenden mag, im Beſitz der erſten Stellen, der Reichthümer, und genießen eines unbegernzten Anſehens. Dieſe Gewalt verdankten ſie wahrſcheinlich zuerſt ihren phyſiſchen Kräften, ihren Waffen, und erhielten ſich in demſelben durch ihre Tugenden und ihre Einſichten. Sie verdanken zwar noch itzt das Anſehen, in dem ſie ſtehen, den Kenntniſſen, welche

ſie

ſie beſitzen. Noch immer iſt es die Meinung, die man von ihrer Tugend und Weisheit hat, die ihnen den erſten Rang giebt, aber es iſt jetzt weiter nichts als eine Meinungsſache, und die erſte Revolution in den Grundſätzen kann ihnen dieſe Obergewalt entreißen. Ihren phyſiſchen Vorzug haben ſie ſchon verloren; ihre Kaſte hat, wie das ganze menſchliche Geſchlecht, viel von der Kraft, die die erſten Menſchen gehabt haben müſſen, verloren; das Anſehn, welches die Waffen geben, iſt von ihnen auf die Mauren, welche ſie beſiegt haben, übergegangen. Wenn etwas ſie auf der Stufe, auf der ſie ſtehen, aufrecht halten kann, ſo iſt es das Geheimniß, daß ſie über ihre Urſprache, ihre Myſterien und ihrer Religionsbücher, über die Kenntniſſe, die damit verknüpft ſind, verbreiten, und mehr als alles dies vielleicht das Vorrecht, unmittelbar die Bedienung der Altäre unter ſich zu haben.

Dieſe Altäre befinden ſich in kleinen Tempeln, die man Pagoden nennt. Einige dieſer Gebäude ſind von beträchtlicher Größe, und nehmen einen großen Platz ein, aber nur die daran ſtoßenden Gebäude, die über den Thüren errichteten Thürme, die Umgebungen des Hofes, geben dieſen Tempeln ein ſolches Anſehn von Größe. Die eigentliche Pagode iſt immer nur ein kleines Gebäude, das höchſtens 100 Menſchen faſſen kann, und liegt gewöhnlich in der Mitte des Hofes. Das Idol ſteht, mit Blumen geſchmückt, auf einem Fußgeſtelle, dem Volke

zur Anbetung ausgeſetzt. Man brennt vor dem Bildniß der Gottheit viel Kokosöl in einer Menge kleiner Lampen: man bringt ihm Opfergaben von Früchten, Milch, Korn, Oel und Blumen. Bei jeder Opfergabe klingelt man mit einer Menge kleiner Glocken, die an einem Geſtelle von Holz, in Geſtalt eines Triangels, befeſtigt ſind. Dieſes Geläute iſt dem Gotte und der Menge angenehm, und wer durch ſein Geſchenk den Beifall dieſer Glöckchen verdient hat, bezahlt dafür zum Vortheil der Braminen.

Niemand hat übrigens mit mehr Genauigkeit über dieſen Gegenſtand geſchrieben als Sonnerat; mit ſeinem Buche in der Hand, bin ich das ganze Land durchreiſt, und ich werde mich wohl hüten, dieſe Materie nach ihm noch einmal von Grund aus zu behandeln. Ich verweiſe alſo diejenigen auf ſeine Werke, welche die nähern Umſtände, vorzüglich was Religion betrift, über die Bilder, die man verehrt, und über die mannichfaltigen Sinnbilder, unter welchen man die verſchiednen Menſchwerdungen Brama's und die andern Gottheiten vorſtellt, kennen zu lernen wünſchen.

Die Weisheit wird z. B. unter dem Bilde einer Kuh verehrt. Man findet ſie in allen Pagoden auf einem großen Fußgeſtelle in der Mitte des Hofes; man trift ſie auf den Wegen an allen Straßenecken in einer kleinen Niſche auf einem Pfahl.

Die

Digitized by Google

Die Indianer haben eine beſondre Ehrfurcht für dieſe Göttinn, deren Unreinigkeiten bei ihnen in großer Verehrung ſtehen, und außerdem die Eigenſchaften haben, die Inſekten zu vertreiben. Auch waſchen diejenigen, die ſich die Verehrung derſelben beſonders angelegen ſein laſſen, ihre Häuſer inwendig mit Waſſer, worin Kuhmiſt aufgelöſt iſt. Auch bewerfen ſie die äußern Wände damit, ſo daß manches Malabariſche Haus weder einen angenehmen Anblick noch Geruch gewährt.

Von ihren Religionsgrundſätzen ſoll nur ein einziger hier angeführt werden, weil er die Reiſenden eigentlich betrift.

Die Gaſtfreundſchaft iſt eine Tugend, die ihnen hauptſächlich empfohlen iſt; deswegen iſt ein Reiſender für ſie ein geheiligter Gegenſtand. Man hat zwar einige Beiſpiele, daß ſie deren, um zu berauben, ermordet haben, aber dies liegt nicht an ihren Lehrſätzen. Ueberall wiſſen ſich Böſewichter von den Geſetzen loszumachen, und wenn einige Banditen ſich dieſes Ungehorſams ſchuldig machen, ſo befolgen es im allgemeinen die übrigen, ſie beherbergen den Reiſenden nicht nur, ſondern ſie kommen ſogar ſeinen Bedürfniſſen auf der Landſtraße entgegen. Sie bauen eine Art von Karavanſerai (Chauderies), wo jedermann hineingehen, ſeine Wohnung aufſchlagen, ſeine Küche machen kann, wenn er Lebensmittel hat, und wieder fortgehen, ohne etwas zu bezahlen. Die Gaſtfreundſchaft würde

noch größer ſein, wenn der Unglückliche etwas zu eſſen fände; aber es iſt ſchon viel, umſonſt einen Aufenthalt in einem Lande zu verſchaffen, wo das erſte Bedürfniß iſt, ſich vor dem ungünſtigen Klima zu ſchützen.

Dieſe Gebäude ſind manchmal ſehr beträchtlich. Sie werden von einem Manne bedient, der ſie rein halten muß. Ein Reiſender kömmt an, und nimmt ohne Umſtände vom Hauſe Beſitz, es gehört ihm für den Augenblick. Ein andrer kömmt nach ihm; der erſtgekommene macht ihm Platz, und jener nimmt, ohne ihn zu fragen, ob er es auch zufrieden ſey, den Platz ein, der ihm am beſten gefällt. So geht es fort, bis das Haus voll iſt; wenn die Hitze vorüber iſt, macht man ſich auf den Weg und ſucht das nächſte Quartier zu erreichen. Wenn die Nacht anbricht, macht ein jeder ſeine Einrichtung zum ſchlafen. Die Indier legen ſich alle durcheinander, und wenn ſich ein Europäer unter ihnen befindet, ſo haben ſie die Gefälligkeit, ihm einen kleinen Winkel für ſich einzuräumen. Obgleich die Gaſtfreundſchaft ein Religionsgrundſatz bei ihnen iſt, ſo bauen ſie nicht deſtoweniger in ihren Aldeen oder Dörfern, vorzüglich auf beſuchten Wegen, ſolche Gebäude, um die Unbequemlichkeit zu vermeiden, die dies ihnen verurſachen könnte, und ſichern ſich auf dieſe Art vor dem Beſuchen der Reiſenden, denen, ſobald ſie ein öffentliches Haus antreffen, es nicht einfällt, bei den Einwohnern einkehren zu

wollen:

wollen: vielleicht würden ſie auch in dieſem Falle nicht einmal aufgenommen werden. Außer dieſen in den Dörfern oder nahe dabei liegenden Gebäuden, giebt es deren von einer Entfernung zur andern auf den Landſtraßen von allen andern Wohnungen abgeſondert. Wenn ein Reiſender von der Sonnenhitze verbrannt oder in einer ungeheuren Ebene von einem Sturm überfallen, von jedem andern Zufluchtsort entfernt iſt, ſo findet er überall auf ſeinem Wege, ohne Koſten, einen Schutzort gegen die Unbequemlichkeiten der Jahreszeit, oder der Witterung. Wenn es nicht genug Waſſer in der Nachbarſchaft giebt, ſo graben ſie große Teiche, wo Menſchen und Thiere ſich baden und ihren Durſt löſchen können. Die Errichtung dieſer Gebäude iſt nicht allein eine Religionsvorſchrift, ſondern ſogar ein Büßungsmittel. Jeder Reiche beeifert ſich, da, wo er glaubt, daß es nöthig iſt, welche erbauen zu laſſen. Ein untreuer Beamter, ein Beamter, der ſeine Untergebene gedrückt hat, jemand, der durch unerlaubte Mittel reich geworden iſt, alle dieſe glauben, durch die Errichtung dieſer Gebäude Verzeihung zu erhalten. Den Reiſenden wohl thun, heißt ſich der Gottheit angenehm machen, und wenn jemand auch mit Verbrechen beladen iſt, ſo wird er doch, wenn er zwei oder drei ſolcher Gebäude hat erbauen laſſen, ſanft und in der Ueberzeugung ſterben, einer ewigen Glückſeligkeit im Schooße Brama's zu genießen. In der Nachbarſchaft großer

Städte findet man deren ſehr beträchtliche, die in Zimmer oder Zellen abgetheilt ſind, in welchen jeder für ſich allein wohnen kann. Einige haben ſogar noch ein daranſtoßendes kleines, für Leute von Anſehn beſſer eingerichtetes Haus; aber auf dem Felde beſteht ein ſolches Gebäude gemeiniglich nur in einem Viereck von Steinen, deſſen drei Seiten mit Mauern umgeben ſind, und deren Vorderſeite offen bleibt, und wenn es groß iſt, ſo iſt dieſe Façade mit zwei oder drei Säulen geziert, welche den Giebel tragen.

Dieſe kleineren Gebäude haben eine ziemlich ſonderbare Eigenheit, über deren Bedeutung ich keine Auskunft habe erhalten können. Das Innere von allen, oder wenigſtens beinah von allen, iſt mit Basreliefs von unten bis oben angefüllt; die Mauern, die Decke, die Säulen, das Pflaſter, alles iſt mit ſolcher grober Bildhauerarbeit bedeckt, welche die unanſtändigſten Gegenſtände vorſtellt; es ſind Darſtellungen vom ſchlüpfrigſten Inhalt. Wenn ihre Religion ihnen befiehlt, ſolche Gebäude zu errichten, ſo iſt es doch ſchwer zu glauben, daß ſie ihnen eine ſo unanſtändige Auszierung vorſchreibe.

Die Religion des Brama hat ihre Diſſidenten. Die einen verehren den Schiwen oder das böſe Princip; ſie mögen aber einer Sekte folgen, welche ſie wollen, ſo haben ſie nur Eine Art, die Gottheit anzubeten. Der Betende wirft ſich nieder, und bringt

ſtill-

Digitized by Google

ſtillſchweigend ſeine Gabe, welche die Prieſter in Empfang nehmen, und wenn er ſich beim Bezahlen großmüthig bezeigt, ſo ſtreut man ihm auf Arme und Stirn ein rothes, weißes, ſchwarzes oder gelbes Pulver, manchmal alle vier zuſammen. Dieſe Pulver werden, je nachdem die Sekte iſt, auf verſchiedene Weiſe angebracht. Die Verehrer des Schiwen tragen drei Streifen in Geſtalt eines Dreizacks, die aufrecht ſtehen; andere tragen ſie in die Quere, bloß hingeworfen, ohne Form; mehrere haben nur einen Fleck von dieſem Gemengſel, der durch das Kokosöl, womit man die Haut vorher gerieben hat, feſtgehalten wird. So weiß auch ihr Kleid ſein mag, und ſo viel Sorge ſie auch tragen, ſich reinlich zu halten, ſo iſt es doch unmöglich, ſich einer Empfindung von Ekel beim Anblick eines Malabaren zu erwehren, der eben in ſeiner Pagode mit dieſem Teig, der mit den Zähnen zerkaut ſcheint, im ganzen Geſicht beſchmiert iſt. Wenn man das Gemälde vollenden will, ſo muß man ſich noch einen Mund mit Betel denken, der immer Blut auszuſpeien ſcheint, welches einen wirklich ſchauderhaften Anblick giebt. Wenn ihre Privatverehrung ſtillſchweigend geſchieht, ſo ſind dafür ihre Feierlichkeiten deſto lärmender. Beinah alle Völker haben Geſang bei ihren religiöſen Feierlichkeiten, einige haben ſogar den Tanz dabei eingeführt. Die Chriſten der erſten Kirche tanzten an den Feſttagen, und die Biſchöfe ſelbſt führten den Reigen an. Die

Juden tanzten vor der Bundeslade, und hatten vor dem goldnen Kalbe getanzt. Der Tanz mag eine Eigenheit ihrer Gottesverehrung, die ſie aus Egypten mitbrachten, geweſen ſein, oder dieſe kleine Nation, die ſo wenig wichtig war, daß ſie keine ihr eigenthümliche Gebräuche hatte, mag dieſen Gebrauch von ihren Beſiegern in der Gefangenſchaft angenommen haben, ſo ſcheint es doch immer gewiß, daß zu ſehr entfernten Zeiten der Tanz zu den religiöſen Zeremonien mehrerer Völker Aſiens gehörte.

Dieſer Gebrauch iſt in Indien geblieben, und währt noch jetzt fort. Die Tänzerinnen, welche die Portugieſen **Bayaderen** genannt haben, werden auf Koſten der Pagode unterhalten, und müſſen bei Feierlichkeiten tanzen; auch dienen ſie zur Vergnügung der Oberhäupter der Sekte, die ſie nach ihrem Willen gebrauchen. Dieſe Weiber haben durch die Beſchreibung, welche die Reiſenden von ihnen gemacht haben, einen großen Ruf erhalten; aber ich fand ſie ſehr unter der Schilderung, die man von ihnen macht. Es giebt wirklich einige recht hübſche darunter, aber ihr Tanz hat nicht das Anlockende und Wollüſtige, was man von ihnen geſagt hat, und ihr Anzug, von dem man großen Lärm gemacht hat, hat ſehr wenig verführeriſches, wovon ich jedoch den Gebrauch, ſich um die Augen einen großen ſchwarzen Kreis zu mahlen, ausnehme. So lächerlich dies auch ſcheinen mag, ſo macht es doch auf ihr Geſicht eine ſehr gute Wirkung, und giebt ihrem

ihrem Anblick eine unglaubliche Lebhaftigkeit. Uebrigens ſind ſie mit einem Gewand von Urgandi bekleidet, welches ziemlich durchgängig roſenroth, blau oder braun, und manchmal mit einigen Zierrathen von Gold geſtickt iſt. Ihr Anzug iſt ſehr reich, aber geſchmacklos, und ob ſie gleich zuweilen ſehr anlockend angezogen ſind, ſo fehlt es ihnen doch immer an Grazie. Ihr Kopf iſt mit Kleinodien von Gold bedeckt; ihre Naſe trägt einen großen Ring, den ſie, um zu eſſen, wegſchieben müſſen, und ihre Ohren ſind auf eine ungeheure Art mit einer unglaublichen Menge von Ringen aller Art beladen. Dieſen letzten Putz haben ſie mit allen Indianerinnen gemein. Man durchbohrt ihnen in ihrer Jugend die Ohren mit einem Durchſchlag, und ſteckt in das Loch eine Springfeder, die es immer mehr vergrößert, welches ihnen den Knorpel ſo ſehr erweitert, daß es ſehr gewöhnlich iſt, Frauen zu ſehen, deren Ohren eine hölzerne Feder haben, in der Form einer Uhrfeder, und die im Durchmeſſer die Größe eines Laubthalers hat. Wenn ſie ihren Staat anlegen wollen, ſo ziehen ſie dieſe Feder heraus, und ſtecken an deren Stelle ſo viel Kleinodien in das Loch im Ohr, als nur hineingehn wollen. Ich habe einige geſehen, die ſo ungeheuer beladen waren, daß ich mich wunderte, daß der Knorpel nicht ausriß; und ich begreife nicht, wie er eine ſo große Laſt tragen konnte.

Die

Die Bayaderen genießen einer Art von Anſehen und einiger Ehrenbezeugungen unter dem Volk. Der Vorrang, den ſie behaupten, findet bloß im Innern der Pagode ſtatt, weil ihr Dienſt ſie an das Idol feſſelt, vor welchem ſie tanzen. Einige von ihnen haben, unerachtet der Schwierigkeiten, die man hat, um zu ihnen zu kommen, die Begierden einiger Europäer ſehr lebhaft erregt, und daher kömmt der Ruf ihrer Schönheit. Was mich betrift, ſo ſtehe ich nicht an, ſie tief unter die Braminenweiber zu ſetzen; dieſe haben eine viel weißere Farbe (denn einige Bayaderen ſind ganz ſchwarz), ſind viel friſcher, haben eine hübſchere Figur, kurz, haben mir einladend geſchienen. Die Bayaderen hingegen haben nie Eindruck auf mich gemacht, ſelbſt wenn ihnen der Tanz zu Hülfe kam. Da übrigens alles, was von fern her kömmt, ſich der Einbildung als wunderbar darſtellt, ſo iſt es gut, dem Leſer zu ſagen, daß, wenn das Wort Tänzerinn eben ſowol den Indiſchen Gauklerinnen als auch den Opernymphen in Paris beigelegt wird, ſie doch in der Aehnlichkeit weit von einander unterſchieden ſind, nicht allein an Grazie und an Talent, ſondern auch in der Art des Talents.

Der Tanz dieſer Weiber iſt eine taktmäßige Bewegung, nach einer Trommel, die ein Schwarzer mit den Fingern ſchlägt, und mit einem Liede begleitet, welches ſelbſt für wenig delikate Ohren barbariſch klingen würde. Der Tanzmeiſter, oder wenig-

ſtens

ſtens der, welcher dieſe Art von Ballet dirigirt, bezeichnet den Takt durch eine kleine Glocke oder Zimbel, die er in der Hand hält, und mit der er an den Rand einer andern Zimbel ſchlägt, welches einen hellklingenden Ton hervorbringt, der die Tänzerinn anfeuert, und ihren Bewegungen Beſtimmtheit giebt. Sie kennen übrigens keine zierliche Stellungen, keinen ordentlichen Pas; ſie geſtikuliren viel, und auf die Bewegung ihrer Arme ſchienen ſie mir alle Sorgfalt und Aufmerkſamkeit zu wenden; manchmal ſpielen ſie im Tanzen mit Mauriſchen Dolchen, worin ſie mir ſehr geübt ſchienen. Eine von ihnen, die für ſehr geſchickt gehalten wurde, ward einen Abend zum Oberhaupt der Malabaren gefordert, um in meiner Gegenwart zu tanzen; wahrſcheinlich hatte man ihr einen Wink gegeben, denn ſie ſchien erſtaunlich viel Vergnügen daran zu finden, mich mit ihren Dolchen zu erſchrecken. Jedesmal, wenn ſie bei mir vorüber kam, drehte ſie ſich plötzlich nach mir, und zuckte mit vieler Feſtigkeit die Spitzen ihrer Dolche gegen mich, doch ſo, daß ſie einen Finger breit von der Bruſt einhielt. Dieſe Bewegung ward durch den Schlag der kleinen Zimbel angeführt und beſtimmt, welche der Tanzmeiſter unverſehens nahe an meinem Ohr ertönen ließ, und die, zum großen Vergnügen der Menge, welche dies Schauſpiel gewöhnlich herbeizieht, nicht verfehlte, mich jedesmal auffahren zu machen.

Die

Digitized by Google

Die vornehmſten Feſte, wo die Bayaderen öffentlich tanzen, ſind der Jagdtanz der Götter, der Feſttag des Wagens, und der des Elefanten. Wegen der umſtändlichern Beſchreibung beziehe ich mich auf Sonnerat, und bemerke nur, daß die Jagd der Götter nicht mit ſo vielem Pomp als ehemals gefeiert wird. Das Feſt des Wagens hat noch nichts von ſeinem Glanze verloren. Man kann indeß bemerken, daß der Revolutionsgeiſt, der den Erdkreis zu durchlaufen und die angenommenen Meinungen zu untergraben ſcheint, wie er auch ſein mag, auf den Fanatismus der Indier zu wirken ſcheint. Ehemals waren alle Feſte des Wagens mit dem Tode irgend einer Perſon bezeichnet, welche den Himmel zu verdienen glaubte, wenn ſie ſich von den Rädern oder von den ſchneidenden Inſtrumenten, womit dieſe verſehen ſind, tödten oder verſtümmeln ließ. Ob ſie zwar von dem Glück, welches die, welche ſich dieſer Todesart unterwerfen, in der andern Welt genießen, ſehr überzeugt ſind, ſo hat ſich doch die Anzahl der Schlachtopfer ſehr verringert, und man findet faſt niemand mehr, der ſeine künftige Glückſeligkeit ſo theuer erkaufen will. Wenn man die Pagode zu Dſchagrenat, die berühmteſte in ganz Indien, ausnimmt, ſo ſtirbt aufs höchſte alle Jahr nur Ein ſolcher Heiliger auf dieſe Art, und man ſieht niemand mehr, der ſich bei dem Wagen niederwirft; oder wenn ja einer es thut, ſo hat er die Geſchicklichkeit, dem furchtbaren Rade

auszu-

auszuweichen, und geſund und friſch, oder wenigſtens mit einer leichten Verwundung aufzuſtehn.

Doch trift man in Indien eine eben ſo große Menge Fakir's an als ehemals. Dieſe Leute weihen ſich ganz den Qualen; aber nicht das Glück des künftigen Lebens reizt ſie, und man würde wahrſcheinlich nicht deren ſo viele ſehn, wenn ſie nicht ſchon in dieſem Leben die Belohnung der Peinigungen, die ſie ſich bereiten, in dem erſtaunenden Anſehn, welches ſie genießen, und in den Ehrfurchtsbezeigungen, die man an ihnen verſchwendet, fänden. Der hingegen, der ſich dem Tode hingiebt, und ihn unter den Rädern eines heiligen Wagens ſucht, muß die ganze Belohnung ſeiner Qual nach dem Tode erwarten, und nicht das mindeſte davon wird ihm während ſeines Lebens zu Theil; daher iſt dieſer Reiz weniger lebhaft als der der Fakirs. Der bloße Glaube an Brama kann Märtirer des Wagens machen, der Stolz beſtimmt die andern, und macht, daß ſie die Qualen, die ſie leiden, ſtandhaft ertragen. Dieſer Stolz muß ſehr groß ſein, und dieſe Leidenſchaft muß einen ſehr hohen Grad der Gewalt über das menſchliche Herz erlangt haben, daß ſie die Martern, denen ſie ſich unterwerfen, ertragen.

Unter allen Beiſpielen dieſer Art, die mir aufgefallen ſind, hat mir folgendes das meiſte Gefühl von Abſcheu und Mitleid für den Elenden eingeflößt, der der Gegenſtand davon war; nehmlich die Fauſt beſtändig geſchloſſen zu halten. Die Hand des

Fakirs,

Digitized by Google

Fakirs, der ſich zu dieſer Art von Marter beſtimmt hatte, war von ſeinen Nägeln durchbohrt, die, da ſie nicht aufhörten, ohngeachtet dieſer Lage zu wachſen, durch die Hinterhand gedrungen waren, und zwiſchen den Muſkeln, die zur Bewegung der Finger dienen, hervorkamen. Man urtheile von der Länge der Dauer eines ſolchen Schmerzens, und von der Standhaftigkeit desjenigen, der ihn ertrug.

Uebrigens ſind die Prieſter ſehr große Gaukler, und beſitzen auf eine wunderbare Art die Kunſt, dem Volke etwas vorzumachen. Ich habe ein Beiſpiel davon in der Nähe von Pondichery beim Feſte des Feuers geſehen. Ich ſah, daß eine Frau, die ein Kind an der Bruſt trug, zweimal mit nackten Füßen durch einen Haufen glühender Kohlen ging, ohne das geringſte Zeichen von Schmerz von ſich zu geben. Dieſer Haufen war über zwanzig Fuß lang; ſie gieng langſam, und da an den Füßen dieſer Frau, welche ich aus Neugier unterſuchte, nicht die geringſte Spur von Brand zu finden war, ſo iſt dadurch die Betrügerei der Prieſter offenbar erwieſen. Ich habe keine Gewißheit erhalten können, ob die Frau mit dem Prieſter unter einer Decke ſpielte; es wäre möglich, daß er ihres Vertrauens und ihrer Einfalt gemißbraucht, und Mittel gefunden hätte, ohne daß ſie ſich deſſen verſah, ihre Füße mit einem fetten Körper zu beſtreichen, der die Eigenſchaft hätte, die Wirkung des Feuers zu verhüten, ſie mag

mag aber darum gewußt haben oder nicht, ſo iſt es außer allem Zweifel, daß er ein ſolches Mittel gebraucht hat. Auch war unter dem Volke, meinen Dobaſchi ausgenommen, der ſonſt für einen ſtarken Geiſt galt, keine Seele, die nicht überzeugt war, daß die Macht der Gottheit allein ſie vor den Angriffen des Feuers bewahrt habe. Ich weiß nicht, ob die Chemie in Europa das Geheimniß kennt, die Haut unverbrennbar zu machen, es iſt aber gewiß, daß es nicht bloß in den Grenzen Indiens eingeſchloſſen iſt, denn ich habe es auf der Afrikaniſchen Küſte bei den Feuerproben, denen ſich die Neger von Kongo, um ſich von einem Verbrechen, deſſen ſie angeklagt ſind, zu reinigen, unterwerfen müſſen, wieder gefunden. Die Gangas haben die Aufſicht bei dieſer Probe, und man überſteht ſie, oder unterliegt, nach ihrem Gefallen.

Die Prieſter ſind bei weitem nicht die einzigen Gaukler, und ich glaube ſogar, daß ſie nicht einmal die geſchickteſten ſind. Ihre Taſchenſpielerkünſte, welche lange vorher vorbereitet ſind, und noch vom Aberglauben unterſtützt werden, haben einen großen Vortheil vor den andern, und müſſen viel leichter hinreißen. Nichts gleicht der Geſchicklichkeit der andern; unſre beſten Taſchenſpieler könnten bei ihnen in die Schule gehn. Auf die Kunſtſtücke, zu denen viel Behendigkeit erfordert wird, als Feuer, brennendes Werg, und eine große Menge Dornen auszuſpeien, oder, daß man ihre Eingeweide aus

G dem

Bayerische Staats-Bibliothek München

dem Munde herauskommen ſieht, und ſie ſie dann wieder hinter zu ſchlingen ſcheinen, und dergleichen Poſſen mehr, auf dieſe laſſen ſie ſolche folgen, wozu die größte Kraft erfordert wird, und die wirklich erſtaunlich ſind. Bei dieſen findet kein Blendwerk, keine Taſchenſpielerei, keine Behendigkeit ſtatt; was man erblickt, iſt wirklich das, was man zu erblicken glaubt. Unter dieſen Stücken giebt es eines, welches allen anatomiſchen Geſetzen Hohn ſpricht, und an deſſen Wahrheit die größten Wundärzte zweifeln, ehe ſie es geſehen haben. Ich habe ſelbſt einige gekannt, die ſogar, nachdem ſie es geſehen hatten, es nicht haben glauben können, und ihren Augen nicht getraut haben. Ein, wie alle übrigen, ganz nackter Indianer, ohne Muſſelin an ſich, ohne Gewand, kurz ohne alles, was ihm zur Taſchenſpielertaſche dienen und ihm irgend eine Täuſchung erleichtern könnte, dieſer Schwarze nimmt einen Säbel, deſſen Schneide und Spitze ſtumpf gemacht und abgerundet ſind, und ſteckt ihn ganz in ſeine Kehle, bis hinunter in die Eingeweide. Ich habe einige geſehn, bei denen der augenblickliche Reiz, welchen dieſer Körper verurſachte, Thränen hervorlockte; noch andre wurden dadurch zum Huſten gezwungen, und da ſie dies nicht konnten, ſo mußten ſie, um nicht zu erſticken, die Klinge ſchnell herausziehn. Wenn ſie endlich bis ſo weit gekommen iſt, als ſie nur kann, welches faſt zwei Fuß ausmacht, ſo befeſtigen ſie einen Schwärmer an den Griff, und ſtecken ihn

an,

an, und ziehen alsdann das Eiſen heraus, welches von der Feuchtigkeit der Eingeweide ganz naß iſt. Ich weiß, daß ſo etwas von dem Leſer für eine Fabel gehalten wird, der man keinen Glauben beimeſſen muß. Dies nimmt mich nicht Wunder, denn ich ſelbſt habe es, ehe ich es geſehen habe, nicht glauben wollen; ich mußte aber endlich dem Augenſchein trauen, und dies Stück iſt jetzt ſo gemein in Pondichery, daß unter den Reiſenden, die dieſe Stadt beſucht haben, vielleicht nicht einer iſt, der es nicht geſehn hat.

Noch giebt es eine andre Art von Gauklern, die gefährliche Sprünge machen, die von den unſrigen nicht nachgemacht werden würden. Aber die unterhaltendſten von allen dieſen Taſchenſpielern ſind die, von denen man glaubt, daß ſie die Schlangen bezaubern können. Ganz Indien wimmelt von kriechenden Thieren, aber vorzüglich giebt es hier viel Schlangen. Die Reiſenden, die nicht genug Naturkundiger ſind, um ſie zu klaſſifiziren, unterſcheiden deren drei Hauptarten, wovon die **Minutenſchlange**, die erſte iſt. Dies iſt eine kleine ſchwarze Schlange, mit gelben Ringen, die man häufig auf Wieſen antrift. Die ſcharfe Feuchtigkeit, die in ihren Bläschen enthalten iſt, iſt ſo beizend und ſtark, daß ſie faſt augenblicklich tödtet. Der gemeine Glaube der alten Weiber und des Pöbels iſt, daß man gerade ſo viel Minuten nach dem Biſſe lebt, als das Thier Ringe hat, woher der Name Minutenſchlange kömmt. Es iſt gewiß, daß die Zerſtö-

 rungen

Digitized by Google

rungen, welche das Gift dieſer Schlange anrichtet, ſo ſtark ſind, daß das beſte Alkali, ſelbſt im Augenblick des Biſſes auf die Wunde gelegt, kaum das Leben friſten kann, und den gebiſſenen Theil niemals vor Hinſchwinden und Erſtarrung bewahrt. Bezoar iſt unwirkſam gegen das Gift der Minutenſchlange, es kann nicht einmal den Tod verzögern. Es iſt wahr, daß der größte Theil des Bezoar, den man im Lande kauft, falſch oder wenigſtens ſchlecht iſt. Die Indianer haben das Talent, ihn ſo dem guten ähnlich zu fabriziren, daß man ſehr Kenner ſein muß, um ſich hier nicht irre führen zu laſſen. Die Kaufleute, die mit Bezoar handeln, bringen ihn nach Pondichery und Madras, und führen große Skorpionen mit ſich, die ſie brauchen, um die Kraft des Steines zu bewähren. Der beſte iſt unſtreitig der, welchen man in der Blaſe der Gazelle findet; daher ſagen die Kaufleute, daß aller Bezoar von dieſem Thiere herkomme. Sie laſſen ſich von einem ungeheuer großen ſchwarzen Skorpion, den ſie dadurch anreizen, daß ſie ihm auf den Rücken ſchlagen, in den Finger ſtechen; dann drücken ſie den Stich ſtark, daß er blutet, halten unmittelbar den Bezoar darauf, und verdrehen ihren Körper auf allerlei Art, um den Zuſchauer glauben zu machen, daß ſie viel leiden. Nach einigen Minuten nehmen ſie den Stein weg, unerachtet er an die Wunde anklebt, die nicht mehr blutet, weder geſchwollen noch geifernd, und ſchon ganz heil iſt.

Greift

Greiſt man gleich nach dem Bezoar, deſſen ſie ſich eben bedient haben, ſo kann man gewiß ſein, einen ſehr guten zu haben; oft geſchieht es aber, daß, unter dem Vorwand, ihn zu waſchen, ſie ihn vertauſchen, und einen nachgemachten ohne Kraft an deſſen Stelle geben.

Die zweite Gattung von Schlangen iſt die, welche von den Portugieſen die Mantelſchlange, Kapella, genannt wird. Sie iſt daran kenntlich, daß ſie an beiden Seiten des Kopfes zwei Häutchen hat. Im gewöhnlichen Zuſtand ſind dieſe nicht bemerkbar, aber ſobald die Schlange gereizt wird, entfalten ſich ihre beiden Häutchen und bilden einen Kopfputz, welches ſehr hübſch ausſieht. Dieſe Schlange iſt ſehr gefährlich und vorzüglich ſehr leicht zu reizen, aber das Alkali heilt ihren Biß gänzlich.

Die dritte Gattung iſt die Hausſchlange. Dieſe Art iſt ganz und gar nicht gefährlich und nicht böſe; ſie ſchlüpft zu den Kindern in die Wiege, und thut niemals Schaden. Indeſſen kann man ſich doch einer Art Schauder nicht erwehren, wenn man eine bei ſich entdeckt, übrigens iſt man auch auf den erſten Blick nicht gewiß, ob es nicht eine Kapella iſt. Sobald man eine ſolche erblickt, ſo bemüht man ſich vor allen Dingen, ſie zu tödten, wenn man ſie aber nicht erhaſchen kann, ſo läßt man den Beſchwörer holen. Dieſer Menſch kömmt mit Körben beladen, in welchen er eine große Menge Schlangen aller Art trägt; ſeine Beine ſind mit

ner Art Ringe geziert, die frei um die Knöchel ſeiner Füße ſpielen. Dieſe Ringe ſind in der Mitte von einander geſpalten, und dieſe beiden Theile ſind hohl, ſo daß bei jeder Bewegung des Fußes des Scharlatans dieſe beiden Hälften aneinander ſchlagen, und einen ſehr hellen Ton von ſich geben, der beinah wie ein Becken, das man mit einem Hammer ſchlägt, klingt. Sie ſpielen auf einer Art von Sackpfeife, deren Sack unter dem Arme gedrückt wird. Sie hat einen ſehr gellenden Ton, und betäubt die Schlange ſo, daß ſie einzuſchlafen anfängt, und ſich leicht fangen läßt.

Der Gaukler fängt damit an, daß er die, welche er in ſeinen Körben hat, tanzen läßt, aber er läßt ſie nicht eher heraus, als bis er einige Zeit geſpielt hat, um ſie etwas zu betäuben. Ungeachtet dieſer Vorſicht ſcheinen die erſten, deren Körbe man öffnet, beſonders die Kapellen, mehr zum Zorn als zum Tanz geneigt, indem man ſie aber anreizt, läßt man ſie ſich in die Höhe richten und drohen. Der Menſch bleibt bei ihnen und ſtampft oft mit dem Fuße auf die Erde, um ſie ſchnell zu betäuben. Dieſer Zuſtand zeigt ſich aus der Unbeweglichkeit der Schlange, deren Auge matter wird, und bald darauf geben ihr die Bewegungen ihres Körpers, die durch die Betäubung, welches der ſie umgebende Lärm bewirkt, entſtehen, wirklich das Anſehn, als ob ſie tanze. Die, welche man fangen will, wird durch den Lärm herbei gelockt, und verfehlt nicht

aus

aus ihrem Schlupfwinkel hervorzukommen. Wahrſcheinlich durch den Anblick ihres Gleichen verführt, zögert ſie nicht, ſich zu ihnen zu geſellen, ſie richtet ſich wie die andern in die Höhe, und theilt bald ihre Schläfrigkeit. Der Gaukler wirft ihr nun einen Korb auf den Kopf, und trägt ſie mit den andern davon, unter denen ſie nun auch figurirt, und ihnen nichts an Geſchicklichkeit nachgiebt. Der Beſchwörer fordert keine andre Belohnung, als das Thier, das er mit ſich nimmt. Es iſt ſelten, gleichviel in welchem Lande, daß die, welche von der Leichtgläubigkeit andrer leben, nicht allen ihren Handlungen einen Anſtrich von Wunderbarem geben, als ein unfehlbares Mittel auf den Pöbel zu wirken. Darum überreden die Schlangenbeſchwörer ihre Zuſchauer, daß einige Reiskörner hinreichend ſeien, ihre vorgegebene Bezauberung der Schlange aufzuheben, daß ſie ſelbſt dadurch der größten Gefahr ausgeſetzt wären, und ihr Inſtrument verſtumme. Die Europäer unterlaſſen nicht, ihnen einige Körner davon hinzuwerfen, und ſie bemerken es gewöhnlich ſehr ſchnell im ſelben Augenblick, da man ihnen dieſen Streich ſpielt; alsdann ſtellen ſie ſich, als ob ſie keinen Ton aus ihrer Pfeife herausbringen können, und fallen in Ohnmacht. Die Schlangen, die keinen Lärm mehr hören, ermuntern ſich, und ſuchen zu entfliehen. Vor Schrecken laufen gleich alle davon, und die Herzhafteſten ſuchen den Beſchwörer wieder zu ſich

ſelbſt zu bringen, der, ſobald er die Schlangen Anſtalt zum Entfliehen machen ſieht, zuerſt die Beſinnung wieder erhält. Uebrigens findet dieſe Komödie nicht ſtatt, wenn man ihm Reis, ohne daß er es gewahr wird, hinſtreut; eine ſichere Probe, daß es nichts als Gaukelei iſt.

Die Indianer brauchen keine Pomade für ihre Haare, ſie glauben aber wie wir, daß ein fetter Körper zu ihrer Erhaltung beiträgt, und bedienen ſich daher des Kokosöls. Die Malabaren gebrauchen es nur wenig, die Portugieſiſche Kaſte hingegen ſehr ſtark. Wenn dies Oel friſch iſt, ſo hat es nichts Unangenehmes. Da ſie aber keinen Puder tragen, ſo wird das Oel ranzig, und bekömmt einen unerträglichen Geruch, woran die Eingebornen ſich gewöhnen. Für einen Fremden iſt er aber zurückſtoßend, und oft haben mir die eleganteſten Damen, ungeachtet ihrer Anmaßungen und der hohen Meinung, die ſie von ihren Reizen hatten, Ekel verurſacht. Aus Höflichkeit muß man dieſen Ekel bezwingen, aber oft habe ich, um dieſes grauſamen Geruchs willen, der mich überall verfolgte, meine Beſuche abgekürzt. Ein für Fremde nicht weniger unangenehmer Gebrauch iſt die Gewohnheit Betel zu kauen, welche den Indianern von allen Kaſten, und von beiden Geſchlechtern, zur Nothdurft geworden iſt.

Der Betel iſt eine Staude, deren Blatt beinahe die Größe und Geſtalt eines Maulbeerblatts,

und

und beinah die Struktur eines Epheublatts hat; es iſt wie dies leztere, glatt, und auf einer Seite dunkelgrün. Sein Geruch iſt ſehr ſtark, gewürzig und ſcharf; ſein Geſchmack iſt beißend, ſtrenge, und ohne Zumiſchung kann man ihn nicht ertragen. Um ihn zu mildern, nimmt man die Arekanuß und etwas Kalk dazu, welches man in das Blatt rollt, ehe man es kaut. Die Wirkung aller dieſer Ingredienzen iſt, daß man erſtaunlich viel Speichel von ſich geben muß, daher die Eingebornen beſtändig ein Gefäß, um hineinzuſpucken, bei ſich haben müſſen, und in einigen Häuſern ſezt man dies ſogar auf den Tiſch. Der Kalk entblößt ihnen die Zähne, welche er, ſo wie das Zahnfleiſch, wegfrißt, und die Arekanuß färbt ihnen den Mund mit einer Blutfarbe, welches einen ſchauderhaften Anblick giebt. Nichts iſt ekelhafter als ſo ein Indianiſcher Mund. Die ſchwarzen, bis an die Wurzel entblößten, von einem rothen Weinſtein zerfreſſenen und bedeckten Zähne, geben ihnen ein um ſo ſchrecklicheres Anſehen, da ſie beſtändig Blut auszuſpeien ſcheinen. Die Arekanuß färbt alles, was ſie berührt, mit dieſer Farbe. Vorzüglich aber flößen ihre Schnupftücher den Fremden den meiſten Ekel ein, und es gehört ein langer Aufenthalt im Lande dazu, um ſich daran zu gewöhnen.

Die Künſte und die Mechanik ſind in ganz Indien noch in ihrer Kindheit. Man hat hier keine Maſchinen, keine großen Inſtrumente, keine hy-

drauliſchen Kenntniſſe, kaum hat man die nöthigen Werkzeuge für die Arbeiten, die man unternimmt. Der Zimmermann, der Tiſchler, haben keinen Werktiſch, ſie arbeiten auf der Erde ſitzend, und bedienen ſich des großen Fußzehes, um das Stück zu halten, welchem ſie mit vieler Geduld die gehörige Form geben. Die Hacke gebrauchen ſie wenig, weil ſie dadurch zum Stehen gezwungen werden; ſelbſt das größte Stück fürchten ſie ſich nicht bloß mit dem Meißel anzugreifen, den ſie ſitzend führen können. Uebrigens gehört nichts als ein ſchlechtes Lineal, ein Meißel, ein Hammer und eine Säge zur Werkſtäte eines Tiſchlers in dieſem Lande. Bloß mit dieſen Inſtrumenten und ſeiner Geduld macht er alle Arbeiten, wovon man ihm das Modell giebt. Die Goldſchmiede ſind nicht beſſer verſehen. Man läßt einen Gold= oder Silberarbeiter holen, wenn man einen braucht. Er ſchlägt ſeinen Sitz in einem Winkel des Hofes auf; ein Hammer, ein Ambos, eine ſchlechte Feile, eine tragbare Schmiede und ein Schmelztiegel machen ſein ganzes Geräth aus. Mit dieſem arbeitet er den ganzen Tag, um einen Ring zu machen, und ſo gelingt es ihm, noch viele andre Arbeiten zu machen, die keine große Zeichnung erfordern; manche von dieſen letztern unternehmen ſie gar nicht. Unſre Europäiſchen Meiſterſtücke ſind über ihre Kräfte, aber nichts deſtoweniger machen ſie zu ihrem Gebrauch ſehr künſtliche Sachen. Der Schmid iſt verhältnißmäßig eben ſo unbekümmert,

alles zu ſchmieden. Er läßt ſich, gleichviel wo, nieder, macht in der Erde ein kleines Loch, zündet Feuer darin an, und befeſtigt dabei zwei wohl genähte Hammelsfelle, die ſich jedes in eine Röhre endigen, welche den Wind leitet. Die Haut iſt an einem Ende offen und iſt auf zwei Stücken Holz genagelt, die zu Griffen dienen. Der Schmid ſitzt vor ſeinem Feuer, faßt mit jeder Hand die Griffe einer Haut; wenn er die Hand öfnet, ſo zieht er den Wind ein, und wenn er ſie zumacht, bläſt er ihn aus. So kann er ſehr gut mit beiden Händen blaſen, während daß er mit dem Fuße das Stück am Feuer zurecht legt oder feſthält. Wenn es glühend iſt, hört er auf zu blaſen, und da ſein Ambos neben ihm ſteht, ſo ſchmiedet er ohne aufzuſtehen, was er will, und iſt das Stück, das er glühend machen will, zu groß für zwei Blaſebälge, ſo nimmt er deren vier, und er kann ſechſe nehmen, da er nichts als zwei Kinder braucht, um ſie in Bewegung zu ſetzen. Ein Hammer, ein Ambos und zwei Hammelfelle iſt daher alles, was er braucht. Mit dieſem unternimmt er alle Arbeit bei dem Bau eines Hauſes.

Ihre Bildhauer ſind nicht beſſer als ihre Tiſchler verſehen, und nichts iſt ſonderbarer, als wenn man ſieht, wie ſie ihre Stücke unter dem Fuße mit vieler Geſchicklichkeit bearbeiten. Was ihre Mahler betrift, ſo mahlen dieſe nur auf Leinwand. Sie breiten ein Stück in ihrem Hofe aus, und ſetzen ſich

ſich daneben, denn bei allem können ſie nur ſitzend arbeiten. Ihr Werkzeug beſteht in einem oder zwei Pinſeln von Bambuholz, deren Spitze zerquetſcht iſt, wodurch ſie ſich in ziemlich grobe Fäden zertheilt. Dieſen ſchlechten Pinſel tauchen ſie in Farbe, die in einem kleinen Gefäße von Holz enthalten iſt, und zeichnen und mahlen damit die ſchönen Zitze, die wir in Europa kaum nachmachen können. Sie halten ihren Pinſel zwiſchen dem Zeige- und Mittelfinger, ſo wie ſie beim Schreiben die Feder halten; aber bei dieſem Talent iſt ihnen ihre Geduld nicht ſehr nöthig, denn ſie zeichnen mit einer bewunderns-würdigen Schnelligkeit.

Von allen ihren Handwerkzeugen oder Maſchinen iſt ihr Weberſtuhl faſt das einzige das ſich den unſrigen nähert. In Pondichery giebt es einige, die nach unſern Modellen gemacht ſind, aber in den Aldeen ſind ſie weit einfacher. Uebrigens, mit Ausnahme der Bequemlichkeit für den Arbeiter und der Vollkommenheit in allen Theilen, haben ihre Weberſtühle ziemlich viel Aehnlichkeit mit den unſrigen, und leiſten eben das. Nichts iſt leichter mit ſich fort zu bringen; und wenn eine Indianiſche Familie aus einem Hauſe zieht oder reiſt, ſo wird er auseinander gemacht, und ein Kind nimmt ihn auf ſeine Arme, und trägt ſo den Unterhalt des ganzen Hauſes.

Die Baumwollkämmer ſind die einzigen, deren Inſtrument mir ſinnreich geſchienen hat. Die

Baum-

Digitized by Google

Baumwolle iſt die Quelle ihrer Reichthümer. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß ſie auf die Maſchine, welche ſie in Stand ſetzt, geſponnen zu werden, Sorgfalt gewandt haben. Es iſt ein großes Inſtrument, deſſen Obertheil dem Griff unſrer Violinen ziemlich ähnlich iſt. Auf dieſem Werkzeug iſt eine dicke Darmſaite ſtark angeſpannt, welche ſie in der Baumwolle mit den Fingern in Schwingung ſetzen. Sie durchfährt dieſe, ſchnellt ſie in die Luft, theilt und reinigt ſie vollkommen. Ihr Spinnrad iſt gerade ſo wie das unſrige, d. h. wie das große Rad, deſſen ſich unſre Bäuerinnen, um Wolle zu ſpinnen, bedienen. Die Vollkommenheit des Geſpinnſtes hängt von der Geſchicklichkeit des Arbeiters ab.

Ihre Architektur iſt im Verhältniß nicht über ihre andre Künſte erhaben. Die Proportionen ſind dabei ſehr verkürzt. Ohne mich in dieſem Betreff in nähere Unterſuchung eingelaſſen zu haben, hat es mir geſchienen, als ob ſie zwei Ordnungen hätten, eine ſehr dicke und ſehr kurze, deren Simswerk der Toſkaniſchen ähnelt. Die andre iſt dünn, länger, und endigt ſich in ein Kohlhaupt, das dem Korinthiſchen nicht ähnlich iſt, und es erſetzt ohne ſeine Schönheit zu haben.

Ihre Art große Gebäude zu erbauen iſt ziemlich ſonderbar. Ihre Häuſer ſind von Ziegelſteinen, und bei dieſen brauchen ſie die bekannte Verfahrungsart: ſie machen ein Gerüſt nach der gewöhnlichen Weiſe;

wenn

wenn ſie aber Pagoden oder Herbergen von Granit zu bauen, und ſchwere Laſten in die Höhe zu bringen haben, verfahren ſie ganz verſchieden. Sie haben keine Flaſchenzüge, Winden und Krahne, kurz nichts von den Inſtrumenten, die zur Vermehrung der Kräfte beitragen; ſie helfen ſich aber auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe. Sie machen den Grund nach der gewöhnlichen Art, und wenn die erſte Steinlage auf dem Erdreich errichtet iſt, ſo häufen ſie Erde darneben auf, und treten ſie feſt, indem ſie ihr nach der äußern Seite eine Abdachung geben. Um die zweite Lage zu machen, rollen ſie die Steine auf dieſer Abdachung hinauf, und ſo kommen ſie geradeswegs an ihre Stelle. Dann tragen ſie wieder Erde zu, vermehren die Abdachung, und wiederholen dies bei jeder Schicht bis zum Giebel, ſo daß, wenn ein ſolches Gebäude vollendet iſt, es völlig vergraben iſt, und faſt wie ein kleiner Berg, der nach allen Seiten abgedacht iſt, ausſieht. Wenn alles fertig iſt, räumen ſie die Erde weg, und das Gebäude ſteht da.

Das Innere ihrer Prachthäuſer iſt mit einer Art Maſtix bekleidet, den ſie Stuk nennen. Dieſe Miſchung ſieht vollkommen wie Marmor aus, und wenn ſie gut gemacht iſt, erlangt ſie eine Härte, und eine ſo vollkommne Politur, daß, wenn ſie nicht der Witterung ausgeſetzt iſt, ſie zwanzig Jahre und drüber dauert. Sie beſteht wegen Mangel an Gyps aus geſiebtem Kalk, Zucker, Oel und Eiweiß.

Die Werkſtätte der Schuſter iſt am beſten verſehen. Sie haben eine ziemlich große Menge von Werkzeugen, aber ſie nähen das Leder nicht wie wir, ſondern ſie bedienen ſich dazu eines kleinen Werkzeuges, welches ganz dem Haken der Europäiſchen Sticker gleicht. Auf dieſe Art geht zwar der Faden von einer Seite der Sohle hindurch zur andern, aber es iſt der doppelte Faden, nicht das Ende. Durch dieſen doppelten Faden ziehen ſie einen andern, an welchen ſich der erſte anſchließt. Dieſe Art zu nähen geht ſehr geſchwind, auch wiſſen ſie ſich ſehr zu fördern. Ein Arbeiter nimmt am Morgen zu einem Paar Schuhen Maaß, ſchlachtet ein Böckchen, zieht ihm die Haut ab, gerbt ſie, und Nachmittags bringt er die Schuhe, die der Form und dem Aeußern nach ſehr gut gemacht ſind. Man begreift ſehr leicht, daß dieſe Art zu gerben ſehr unvollkommen iſt; die Verfahrungsart iſt ſehr zuſammenziehend, aber das Leder iſt mit Ausnahme der Farbe nichts als rohes Leder. Ihre Art Maaß zu nehmen iſt, daß ſie den Fuß in die Hand nehmen; ſie brauchen nichts weiter, als ihn nur zu befühlen, um einen Schuh zu machen, in welchen man leicht hinein kommt, und der auf keine Art beſchwerlich iſt und doch gut ſitzt, aber die Materialien, woraus er gemacht iſt, ſind abſcheulich. Die erſte Unannehmlichkeit iſt, daß das Leder friſch gegerbt iſt; es iſt feucht und ſchmeidig, wenn man den Schuh anzieht, aber es wird bald ſo hart wie Pergament:

die zweite Unannehmlichkeit iſt, daß ſie mit Baumwolle genäht ſind; wenn man daher von ungefähr den Fuß ins Waſſer ſetzt, ſo reißt der Faden ſogleich, und der Fuß fährt durch den Schuh. Wenn man das Glück hat, das Waſſer zu vermeiden, und die Baumwolle gut genug iſt, um ein oder zwei Tage zu halten, ſo reißt das Oberleder doch bei dem erſten Stoß mit dem Fuße. Wenn man daher auf einen Ball geht, und man ſich nicht Europäiſche Schuhe verſchaffen kann, ſo nimmt man gewöhnlich zwei Paar mit ſich. Um dies aber zu vermeiden, laſſen ſich die Einwohner von Pondichery Zwirn aus Europa kommen, und laſſen dieſen ſtatt der Baumwolle, nehmen, wodurch die Schuhe, wenn ſie mit Sorgfalt gemacht ſind, länger halten.

Die vorzüglichſte Bebauung Indiens hat den Reis zum Gegenſtande. Man baut wenig Weizen, und dies Wenige iſt zum Gebrauch der Europäer beſtimmt. Was die Indianer betrift, ſelbſt die Portugieſiſche Kaſte mitgerechnet, ſo nähren ſie ſich alle von Reis, bei welchem ſie ſehr wenig Körner zu mahlen, und daher keine Mühle nöthig haben. Sie könnten wohl Windmühlen bauen, aber es iſt ein Glück für ſie, daß ſie deren entbehren können, denn die Windſtillen oder die Windſtöße würden ſie einen Theil des Jahres hindurch in Unthätigkeit ſetzen, und was die Waſſermühlen betrift, ſo iſt das Land ſo flach, die Gewäſſer haben keinen Lauf, oder wenig-

wenigſtens ſo wenig, daß man ſchwer Mittel finden würde, ihnen genug Fall zu geben, um die Räder in Bewegung zu ſetzen. Das Korn verwandeln ſie durch Handmühlen in Mehl. Die Bevölkerung iſt ſo beträchtlich, die Mittel zur Induſtrie ſo wenig zahlreich, folglich die Handarbeit ſo wohlfeil, daß der Gebrauch, alles ohne Maſchinen zu bewerkſtelligen, aufhört, eine Unbequemlichkeit zu ſein. Es iſt wahr, ſie können nie große Kräfte anwenden, aber in ihrer Marine habe ich ſie durch eben ſo ſinnreiche und einfache Mittel, als ich bei ihren Gebäuden angeführt habe, ſich helfen ſehen.

Sie kennen eine Art Mühle, deren ſie ſich bedienen, um Kokosöl zu erhalten. So unvollkommen auch dieſe Maſchine ſein mag, ſo leiſtet ſie ihnen doch ſoviel als eine beſſere. Verſchiedne Europäer haben ihnen Modelle geben wollen. Herr **Beggle** in Madras hatte eine große Mühle erbaut, die mehrere Ochſen in Thätigkeit ſetzten. Dieſe Maſchine bewegte mehrere Räder, übertraf bei weitem die Mühlen des Landes an Schnelligkeit, und leiſtete einen viel beträchtlicheren Nutzen. Die Schwarzen kamen, ſie zu betrachten und zu bewundern, aber nichts deſtoweniger ſind ſie beim Gebrauch der ihrigen geblieben, und die Urſach davon hat mir nicht unvernünftig geſchienen. Eine ſolche Maſchine zu erbauen, erfordert eine große Menge Materialien und große Koſten; die erſte Ausgabe wäre für einen Indianer zu groß, außerdem wäre eine zu

große Menge Ochſen und Menſchen zur Arbeit nöthig. Der Reiche, der dieſe Spekulation hätte machen können, betrachtet ſie als unter ſeiner Würde, und will ſich nur mit dem Leinwandhandel und dem Agio der Münzen beſchäftigen. Der gemeine Mann, der ſich zu dieſer Art Arbeit beſtimmt, braucht nur zwei Ochſen, und oft nur einen. Seine Mühle beſteht in einem großen Gefäß, in welchem ein Zapfen, der durch einen Baum in Bewegung geſetzt wird, an welchem die Ochſen angeſpannt ſind, den Kokos preßt, und das Oel ausdrückt. Dieſe Maſchine ſteht in freier Luft; er braucht dazu kein Haus, keine Leute; er allein ſteht zwiſchen ſeinen beiden Ochſen, führt ſie im Schritt, und arbeitet gerade ſo viel als er zu ſeinem Unterhalt braucht.

Uebrigens iſt die Auspreſſung des Kokosöls die einzige Arbeit, die eine Mühle erfordert. Sie dreſchen ihren Reis weder in einer Scheune noch in einer Tenne. Ein Mann mit untergeſchlagenen Beinen ſitzend, nimmt eine Handvoll Stroh in die linke Hand, legt ſie auf ein Stück Holz, das auf der Erde quer vor ihm liegt, und driſcht mit einer Art von Schlägel, den er in der rechten Hand hält. So viel ſie auch zu dreſchen haben, ſo verfahren ſie nicht anders, ſie vermehren nur die Anzahl der Arme. Wenn das Korn von ſeiner Hülle frei iſt, und ſie es kochen wollen, ſo werfen ſie es in einen großen Mörſer, der aus einem Baumſtamm gemacht, und in Geſtalt eines umgekehrten Kegels, ausgehöhlt iſt,

iſt. Er kann zwanzig Pfund und drüber faſſen, und ſie ſtoßen es mit einem großen Stock eine oder mehrere Stunden hindurch klein. Dieſe Arbeit, wobei ſie ſtehen müſſen, ermüdet ſie ſehr, und wenn ſie geendigt iſt, hat das Zerſtoßen den Reis ſo gereinigt, daß man ihn ſieben und waſchen kann, um ihn an's Feuer zu ſetzen.

Sie bearbeiten ihr Feld mit dem Pflug; wenn es an einer Waſſerquelle liegt, ſo beſtimmen ſie es zum Reisbau, damit man es nach Willkühr unter Waſſer ſetzen kann. Das Feld zerfällt in kleine Abtheilungen wie in Europa ein Salzteich. Die Dämme ſind einen Fuß hoch, und beſtimmt das Waſſer zurückzuhalten. Man weiß, daß Flüſſigkeit mit Hitze verbunden Vegetation hervorbringt, und es ſcheint, als ob der Reis viel Waſſer verlange, um ſich ſchnell zu entwickeln. Ich weiß, daß es dort Bergreis giebt: es iſt wahrſcheinlich, daß das Waſſer nicht ſo weſentlich nöthig zur Beſchleunigung des Wachsthums dieſer Gattung iſt; man glaubt aber, daß er ſchädlich ſei, und die Ruhr verurſache. Der Reis des flachen Landes muß immer ſechs Zoll unter Waſſer ſtehen, worin er zunimmt. Das Feld wird nicht eher abgelaſſen, als bis das Korn ſeiner Reife nahe iſt. Hier zeigt ſich das Genie der Indianer in der Art, ihre Ländereien zu bewäſſern. Entblößt von allen hydrauliſchen Maſchinen und allen Mitteln, große mechaniſche Kräfte anzuwenden, bedienen ſie ſich

eines Inſtruments, das ſie **Pikota** nennen, oder wenigſtens haben die Europäer es ſo genannt.

Der Boden des flachen Landes der Halbinſel Indiens iſt noch nicht völlig ausgetrocknet, die Oberfläche allein iſt ganz von dem Elemente befreit, welches ſie ehemals beherrſchte. Aber dies Erdreich ruht auf keinem feſten Grund; man braucht nur wenig zu graben, ſo trift man auf Waſſer, welches ſich in der zu geringen Anzahl von Jahrhunderten nach ſeiner Zurücktretung von der Oberfläche noch nicht hat verlaufen können. Indem es überall durch die Erde durchſikerte, und durch die Regengüſſe und Ströme, die ſich zur Regenzeit von den Bergen herabſtürzen, erneuert wurde, verlor es die ſalzigen und bituminöſen Theile, die es enthielt. Dies macht es an vielen Stellen trinkbar, an verſchiedenen andern iſt es aber doch etwas ſalzig. Man braucht daher nur in dem Winkel eines Feldes zu graben, um einen Brunnen, der zu Bewäſſerung taugt, zu machen. Neben dieſen Brunnen ſtellt man einen Pfahl von ungefähr 15 bis 18 Fuß Höhe, der einem großen Hebebaum, der den vierten Theil länger als der Pfahl iſt, zur Stütze dient, und der durch eine Axe, die beinah das Viertel ſeiner Länge enthält, getragen wird. An das kleine Ende hängt man eine Stange, die ſo lang iſt als die Tiefe des Brunnens beträgt. An das Ende dieſer Stange befeſtigt man einen großen Keſſel oder Korb, der ungefähr eine halbe Barrike mehr oder weniger faßt.

Ein

Ein Schwarzer ſteht am Rande des Loches, und taucht dieſe Art von Eimer unter. Wenn er voll iſt, gehet ein andrer Schwarzer, der auf dem Hebebaum ſteht, nach dem großen Ende zu, und ſein Gewicht, verbunden mit dem des Schwengels, hebt das Waſſer empor, und bringt es an den Rand des Brunnens, wo der erſte Schwarze nichts weiter zu thun hat, als es in einen dazu gemachten Kanal zu gießen, welcher es in die Abtheilungen des Feldes leitet, das zu dieſem Endzweck eingerichtet iſt. Dies Geſchäft wird ſehr lebhaft vom Morgen bis zum Abend beim Schall eines Liedes betrieben. Eine ſolche Pikota kann fünf Barriken in einer Minute geben, wenn die Schwarzen ſie mit Schnelligkeit wollen gehen laſſen. Es iſt gewiß, daß man mit wenig Maſchinen, die ſo wenig Koſten und Mittel brauchen, um ſie in Bewegung zu ſetzen, ſo viel Waſſer erhalten würde.

Die Indier ſind im allgemeinen mäßig und faul; ſie brauchen wenig zu ihren Bedürfniſſen, und ſind dieſe Bedürfniſſe einmal befriedigt, ſo kann nichts ſie dahin bringen mehr zu arbeiten. Wenn daher der gemeine Mann zwei Rupien hat, ſo kann er einen Sack mit Reis bekommen, und er arbeitet nicht, ſo lange dieſer Vorrath währt. Außerdem ſorgen ſchon die Taxeneinſammler dafür, daß dieſe Faulheit keine Nahrung bei ihnen finden kann. Die Bedrückungen dieſer Diener der Regierung überſteigen alles, was man davon ſagen könnte.

Digitized by Google

Die unglücklichen Einwohner können kaum drei oder vier Rupien zuſammenbringen, ohne daß die andern es erfahren, und ſie ihnen abzuquälen kommen.

Die andern Gegenſtände, deren Anbauung ſich die Indianer ergeben, ſind die Baumwolle und der Indigo. Die erſtere iſt die kleine Baumwolle der Antillen, ſie bauen und ſammeln ſie wie überall; aber ihre Art, den Indigo zu zerquetſchen und niederzuſchlagen, iſt ganz von den gewöhnlichen Verfahrungsarten verſchieden. Man trift hier keine große Anſtalten, wie man ſie auf unſern Inſeln ſieht, keine große Kufen, um eine große Menge Kräuter mit einemmale zu ſchlagen oder zu zerquetſchen. Der Arbeiter, der ein wenig Indigo nöthig hat, zerquetſcht es und ſchlägt es in einem Topfe. Dieſe Operation iſt von einer Langſamkeit, die ihm Gelegenheit giebt, ſeine Geduld zu üben, welche die Unterhaltung einer großen Fabrike nicht geben würde. Ziemlich gewöhnlich laſſen ſie ihn ſich von ſelbſt niederſchlagen, und wenn das Waſſer nicht hinreichend geſchlagen iſt, um die Theile des Indigo aufzulöſen, die ſich dann ſchwer niederſchlagen würden, ſo beſchleunigen ſie es durch Kalk, die gewöhnliche Verfahrungsart in Cayenne, von wo ſie nach Isle de France gekommen iſt.

Zu den Gattungen des Anbaus, die ich eben genannt habe, fügen die Indier noch den des Kokosbaums. Ich habe anderswo geſagt, daß dieſer

dieſer Baum das koſtbarſte Geſchenk ſei, welches die Natur dem Menſchen gemacht hat. Ich will daher die Vortheile, die man daraus zieht, hier nicht auseinander ſetzen, noch welchen Gebrauch man aus ſeinen Früchten, deren Wolle, ſeinen Blättern und Holze macht, ich will nur anmerken, daß ſie das Vermögen derjenigen ausmachen, die deren in der Nachbarſchaft von Indiſchen Städten beſitzen. Wer einen kleinen Garten mit 300 Kokosbäumen beſitzt, welches wegen des kleinen Zwiſchenraums, den man bei der Pflanzung läßt, keinen großen Strich Landes beträgt, der, ſage ich, zieht ein hinreichendes Einkommen daraus, um nichts weiter zu bedürfen. Hundert Kokosbäume werden in dieſem Fall dazu beſtimmt, Kalu oder Palmenwein zu geben, die übrigen geben die Frucht, woraus man das Oel zieht, und deren Wolle man für die Marine verkauft. Ein gleiches Eigenthum würde zu Pondichery jährlich über tauſend Rupien einbringen; eine unerhörte Summe für einen Indier. Man kann von dem Preiſe des Lebensunterhalts in dieſer Stadt nach dem der Herbergen und Penſionsanſtalten ſchließen. Von letzteren giebt es bis zu dreißig Rupien den Monat, bei welchen man mit Luxus lebt; und dazu haben ſie ſich noch beträchtlich erhöht, denn ſie koſteten weniger vor dem Kriege. Man begreift, wie viel Vortheile in der Oekonomie ein eigenes Haus vor ſolchen Tiſchen hat.

Die Ausziehung des **Kalu** oder Palmenweins geſchieht wie auf der Küſte von Afrika, immer durch eine Oeffnung, die man in einen der größten Zweige macht, daß der Saft herausläuft, den man in Indien **Kalu** nennt; aber die Art, auf den Baum zu ſteigen, iſt ganz verſchieden. Der Schwarze, der dieſe Arbeit verrichten ſoll, ſtellt beide Füße in einen Ring von Stricken, der ſechs Zoll lang ſein mag. Dieſer Ring dient ihren Füßen zum Widerhalt, ſo daß ſie ſich nicht von einander entfernen können, und da ſie auf dem höckerichten Baumſtamm nicht ausgleiten können, ihm zur gewiſſen Stütze dienen, auf welche er ſich in die Höhe richtet, indem er den Stamm mit beiden Armen umfaßt, und ſo immer von ſechs zu ſechs Zoll bis hinauf klettert.

Die gewöhnlichen Früchte Indiens ſind die Bananas, der Piſang, die ſüße und bittre Orange, die Citrone, der Pompelmus, die Ananas, die Manga, vorzüglich eine Art dieſer letztern, die zu **Velur** wächſt, und von großer Delikateſſe iſt, der Zimmetapfel, ſonſt auch **Atta** genannt, der Roſa-Dſcham, der Letſchi, der Manguſtan und der Saranguſtan. Zu Madras fängt man an die Brodfrucht zu finden. Alle Früchte, die ich hier genannt habe, ſind hinlänglich bekannt, und haben keiner Beſchreibung nöthig.

Die Europäiſchen Gemüſe gedeihen hier ziemlich gut. Zu denen, die einheimiſch ſind, gehören die

Brette

Brette und der Ignam. Die Brette iſt ein Gemüſe, das dem Spinat ähnelt und in der Küche an deſſen Statt gebraucht wird; ſie iſt ſehr bitter, und kann nicht ohne Zuthaten gegeſſen werden. Der Ignam iſt eine ſehr ſchmackhafte mehlige Wurzel, die man wie Brod ißt.

Ich werde nichts von den Vögeln Indiens ſagen; Sonnerat hat ſie vollkommen kennen gelehrt. In Anſehung der vierfüßigen Thiere, will ich die Behauptung wagen, daß der Elefant in Europa noch nicht recht gekannt iſt. So tiefe Ehrfurcht ich auch für Büffon hege, kann ich doch den Mangel der Fortpflanzung in der Gefangenſchaft nicht auf Rechnung der Schamhaftigkeit dieſes Thiers ſetzen. Der Elefant entſagt in dieſem Zuſtande der Liebe nicht; es iſt nicht einmal nöthig, daß er in Brunſt ſei, um ſein Weibchen zu ſuchen, das er ſehr kareſſirt. Die Ruthe iſt wie bei allen vierfüßigen Thieren nach vorn zu gerichtet, er zieht ſie in einen Ueberzug zuſammen, wie das Pferd. Es iſt wirklich ſelten, daß er in der Gefangenſchaft ſich fortpflanze, aber es iſt doch nicht ohne Beiſpiel. Ich kann verſichern, einen jungen Elefanten geſehn zu haben, der erſt kürzlich in Bengalen geboren war: er war noch ſo jung, daß man ihm gekochten Reis in den Mund ſtecken mußte, weil er allein nichts freſſen konnte. Wenn das, was ich hier anführe, den Beobachtungen widerſpricht, die man jetzt in Europa zu machen im Stande iſt, wo man

Männchen und Weibchen beſitzt, ſo muß man ſich doch in meiner Verdammung nicht übereilen, weil gewiß die Sitten eines Thiers, welches mit einem Weibchen in einen Käfich eingeſperrt iſt, nicht dieſelben ſind, die es in ſeinem Vaterlande haben muß, wo es in den großen Thiergärten, in welchen man es unter einer Menge ſeines Gleichen hält, faſt ſeiner Freiheit genießt, und kaum ſeine Gefangenſchaft gewahr wird.

Der Elefant iſt nicht ſo plump als man ihn beſchuldigt, und die Uebung kann ihm einen ſehr großen Grad von Behendigkeit geben; ich habe einen mit großer Leichtigkeit ſpringen und Wendungen machen ſehn. Alles, was man übrigens von ſeiner Klugheit geſagt hat, hat mir vollkommen wahr geſchienen, und ich brauche hier nicht alle die ſehr bekannten Thatſachen anzuführen, die man ſchon erzählt hat. Der Gebrauch dieſes Thiers iſt in Indien ſehr gemein geworden: obgleich er ſehr theuer und ſeine Unterhaltung koſtbar iſt, ſo giebt es doch wenig reiche Leute, die nicht deren mehrere haben. Man hat welche, um Laſten zu tragen, welche für die Jagd und für den Krieg. Dieſe letzteren ſind ſehr zum Krieg abgerichtet, und zeigen ſogar oft mehr Muth als die Menſchen. Die, welche man zur Jagd braucht, dienen nur gegen die Tiger; ich werde von ihnen bei dem Abſchnitt von Bengalen reden.

Unter

Digitized by Google

Unter allen Krankheiten, denen die Indianer unterworfen ſind, iſt die veneriſche Krankheit keine der unbedeutendſten. Man weiß nicht, wem ſie dies fatale Geſchenk zu verdanken haben; aber es iſt dort ſo naturaliſirt, daß, wenn man die Braminen ausnimmt, alle andere Kaſten davon angeſteckt ſind. Sie erſtreckt ſich bis auf die Hunde, wovon der größte Theil Zeichen dieſes Giftes an ſich trägt. Die Tripper ſind hier ſo ausgebreitet, daß wenige Perſonen davon befreit ſind. Es ſcheint, als ob die Natur vorausgeſehn hätte, daß dieſe Krankheit ſich an dies Klima gewöhnen, und daß ſie hier einen Grad der Hartnäckigkeit erlangen würde, den die Europäiſchen Heilmittel nicht würden beſiegen können, denn ſie hat den Eingebornen in der Kuranelliwurzel ein wirkſames Mittel in die Hand gegeben, das mit den hartnäckigſten fertig wird. Der Gebrauch dieſes Mittels iſt nicht ſo allgemein als er ſein ſollte, da dieſe Krankheit dort für die Geſundheit nöthig geworden iſt. Da ſie reinigend iſt, ſo kömmt ſie den faulen Krankheiten zuvor, die in dieſem Lande, ſo wie die Entzündung der Eingeweide, ſehr gemein ſind. Eine andre, eben ſo gemeine, eben ſo reinigende, und nicht weniger heilſame Wirkungen hervorbringende Krankheit iſt die Krätze. Sie iſt aber einer Unannehmlichkeit unterworfen, welche erſtere nicht hat, nehmlich, daß ſie ſichtbar iſt. Die Eingebornen pflegen zu ſagen, daß die Liebe und die Krätze ſich nicht verbergen

läßt,

Digitized by Google

läßt, daher ziehen ſie den Tripper vor, der ihnen ſtatt eines immer offnen Fontanells dient, dem ſie ihre Geſundheit verdanken.

Zu der Zeit, als ich mich zu Pondichery aufhielt, konnte dieſe Stadt höchſtens 450 bis 500 Europäer enthalten; da eine ſo kleine Bevölkerung nicht viel verſchiedenes Intereſſe, oder doch nicht viel ſtreitendes Intereſſe hervorbringen kann, ſo hatte die Kolonie Urſach zu hoffen, daß ſie nichts von den Unruhen, die Europa umwälzten, empfinden würde; allein die Revolution kündigte ſich gleich mit allen Symptomen an, die den Jakobinismus in Frankreich karakteriſirten, und wenn ihr Ausbruch für die Hälfte der Einwohner nicht verderblich war, ſo hat man es der Entſchloſſenheit des Chevalier de Fresne zu danken, der damals Gouverneur des Platzes war. Das Detaſchement, welches ſeine Garniſon ausmachte, war noch der ſtrengſten Mannszucht unterworfen, und es iſt zu glauben, daß der unermüdete Eifer dieſes Offiziers die Kolonie vor den Unruhen, die ſie ſeitdem gelitten hat, würde bewahrt haben, hätte Frankreich nicht in der Abſicht, dieſen Platz zu befeſtigen, ein Bataillon Infanterie hingeſchickt, welchen bald Kommiſſarien folgten. Einer von dieſen, Kommiſſär der Marine, konnte, ungeachtet ſeiner Abſicht, die Parteien zu vereinigen, nicht die Aufſtellung der revoluzionären Formen verhindern, welche den Chevalier de Fresne zwangen, ſich zurückzuziehen, und ſeine Abreiſe über-

überlieferte den Platz dem Schickſal, das er ſeitdem erlitten hat. Einige Zeit vorher hatte Lord **Cornwallis** mit **Tippo** jenen berühmten Frieden geſchloſſen, durch welchen die Engliſche Kompagnie die Hälfte des Gebiets dieſes Fürſten gewann. Jetzt ſah ſie ruhig im Mittelpunkt ihrer Beſitzungen ihre Nebenbuhler ohne Macht, und genoß ohne Furcht der Frucht ihrer Siege.

Sie befand ſich indeſſen auf einem Krater, deſſen Ausbruch bloß von dem Betragen der Feinde abhieng. Der Traktat, der ihre Macht untergraben ſollte, ward entworfen und verfaßt; aber die Umſtände haben verhindert, ihn in Ausübung zu bringen. So ſchien das Schickſal durch ein unbegreifliches Unglück, ihr immer den Sieg zu beſtimmen.

Der Ruf der Franzöſiſchen Revoluzion war bis zum Hofe **Tippo's** gedrungen. Dieſer Fürſt glaubte, daß eine neue Ordnung der Dinge in Frankreich eine Veränderung zu ſeinen Gunſten hervorbringen, und Verbündete, die ihn ſchon verlaſſen hatten, wieder beleben würde; er entwarf damals die Unternehmungen, deſſen Folgen jetzt ſeinen Sturz nach ſich gezogen haben.

In einer der Bewegungen, die er machte, ehe Lord **Cornwallis**, um ihn anzugreifen, von Bengalen kam, näherte er ſich Pondichery, und kampirte auf dem benachbarten Hügel. Da die Politik dem Franzöſiſchen Gouverneur nicht erlaubte, die Neutralität zu brechen und ihn in die Stadt aufzu-

nehmen,

nehmen, ſo bat ihn dieſer Fürſt, Herrn L......, Intendant der Feſtung, zu ihm zu ſchicken. Dieſer Offizier war ein Kommiſſär der Marine, und hatte ſich durch langes Studium die Mauriſche Sprache ſehr eigen gemacht, daher er mit dem Sultan ohne Dollmetſcher ſprechen konnte. Tippo öfnete ſich ihm voll Vertrauen, und hier entwarfen ſie den Plan, zu deſſen Ausführung dieſer Intendant nach zwei Monaten auf der Fregatte Thetis abreiſte, um bei der Regierung um eine engere Verbindung und hinreichende Hülfe nachzuſuchen, um dieſen Fürſten in den Stand zu ſetzen, den Waffen der Engliſchen Kompagnie kräftiger zu widerſtehen. Der Franzöſiſche Kommiſſär, dem eine ſo wichtige Sendung ſehr ſchmeichelte, und dem es ſehr darum zu thun war, zu dem Sultan in der Eigenſchaft eines Bevollmächtigen zurückzukehren, verhehlte ſich die Ungewißheit des Erfolgs, und überredete ſich es durchzuſetzen. Es koſtete ihm keine Mühe, der Seele eines unglücklichen und verlaſſenen Fürſten alle die Hofnung einzuflößen, von der er ſelbſt belebt war. Durch dies unſelige Vertrauen ward Tippo verleitet, einige Zeit nachher einen nachtheiligen Frieden mit Lord Cornwallis zu ſchließen, in der Hofnung, ſich dafür bald zu entſchädigen, und die aufgegebenen Vortheile wieder zu erlangen, ſobald ſein Traktat würde ratifizirt ſein. Frankreich, welches damals zu ſehr mit ſeinen eigenen Angelegenheiten beſchäftigt war, um an die von Indien zu

denken,

Digitized by Google

denken, verſchob einen Augenblick die Allianz, mit welcher ſich Tippo geſchmeichelt hatte. Nur erſt alsdann, als das Glück ſeiner Waffen von außen ihm erlaubte, die Augen auf das Intereſſe dieſes Fürſten zu werfen, gab das Franzöſiſche Direktorium, da es die Skizze des entworfenen Traktats bei Pondichery wieder fand, ihm einige Hofnung, welche dieſen unglücklichen Nabob bewog, den letzten Feldzug zu unternehmen, der nun ſeinen Thron umgeſtürzt hat.

Hätten die Unruhen in Europa der engen Verbindung, welche dieſer Fürſt verlangte, nicht entgegen geſtanden, und Frankreich nicht verhindert, die erbetenen Truppen nach Pondichery zu ſchicken, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſein Fall nicht würde Statt gehabt haben. Die Franzoſen hätten nun noch einen Verbündeten und einen feſten Fuß in Indien, um in ruhigeren Zeiten ihren Handel wieder empor zu bringen; daher ſind der Tod Tippo's, und die Vertreibung ſeiner Familie vom Thron, den ſein Vater erobert hatte, neu hinzugekommene Unglücksfälle zu allen denen, die Frankreich erlitten hat. Da die Zerſtörung der Monarchie den Krieg zwiſchen der neuen Regierung und England herbeigeführt hatte, ſo ſind alle Franzöſiſche Niederlaſſungen in Indien in ſeine Gewalt gefallen. Pondichery allein leiſtete Widerſtand. Der Oberſt **Braithwaith** nahm es 13 Tage nach Eröfnung der Laufgräben, ein; die Garniſon beſtand damals aus einem Bataillon

taillon Europäiſcher Truppen, unter dem Namen des Indiſchen Bataillons, welches auf folgende Art zuſammengeſetzt war: ungefähr hundert Mann, der Reſt von denen, die man zur Zeit der Räumung dort gelaſſen hatte, 200 Mann, die ſeitdem auf der Gabarre, Bienvenûe, gekommen waren, und jetzt auf 150 geſchmolzen ſein konnten, und 400 Rekruten, die vom Orient auf dem Schiff, die Kanzlerinn von Brabant, angelangt waren, welches mit dieſen neuen Soldaten auf das Geſtade Indiens alle Keime der Unordnung und der Inſubordination ausſpie. Die übrige Garniſon beſtand in einem gleichſtarken Bataillon von Sipaien; dann die Einwohner, die höchſtens 200 waffenfähige Männer ausmachen konnten, und die man als Kavalerie ausrüſtete; und noch außerdem ein Detaſchement Artillerie, welches ſich auf 60 Mann belaufen konnte. So belief ſich alſo die ganze Macht der Belagerten auf 1660 Mann, wovon die Hälfte Schwarze waren, die hinter einem Graben und einer Mauer 13 Tage lang zwei Angriffe einer Armee aushielten, die mit allem verſehen war, was ihr den Sieg ſichern konnte.

Wenn Pondichery der einzige Platz war, der ſich vertheidigte (und es war der einzige, der es thun konnte), ſo wollte Yanaon doch wenigſtens den Willen zeigen, es zu thun. Sonnerat, der ſchätzbare Verfaſſer des Werks über die Religionen Indiens, war königlicher Kommandant in dieſer

Aldee;

Aldee; die Unruhen der Revoluzion verſchonten ſelbſt dieſen kleinen Erdwinkel nicht, und man ſah mit Erſtaunen, wie ſechs Handlungshäuſer, welche die ganze Europäiſche Bevölkerung dieſes Dorfs ausmachten, ihre Geſchäfte liegen ließen, um ſich mit nichts als ihren Streitigkeiten und der Abſetzung ihres Kommandanten zu beſchäftigen. Unterdeß ſetzte ſich Sonnerat wieder im Beſitz ſeiner Autorität; und da der Gouverneur von Pondichery ihm ein Detaſchement von ſechs farbigen Soldaten zugeſtand, ſo kaufte er zwei Schiffskanonen, mit welchen er ſich bis zum Kriege aufrecht erhielt. Er bediente ſich ſeiner kleinen Macht, und ſetzte ſich in Vertheidigungsſtand, um noch den Lorbeerkranz zu der Krone, die er ſchon als Naturbeſchreiber durch ſeine vortreflichen Beobachtungen verdient hatte, hinzuzufügen. Dieſe faſt lächerliche Poſitur ſchreckte doch den Engliſchen Befehlshaber Yeats, der in der Nähe lag, und dieſer bewilligte ihm zuletzt eine Kapitulation. Er übergab dieſes elende Dorf nicht anders als unter militäriſchen Ehrenbezeugungen, und die hier etablirten Kaufleute verdankten ihm die Bedingungen, wodurch ihnen ihr Vermögen und ihr Handel geſichert wurde. So fiel dies Gebäude, deſſen Grund ein Düpleix, ein Labourdonnaie, gelegt hatten, und deſſen Gipfel anfangs ſich bis in die Wolken erheben zu müſſen, ſchien. Leider! war es kaum aus der Erde hervorgetreten, als dieſe letzte Kataſtrofe es vielleicht

auf immer wieder darein verſenkte. Nicht zufrieden, die Franzoſen aus ganz Indien getrieben zu haben, glaubte die Engliſche Kompagnie nichts gethan zu haben, wenn ſie ſich nicht Isle de France und Bourbon bemächtigte, der einzigen Beſitzungen, die ihnen im Oſten des Vorgebirges der guten Hofnung blieben, und von wo ſie ſie unaufhörlich beunruhigen konnten. Zehntauſend Mann wurden zu dieſer Eroberung beſtimmt, und ſie wollten eben abgehen, als der Krieg zwiſchen dem **Nizam von Golkonda** und der **Marattenrepublik** ausbrach. Als Tippo ſeine Grenzen in Gefahr ſah, wafnete er ſich auf jeden Fall, und das Engliſche Gouvernement glaubte nicht, an eine entfernte Expedition denken, und ſich 10,000 Mann entziehen zu dürfen, wenn ſeine Nachbarn unter den Waffen ſtanden. Die Truppen wurden zurückgerufen, und man that für jetzt auf jede Expedition nach außen Verzicht.

Die Verwaltung von Madras begieng jetzt glücklicherweiſe einen Fehler, der ſie in die Unmöglichkeit verſetzte, an die Bezwingung von Isle de France und Bourbon zu denken. Ludwig der Sechzehnte hatte in den letzten Augenblicken ſeiner Regierung die Augen auf Indien geworfen; die täglichen Veränderungen im Miniſterium hatten einen Mann ans Ruder gebracht, der ſeine Aufmerkſamkeit auf die Mittel, Pondichery zu erhalten, und dieſen Platz wieder auf militäriſchen Fuß zu ſetzen, richte-

richtete; daher befahlen Seine Majeſtät, den Ingenieuroberſtlieutenant von Feline, einen Offizier von Talent, dahinzuſchicken, um vorher einen Vertheidigungsplan zu entwerfen, und das Land kennen zu lernen, in welchem er Krieg führen ſollte. Dieſer Offizier, der von Geld und Menſchen entblößt war, that nichts, und ward bei der Einnahme des Platzes mitgefangen. Er foderte ſeine Freiheit auf ſein Ehrenwort, nicht zu dienen, und das Engliſche Gouvernement begieng den Fehler, ſie ihm zuzugeſtehn, und ihn noch dazu nach Isle de France reiſen zu laſſen. Sein Ruf war ihm hier ſchon vorangegangen; man eilte, einen Engliſchen Offizier von demſelben Range, der zufälligerweiſe auch gefangen war, in Freiheit zu ſetzen. Durch dieſen Tauſch war ſein Ehrenwort gelöſt, und man forderte ihn auf, die Kolonie in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Er that es, und er hat ſie unüberwindlich gemacht. Die Engliſche Kompagnie hat es ſeitdem nicht für gut gefunden, deren Eroberung zu unternehmen. So hat ein Zufall dieſe Inſel gerettet, und die Franzoſen haben dieſen wichtigen Zufluchtsort behalten, der in ihren Händen der Vereinigungspunkt der Macht werden kann, mit welchen ſie es verſuchen können, wieder in ihre Beſitzungen in Indien zu dringen; welches heutzutage, da ſie weder Verbündete, noch einen Sicherheitsort beim Landen haben, eine um ſo ſchwerere, wenn nicht unmögliche, Unternehmung iſt. Die Engli-

ſche Kompagnie iſt ein furchtbarer Koloß geworden, deſſen Maſſe ſchwer zu erſchüttern iſt; jedoch unglücklicherweiſe iſt dies Gebäude auf Ruinen errichtet, und wer auf Ruinen baut, muß den Einſturz der Grundpfeiler gewärtigen. Wie dem auch ſei, ſo muß ſie beim jetzigen Zuſtande der Sachen, über alle Unternehmungen der Franzoſen, wenigſtens auf lange Zeit, triumphiren. Dieſe, durch ihre Stärke furchtbare Macht, für dieſen Zeitpunkt ohne Feinde, ohne Nebenbuhler, Beherrſcherin von ganz Indien, reich durch einen ungeheuren Handel, trägt in ihrem Buſen ein eingewurzeltes Uebel, eine Bevölkerung, die ihr fremd iſt: ſie wird daher fortfahren zu ſteigen, bis daß ſie ſchwach durch ihren eignen Glanz, zu groß für ihre Grundlage unter der Laſt ihres Glücks fallen, und in ſich ſelbſt zuſammenſtürzen wird. Wenn Frankreich klug iſt, wird es ſich begnügen, die Keime der Zwietracht und Unabhängigkeit in Indien zu unterhalten und auszubreiten, ohne einen Angriff mit offener Macht zu verſuchen. Dies iſt vielleicht das einzige ihm übrigbleibende Mittel, dieſen Welttheil ſeiner Nebenbuhlerin zu entreißen: es wird freilich keinen Vortheil davon haben, aber in der Politik bereichert man ſich bloß ſchon dadurch, wenn der Feind etwas verliert. Ich habe die Ordnung meiner Reiſe unterbrochen, um dem Leſer mit einemmale und nach der Reihe das Gemälde der Begebenheiten vorzulegen, welche den Fall der Fran-

zöſi-

Digitized by Google

zöſiſchen Macht in Indien zu Wege gebracht haben. Jetzt komme ich zu meiner Erzählung zurück.

Ich habe einen Blick auf die Beſitzungen Frankreichs auf den Küſten der Halbinſel verſprochen; ich habe von Mahé, Karikal und Pondichery geregeredet; nun bleibt uns noch die Beſitzung zu Mazulipatnam und Yanaon übrig.

Mazulipatnam iſt eine beträchtliche Stadt, in welcher die Engliſche Kompagnie einen von der Präſidentur zu Madras abhängigen Rath unterhält, deſſen Gerichtsbarkeit ſich gegen Norden bis zu den Grenzen der vier Zercars erſtreckt. Dieſe Stadt gehörte ehedem Frankreich, welche ſie zur Zeit ſeiner Unglücksfälle verlor. Das Gouvernement hatte hier für ſeinen Handel ein Haus behalten, auf welchem man ihm das leere Privilegium ließ, ſeine Flagge wehen zu laſſen; ein Recht das man ihm bald ſtreitig machte, und endlich raubte. Mazulipatnam beſitzt Fabriken von baumwollenen Tüchern, die ehemals berühmt waren, ſeitdem aber im zweiten Range ſtehen, als es Madras gelang, die Werkſtäten aus Paliakatta wegzunehmen, und in ſeinen Mauern zu feſtzuhalten. Sie werden aber doch wegen der Güte ihrer Farben noch geſucht. Die benachbarten Aldeen, vorzüglich Narpily, lieferten deren ſehr ſchöne. Frankreich nahm durch Hülfe der Wohnung, welche es hier hatte, Theil an dieſem Handel, und die Gegenwart eines Agenten kam

einem Theil der Schikanen zuvor, welche Fremde, die man fürchtet, immer erfahren.

Weiter gegen Norden war, wie ich geſagt habe, Yanaon, eine kleine Beſitzung, die im Engliſchen Gebiet eingeſchloſſen iſt, das Centrum des Franzöſiſchen Handels auf der Küſte von Indien. Dies war der letzte Ueberreſt der Macht des Marquis Büſſy. Dieſer berühmte Abenteurer hatte in ſeiner Jugend für ſeine eigne Rechnung die vier Zercars, Provinzen des Königreichs Golkonda, erobert, und ſie an Frankreich geſchenkt. Dies Land hatte das Schickſal der übrigen Franzöſiſchen Niederlaſſungen, und fiel in die Hände der Engländer, die es ſeit der Zeit beſitzen, und es von den Wällen von Vizigapatnam herab, beherrſchen, von wo aus ſie auch die benachbarte Holländiſche Kolonie zu Biblipatnam in der Ohnmacht erhalten. Yanaon und deſſen an den äußern ſüdlichen Grenzen dieſer Provinzen liegendes Gebiet war alles, was Frankreich beim Frieden retten konnte. Die Sieger zerſtörten vor der Uebergabe alles, was ihren Stolz reizen konnte, und von ihrem gewöhnlichen Vandalismus geleitet, ſchleiften ſie die Wohnung der Franzöſiſchen Kompagnie, weil ſie die des Oberhaupts von Ingeram, einem angrenzenden Engliſchen Diſtrikte, an Schönheit übertraf.

Was den Marquis Büſſy anbetrift, ſo gieng er nach Europa, und lebte dort unthätig, vergeſſen unter den Ehrenzeichen, womit man ihn bekleidet hatte,

hatte, bis daß, als der Krieg von 1778 einen General, um in Indien zu kommandiren, erfoderte, ſich aller Augen auf ihn richteten. Man erinnerte ſich wieder der Siege ſeiner Jugend; ſein Name allein ſchien die Feinde in Schrecken ſetzen zu müſſen, und man eilte, ihn wieder auf dem Schauplatz ſeines vergangenen Ruhms auftreten zu laſſen. Unglücklicherweiſe hatte er aber die Jahre erreicht, in welchen man zu nichts mehr tauglich iſt. Als Generaliſſimus der Franzöſiſchen Macht, gieng er nur hin, um eine Anzahl Truppen in einen Zuſtand der Ohnmacht zu verſetzen, die unter einem thätigern Chef den Feind nicht in den Laufgräben von Goudelours würde abgewartet haben, und um ſeine lange Laufbahn durch einen ruhigen Tod zu Pondichery zu endigen, indem er in Indien das Andenken an die glänzenden Siege ſeiner Jugend, verdunkelt durch die Unthätigkeit ſeines Alters, hinterließ. Die Franzoſen errichteten ihm ein Denkmal in der Kapuzinerkirche, wo ſein Name noch die Ehrfurcht der Indier, als Zeugen ſeiner erſten Thaten, erweckt.

Yanaon liegt ſehr vortheilhaft beim Zuſammenfluß des kleinen Fluſſes **Koringui** und des Stroms **Godwarin**. Dieſer Strom kann wegen des Schlammes an ſeiner Mündung keine Schiffe, die mehr als 8 — 9 Fuß tief im Waſſer gehn, aufnehmen. Außerdem wird noch ein ſehr erfahrner Steuermann erfordert, um mitten unter den vielen

kleinen Kanälen, von denen dieſer Schlamm durchſchnitten iſt, einen hinreichend tiefen Kanal zu unterſcheiden. Der Fluß iſt innerhalb der Brandung ſehr tief, und ſehr weit ſchiffbar; aber er wird wenig von Schiffen beſucht. Die Ufer ſind ſehr angenehm, und einige Inſeln geben dem Ganzen einen maleriſchen Anblick. Dieſer Strom iſt reißend und beträchtlich; er iſt bei Yanaon ſtärker als die Garonne bei Bordeaux. Ich bin ihn bis jenſeits Kota hinaufgeſchifft, und je weiter ich kam, je tiefer und breiter fand ich ihn. Die innere Schifffahrt dieſes Fluſſes iſt ſehr unbedeutend, denn die Indier ſind zu faul, um eine etwas lebhafte Induſtrie zu entwickeln.

Der Fluß **Koringui** iſt ein kleiner Bach, den der Strom gebildet hat, und den man nur als einen Arm des Godwarin betrachten ſollte. Er entſteht in jenem bei Yanaon ſelbſt, und ergießt ſich bei dem kleinen Ort **Koringui** ins Meer: ſein Lauf kann ungefehr drei Lieues betragen. Er wird von den Gewäſſern aller Ländereien, die er durchläuft, vergrößert. Dies Land, das, ſo zu ſagen, gleiche Höhe mit dem Meere hat, iſt von einer Menge tiefer Kanäle durchſchnitten, welche es unwegſam machen. Wenn man hinunterfährt, iſt die ganze linke Seite nichts als ein großer Moraſt, deſſen Abfluß den Fluß vergrößert, und ihn bei ſeiner Mündung ſtark genug macht, um große Schiffe zu tragen. Die Engländer, welche beide Ufer beſitzen, haben

das

das linke verlaſſen, um ſich auf dem rechten niederzulaſſen: ein Theil der Eingebornen iſt ihnen gefolgt, und das alte Koringui beſteht jetzt nur aus drei oder vier um die Pagode herumliegenden Hütten, welche erſtere noch ihr ganzes Anſehn behauptet. Die Traktaten hatten Yanaon die freie Schifffahrt dieſes kleinen Fluſſes geſichert, um mit der Rhede, die bei ſeiner Mündung liegt, in Verbindung zu ſtehen, welches für die Kaufleute eine große Hülfe war, um ihre Waaren abzuſchicken und in Empfang zu nehmen, welche ſie ſonſt mit vieler Gefahr und Zeitverluſt hätten auf dem Fluß ſchiffen laſſen müſſen.

Die Aldee Yanaon, ihr Gebiet, und eine kleine gegen Mittag liegende Inſel, können anderthalb Lieues ins Gevierte betragen. Dieſer kleine Raum enthält eine Bevölkerung von 6000 Indiern, und iſt die letzte Beſitzung der Franzoſen auf dieſer Küſte. Wir haben ſie nun alle geſehn; ihre Liſte iſt nicht groß, und man kann leicht auf den Grad der Ohnmacht ſchließen, zu welchem ſie herabgeſunken waren. Dies iſt die Frucht eines ſchlechten Syſtems; man iſt dabei geblieben, ſchlecht entworfenen Planen zu folgen. Die großen Entwürfe des Düpleix würden ſie zum Ruhm und Glück geführt haben. Man hat ſie verachtet. Die Unwiſſenheit und der Eigenſinn derjenigen, die bei Hofe die Geſchäfte Indiens dirigirten, haben den Monarchen zum Irrthum verleitet. Der Wohlſtand Frankreichs in

Aſien war zu Verſailles ein ſo gleichgültiger Gegenſtand, daß, als man den Frieden von 1783 ſchloß, man nicht einmal Leute dazu berief, die unſre Beſitzungen kannten. Der Beweis liegt am Tage. Dieſer Traktat enthielt im Betreff Indiens dieſelben Bedingungen, und beinah dieſelben Ausdrücke als der vorherige Friede, während daß das Uebergewicht, das Suffren erworben hatte, Frankreich in den Stand geſetzt hatte, endlich einmal ſich für ſeinen ganzen früheren Verluſt ſchadlos zu halten. Was endlich die vollkommene Unwiſſenheit der Friedensſchließer über das Land, deſſen Intereſſe ſie genau wahrnehmen ſollten, beweiſt, iſt, daß ſie aus Irrthum das Dorf **Vilnur** mit **Valdaur** verwechſelten. Das eine beſitzt eine beträchtliches, das andre ein ſehr kleines Gebiet. Man wollte das große haben, und bedung ſich das kleine aus. Dieſer Fehler, deſſen Folge war, daß wir die Hälfte des Gebiets verloren, das wir auf der Küſte würden beſeſſen haben, iſt einer der geringſten, den man begangen hat. Wir hätten die ganze Mittagſeite der Halbinſel von Pondichery an, d. h. die Plätze, welche die Engländer jetzt inne haben, mit demſelben Einfluß, den ſie auf die Fürſten der kleinen Staaten haben, fodern können; kaum erhielten wir, alles mit einbegriffen, zwölf Quadratlieues. Unſre Unternehmungen waren alle ſchlecht berechnet; England hingegen, zog Nutzen aus unſern Fehlern, folgte dem klugen und durchdachten Syſtem, das wir verließen,

ſetzte

Digitized by Google

ſetzte die Klugheit unſerm Muthwillen entgegen, wußte, indeß wir ohne zu ſäen, ernten wollten, zu verlieren um zu gewinnen, und brachte ſeine Kolonien in Indien auf eine Stufe des Glanzes, wovon die Geſchichte kein Beiſpiel darbietet.

Ich habe nun kurz und unparteiiſch das Gemälde unſers Verfalls in der Halbinſel Indiens, entworfen. Ich habe die Fehler, die wir hier gemacht haben, nicht verheimlichet; unglücklicherweiſe iſt es aber nicht das letztemal, daß meine Feder unſere Widerwärtigkeiten ſchildert; wir werden bald einen Blick auf Bengalen werfen, und werden ſehen, daß die Franzoſen dort weder glücklicher noch geſchickter geweſen ſind.

Als meine Geſchäfte zu Pondichery beendigt waren, reiſte ich nach Bengalen ab; da ich aber ein Ankertau bei den Sechelles, und eins bei Pondichery zerriſſen hatte, ſo mußte ich ein neues haben, um der Fluth des Ganges Trotz bieten zu können; ich konnte mir aber unglücklicherweiſe weder Ankertau noch Arbeitsleute verſchaffen; ich mußte eins zu Madras beſtellen, und ich entſchloß mich daher, dort hinzufahren, um es abzuholen.

Dieſe Stadt iſt eine der drei Hauptſtädte der Engländer in Indien; die Gerichtsbarkeit des dortigen Konſeils erſtreckt ſich auf das ganze Gebiet, das die Kompagnie im Oſten des Gebirges Gates auf der Halbinſel beſitzt; es iſt aber doch dem zu

Kalkut-

Digitized by Google

Kalkutta, der Reſidenz des Generalgouverneurs, untergeordnet.

Das eigentliche **Madras** iſt eine ſehr große Stadt, von einem Graben und einer ziemlich ſchlechten Mauer umgeben, die an vielen Stellen den Einſturz droht, aber hinreichend iſt, einer ſchnellen Unternehmung oder einem unvermutheten Angriff der Kavalerie zu widerſtehen, welches kein kleiner Vortheil iſt; denn zu Kriegszeiten ſind die Kompagnien der leichten Reiterei, die man **Luti** nennt, die zügelloſeſten Plünderer von der Welt, die ohne Mitleid alles, was ihnen in den Weg kömmt, verbrennen und verheeren. Madras iſt vor ihrer Barbarei geſchützt, und im Fall einer Belagerung ſchließt ſich alles, was einigen Muth hat, in die Zitadelle, das Fort **St. Georges**. Dieſe Feſtung liegt am Ufer des Meers, und iſt ſo gut, daß ſie in Europa, wenn ſie wohl vertheidigt würde, zwanzig Tage lang bei eröffneten Laufgräben gegen dreißigtauſend Mann ſich halten könnte.

Da, im Fall einer Belagerung, dieſe Feſtung allen Beamten der Geſellſchaft zum Zufluchtsort beſtimmt iſt, ſo mußte man ſie mit Gebäuden anfüllen, welches ihr ein trauriges und düſteres Anſehn giebt; darum bewohnen ſie die Engländer nicht; der Gouverneur wohnt auf dem Lande, und jedermann folgt ſeinem Beiſpiel.

Des Morgens kömmt man ſeiner Geſchäfte halber aufs Fort; um drei Uhr geht man wieder fort, und

Digitized by Google

und die Feſtung bleibt leer. Selbſt das Schauſpielhaus liegt auf freiem Felde; ſo daß das ganze Land in den Gegenden von Madras eine Menge Gärten auf einer großen Strecke Landes darbietet, und daß man, ohne zu Pferde oder Wagen zu ſein, keinen Beſuch von einem Ende bis zum andern machen kann. Die Palankins würden, wenn man mehrere Wohnungen beſuchen wollte, unzureichend ſein; ſo weit liegen dieſe von einander entfernt. Einige dieſer Gärten ſind ſehr ſchön, und die Gebäude im allgemeinen prächtig.

Die Lage des Forts **St. Georges** iſt eben ſo glücklich als die von Pondichery; es liegt eben ſo an der Mittagsſeite an einem Fluß, der ſeine äußern Feſtungswerke beſpült, und über welchen eine ziemlich ſchöne Brücke von Ziegelſteinen führt. Auf der Weſtſeite iſt eine Ueberſchwemmung, welche die Feſtung nach Willkühr mittelſt einer Schleuſe bewirkt, die bei dem Anfange der Feſtungswerke liegt, und durch den bedeckten Weg vertheidigt wird. Die Nordſeite iſt wie zu Pondichery, die einzige, die angreifbar iſt.

Die Macht der Engländer in Indien ward nicht immer durch ein ſolches Bollwerk unterſtützt; dieſe Feſtung iſt für die Indier unüberwindlich. Ein Blick auf das alte Fort iſt hinreichend, um ſich eine Idee von der Schwäche ihres erſten Zuſtandes auf dieſer Küſte, und von den kleinen Mitteln, auf

welche ſie ihre jetzige Größe gründeten, machen zu können.

Dieſe erſte Zitadelle war ein Viereck, das jetzt im Innern des Forts enthalten iſt, und war kleiner als der jetzige Waffenplatz. Man hat ſie in ein Haus verwandelt, worin die Kompagnie ihre Büreaus hat. Das Fort St. Georges begreift außerdem eine Engliſche Kirche; keine andre Religion wird in der Zitadelle geduldet. Man hat ſeit kurzem ein ſchönes Gebäude errichtet, aus welchem man eine Börſe machen wollte. Der große Saal, der mit den Bildniſſen des Lord Cornwallis und des Generals Medew geziert iſt, verdient die Aufmerkſamkeit der Reiſenden. Madras iſt ſchon zu dem Range einer ſehr großen Stadt empor geſtiegen; die dortigen Anlagen ſind ſehr koſtbar. Die Poſten, welche man Tapal nennt, ſind ſehr gut bedient. Zwei Zeitungen, eine Nazionallotterie, ein Schauſpielhaus, ein Ballhaus, ſetzen ſie in den Rang von Städten, wo viel Luxus herrſcht.

Die ſchwarze Stadt iſt das eigentliche Madras, und die Indier geben ihr jetzt noch den Namen **Madraspatnam**. Dies Wort **Patnam** wird den Hauptſtädten beigelegt; und wenn viele kleine Städte es führen, ſo kommt dies daher, weil ſie entweder von ihrem alten Glanz herabgeſunken ſind, oder weil die Indier damals, als ſie ihnen dieſe Benennung gaben, nicht gewohnt waren, größere zu ſehen, und ſie ſie ihnen nach den relativen Begriffen,

die

die ſie davon hatten, ertheilten. Dieſe hier iſt nichts als ein weitläuftiges Kloak, keine Straße iſt gepflaſtert, nicht einmal beſandet; der Boden beſteht aus einer ſchwarzen ſchlammigen Erde, die große Pfützen bildet, welche die Anſteckung verbreiten, und worin nur allein Wagen fortkommen können.

Die Indier haben gewiſſe Fuhrwerke, die ihnen eigenthümlich ſind, und die ich, als ich von ihren Maſchinen ſprach, zu erwähnen vergeſſen habe. Dieſe Wagen ſind aber nicht vervollkommnet, es iſt nichts als eine Kariole, deren Räder ſehr niedrig ſind, auf deren Achſe man ein kleines Kreuz legt, auf deſſen äußerſten Enden vier kleine Hölzer emporſtehn, die einen ſtarken gewölbten Himmel tragen. Dieſe kleine Niſche iſt an drei Seiten offen, und hinten mit einem bloßen Stück Leinwand geſchloſſen, und kann kaum zwei Perſonen faſſen. Eine einzige hat, mittelſt einiger Kiſſen, auf welchen ſie mit untergeſchlagenen Beinen ſitzt, ſo ziemlich bequem Platz darin. Dieſes Fuhrwerk iſt mit zwei Ochſen beſpannt, und mit einer Menge kleiner Glocken behangen. In Städten iſt es wenig in Gebrauch, aber die reichen Indier und die von hoher Kaſte bedienen ſich ihrer, um im Innern des Landes zu reiſen.

Der von Schwarzen bewohnte Theil von Madras iſt ſehr beträchtlich und volkreicher als der von Pondichery. Er enthält mehrere Pagoden, einige

Mo-

Moſcheen, eine Armeniſche und eine Portugieſiſche Kirche, die von Kapuzinern bedient wird. Dieſe letzteren ſtehn unter der geiſtlichen Gerichtsbarkeit des Biſchofs von St. Thomas, einem kleinen Dorfe, eine Stunde ſüdlich vom Fort St. Georges. Dieſer Biſchof iſt, ſo wie der von Pondichery, Suffragan des Biſchofs von Goa, doch iſt der letztere von der Miſſion der Franzöſiſchen Jeſuiten. Der jetzige Biſchof von St. Thomas iſt ein Neger, oder wenigſtens ein Abkömmling einer Indiſchen Familie, die ſich mit einer Portugieſiſchen verbunden hat; er iſt in Indien geboren, und iſt ſeiner Farbe nach ein Mulatte. Dieſer Vorzug, den der Portugieſiſche Biſchof, Metropolitan von Goa, den Prieſtern ſeiner Raſſe zugeſteht, hat bei dem katholiſchen Gottesdienſt dieſer Miſſionen alle Poſſen des Indiſchen Götzendienſtes eingeführt. Die Franzöſiſchen Jeſuiten, und das Kirchſpiel von Pondichery, ſind die einzigen Kirchen Indiens, wo die Religion den ihr gebührenden Anſtand behalten hat; die übrigen bieten bei ihren Zeremonien nichts als burleske Schauſpiele dar. Vielleicht iſt es nothwendig zu den Augen der Indier zu ſprechen, um mehr Eindruck auf ſie zu machen. Doch habe ich nicht bemerkt, daß die Jeſuiten, welche den einfachen und anſtändigen Ton der Europäiſchen religiöſen Zeremonien beibehalten haben, weniger Proſelyten als die andern gemacht hätten. Ich befand mich während der heiligen Woche zu Madras, und ich geſtehe, daß

Digitized by Google

daß es mich beleidigte, den majeſtätiſchen Gottesdienſt dieſer Feierlichkeiten durch plumpe Farcen herabwürdigen zu ſehn. Man ſpielt in der Kirche das Trauerſpiel vom Tode Jeſus Chriſtus, und von der Abnahme vom Kreuze. Männer in Türkiſcher Kleidung nehmen mit Hülfe von großen Leitern einen großen, ſehr ſchön gearbeiteten Leichnam, deſſen Gliedmaßen ordentlich eingelenkt ſind, vom Kreuze ab; ſie können ihn daher ſo natürlich bewegen, daß ich Frauen beim Anblick dieſes Schauſpiels habe ohnmächtig werden ſehn. Die Schwarzen begleiten ihn nachher, mit demſelben Lärm, den nehmlichen Inſtrumenten, deren die Indier ſich an der Thüre ihrer Pagoden und bei ihren Prozeſſionen bedienen, zu Grabe; wodurch die katholiſche Religion zu denſelben Affenſpielen, als der Götzendienſt iſt, erniedrigt wird.

So zahlreich als auch die Engländer in der Präſidentur von Madras ſein mögen, ſo machen ſie doch nur drei Klaſſen aus: die bürgerlichen Bedienten der Kompagnie, die Soldaten und die Kaufleute; aber der Haupttheil der Bevölkerung iſt ſchwarz. Man kennt hier keine Europäiſche Anbauer. Ein einziger unternehmender Mann, ein Advokat, von ſtarker Einbildungskraft, heftigen Leidenſchaften, und von einer Beharrlichkeit, die für Eigenſinn gelten konnte, kurz, ganz gemacht, um große Dinge auszuführen, wenn er unterſtützt worden wäre, der nun verſtorbene Herr

Popham, hat zuerſt, und er bis jetzt allein, das Beiſpiel einer Anpflanzung gegeben. Von allem Anbau, deſſen der Boden empfänglich war, ſchien ihm die Baumwolle mit Recht am paſſendſten für die Indiſche Faulheit, da die Arbeit dabei mehr Aufmerkſamkeit als Anſtrengung erſodert. Daher hat er zwei Stunden nördlich von Madras mit viel Koſten und Mühe eine ſehr ſchöne Baumwollenpflanzung angelegt; aber ungeachtet der Ordnung, die er hier eingeführt hat, und aller angewandten Mittel, um ſich eine hinreichende Bewäſſerung zu verſchaffen, hatte die Niederlaſſung im Jahre 1794 noch nicht ſo viel eingebracht, als die Summen betrugen, die auf ſie gewandt worden waren. Wenn indeß dies Beiſpiel Nachfolger fände, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß dieſe, da ſie aus den Fehlern, die er begangen haben mag, Nutzen ziehen, und Schwarze vorfinden würden, die etwas mehr Kenntniß von der Arbeit haben, ſich mit mehr Oekonomie einrichten, und mehr Nutzen daraus ziehen könnten. Ob indeſſen Popham's Methode mangelhaft war, oder ob das Erdreich ſich ſeiner Bemühung widerſetzte, kurz ich habe ſeine Pflanzen ſchwach, und ſeine Baumwolle mager und kurz gefunden. Uebrigens iſt es glaublich, daß er keine Nachahmer finden wird, weil die Fonds den Kapitaliſten mehr und mit geringerer Mühe eintragen, wenn ſie ſie zu fabrizirten Waaren verwenden. Außerdem hat man durch die Mitbewerbung der Schwarzen einen Nachtheil.

Denn

Digitized by Google

Denn da dieſe ihre Baumwolle der Natur überlaſſen, ſie mit unendlich weniger Sorgfalt einſammeln, und wenig Bedürfniſſen unterworfen, folglich immer mit dem zufrieden ſind, was ſie daraus erhalten, weil ſie keine Koſten darauf verwendet haben, die ſie wieder herausziehn wollen; ſo können ſie ſie immer zu wohlfeilerm Preiſe als jene liefern. Ueberdies hat ſeine Baumwolle einen Fehler; denn ich habe nicht nur gefunden, daß ſie von Natur kurz iſt, ſondern er macht ſie noch kürzer dadurch, daß er ſie durch eine Mühle reinigt. In einem Lande, wo die Arbeiter ſo wohlfeil ſind, wäre es vorzuziehn, wenn man ſie mit der Hand rein machte; ſie würde dann nicht ſo, wie unter dem Zylinder, zerreißen, und ſich beſſer ſpinnen laſſen.

Das Talent der Indier zum Spinnen iſt bekannt, die ſchönen Zeuge, die aus ihren Händen kommen, beweiſen es. Man hat ſo fein geſponnene Baumwolle, daß das Berühren der Luft ſchon hinreichend iſt, ſie zu zerreißen, ſie verarbeiten ſie daher beim Dampfe von kochendem Waſſer; dieſer Rauch macht den Faden feucht und geſchmeidiger, und verhindert, daß er nicht ſo leicht reißt als wenn er trocken iſt. Erſtaunt über ihre Geſchicklichkeit, nahm Suffren mehrere Familien mit ſich, um eine Kolonie auf der Inſel Malta aus ihnen zu ſtiften, mit dem Projekt, die Einwohner dieſer Inſel das Verfahren der Indier zu lehren. Aber dieſe Unternehmung hat das, was er ſich davon verſprochen

hatte, nicht geleiſtet. Dieſe Unglücklichen, unter einen fremden Himmel, unter fremde Völker verpflanzt, deren Sitten ihnen ganz neu waren, dachten an nichts als auf die Rückkehr nach ihrem Vaterlande, und haben auf Malta nichts weiter als das Andenken an ihren Aufenthalt hinterlaſſen.

Man fabrizirt zu Madras ſehr ſchöne Tücher mit großen farbigen Vierecken, und von einem ſehr feinen Zeug, das ihnen eigenthümlich iſt. Dieſe Manufakturen waren zuerſt durch die Holländer an einem kleinen Platz angelegt, den ſie vier Stunden weiter nach Norden hatten, und der Paliakatta heißt. Ihre Schönheit verſchaffte ihnen bald einen ſolchen Ruf, daß ſie ſtark geſucht wurden. Die Engländer errichteten ſogleich eben ſolche Werkſtäten zu Madras, aber das Uebergewicht der andern erhielt ſich, und ſie genoſſen immerfort eines großen Vorzugs. Nun verdoppelten die zu Madras, entſchloſſen alles mögliche aufzuopfern, um keinen Nebenbuhler in irgend einer Sache zu haben, ihre Kräfte, und brachten es ſo weit, ihren Tüchern einen faſt gleichen Grad von Schönheit mit denen von Paliakatta zu geben, und da ſie einmal bis auf dieſen Punkt gekommen waren, kam es darauf an, die andern zu ſtürzen, und hierin zeigten ſie die Ueberlegenheit ihres Handelsgeiſtes. Da ſie vollkommen einig waren, verſtanden ſie ſich gut genug mit einander, um einen augenblicklichen Verluſt zu erleiden, wofür ſie ſich in der Folge bald zu entſchädigen

Digitized by Google

digen hofften, und ſetzten mit einemmale ihre Tücher um 20 Prozent herab. Eine ſolche Verringerung des Preiſes zog ſogleich den Handel zu ihnen hin. Die zu Paliakatta glaubten, daß Verbeſſerungen im Verfahren, Erſparniſſe bei der Manufaktur oder einiger Vortheil, der aus dem, nach einem größern Plane entworfenen Maaßſtabe entſtünde, vielleicht ſelbſt ein Nutzen in Anſchaffung der erſten Materialien ihre Nebenbuler in Stand ſetzten, dieſe Herabſetzung ohne Schaden ertragen zu können; ſie thaten alles mögliche, um daſſelbe zu thun, aber ſie fanden nur Verluſt, wo ſie glaubten, daß die andern Nutzen hätten. Sie konnten die Konkurrenz nicht aushalten, und da ſie die Liſt, deren Opfer ſie waren, nicht argwöhnten, ſo hörten ſie auf zu arbeiten. Die Unternehmer von Madras riefen ſogleich die Arbeiter zu ſich, und da ſie nun dieſen Handelszweig in ihren Händen hatten, ſo ließen ſie ihre Tücher wieder zu einem Preiſe ſteigen, der ſie mehr als ſchadlos für den Verluſt hielt, den ſie auf eine kurze Zeit erlitten hatten. Seit dieſem Stoß iſt Paliakatta, das ein wenig Leben zu gegewinnen ſchien, in eine völlige Unthätigkeit geſunken; ein einziges Schiff läuft hier jährlich ein, um einige Ballen Waaren einzunehmen, welche die Holländiſche Kompagnie verarbeiten läßt, und welche den ganzen Handel dieſes Orts ausmachen.

Die Wege, die nach Madras führen, vorzüglich die Landſtraße in Weſten des Forts St. Georges,

ges, ſind prächtig; mit vier Reihen Bäume beſetzt, kündigen ſie majeſtätiſch die Reſidenz einer großen Macht an. Ein Fremder, der auf dieſer Straße ankömmt, faßt die vortheilhafteſte Meinung von der Stadt; aber er kömmt davon zurück, wenn er bei dem Gaſthofe abſteigt, wenn man nehmlich zwei Hütten in der ſchwarzen Stadt und ein ziemlich elendes Haus im Fort, ſo nennen kann. Das eine wie das andre bieten einem nichts als ſchlechte Betten auf einem Sofa oder Feldſtuhl in einem großen Zimmer dar, wo, nachdem man den Tiſch weggenommen, worauf man zu Abend gegeſſen hat, alles untereinander ſich ſchlafen legt.

Der Handel zu Madras iſt noch eigentlicher in der Hand der Schwarzen, als zu Pondichery, da die Geſchäfte größer, einträglicher und der Handel lebhafter iſt. Der Europäiſche Kaufmann vernachläſſigt die kleinen Geſchäfte, und ſieht nur ſummariſch die Rechnungen durch, von denen ſein Dobaſchi ihm die Reſultate vorlegt. Dieſe Nachläſſigkeit paßt ganz zu ſeiner übrigen Lebensart, da er im Fort, wo ſein Komtoir iſt, nicht wohnt, und kaum alle Tage drei Stunden auf ſeine Geſchäfte wendet.

Die Engliſche Kompagnie nennt ſich Verbündete und Beſchützerinn des Nabobs von Karnatik, und hat ihm einen prächtigen Pallaſt in einiger Entfernung vom Fort St. Georges bauen laſſen; ſie hält ihn hier in ihrer Gewalt, und ſchreibt ihm vor, was

er

er thun ſoll, indem ſie die goldenen Feſſeln, womit ſie ihn gefangen hält, unter den Ehrenbezeugungen, die ſie an ihn verſchwendet, verſteckt. Dieſer Fürſt iſt noch im Beſitz des Schattens ſeiner Macht; unter ſeinem Namen werden die Geſetze publizirt, die die Engländer ſeinen Unterthanen auflegen. Seine Ohnmacht erlaubt ihm nicht, das Joch, unter welchem er ſeufzt, abzuſchütteln. Ein neuer Montezuma küßt er die Hand, die ihn unterdrückt, und die Engländer gebrauchen ihn als Inſtrument, um die Indier in Reſpekt zu halten, welche die Gewohnheit der Ehrfurcht für ihren Fürſten in Gehorſam erhält. Sie regieren an der Stelle des Nabob, dem ſie zur Entſchädigung die leere Außenſeite eines Fantoms der Königswürde laſſen, das er zu Madras in einer Engliſchen Equipage zur Schau herum fährt. Ein für einen Aſiatiſchen Fürſten neuer Luxus, den er mit dem Preiſe ſeiner Krone bezahlt hat.

Die Schifffahrt der Indier iſt noch ſehr mangelhaft: wenn ihre Schiffe ſchlecht gebaut ſind, ſo iſt es nicht aus Mangel an vortrefflichen Materialien. Das Thekaholz, das ſie in Ueberfluß haben, gleicht dem Europäiſchen Eichenholz. Dieſe Fahrzeuge ſind von einer unvortheilhaften Geſtalt und nachläſſig gearbeitet, kaum ſind ſie kalfatert, einige ſchwimmen nur mit Hülfe eines Maſtir, womit ſie ſie bekleiden. Dies iſt ein Gemiſch von Kalk und Thran, der ſo vollkommen anklebt, daß er alle Oeffnungen verſtopft, und das Waſſer einzudringen hindert.

dert. Die Indier nennen es **Galgat**; ſie haben noch eine andre Miſchung, die ſie **Saranguſti** nennen, womit ſie den Kopf der Någel und die Nåthe beſtreichen. Dieſer Maſtix wird aus trocknem Schifftheer und Thran gemacht; man ſchlågt dieſe Zuſammenſetzung ſo lange untereinander, bis daß ſie die Konſiſtenz eines weichen Teiges erhalten hat: ſie wird alsdann auf das Schiff aufgetragen, und wird ſo hart, daß ſie die ſchårfſten ſchneidenden Inſtrumente abhålt. Man kann den Gebrauch dieſer beiden Kompoſitionen nicht genug dem Europåiſchen Seeweſen anempfehlen.

Die Indiſchen Schiffe werden **Parias** genannt, und wenn das Schiff an und fůr ſich mangelhaft iſt, ſo iſt das Takelwerk nicht beſſer. Ihre Maſten ſind von Thekaholz, welches ſie ſehr ſchwer macht; das Tauwerk iſt von Kokoswolle, die man **Kaira** nennt; ſie haben wenig oder keine Winden, und Segel nach Verhåltniß. Obgleich man auch deren ſehr betråchtliche hat, die bis 600 Tonnen tragen, ſo ſind ſie doch nur zu ſehr kurzen Reiſen zu gebrauchen, die ſie mit Hůlfe der Paſſatwinde machen. Sie ſind ziemlich zahlreich, und dienen zur ganzen Schifffahrt an der Kůſte. Ihre gewöhnlichſte Ladung beſteht in Salz und in Reis, aber die große Schifffahrt von einer Kůſte zur andern geſchieht auf Schiffen von Europåiſcher Bauart.

Unabhångig vom Seehandel Indiens in Indien ſelbſt und von dem Chineſiſchen, erlauben ſich noch

die

Digitized by Google

die Engliſchen Kaufleute, Kaufmannsſchiffe nach den Molukken zu ſchicken. Dieſe Schifffahrt bringt ungeheuern Vortheil, das dem Riſiko, den man dabei läuft, angemeſſen iſt. Man muß im Stande ſein, mit Ueberlegenheit eine Holländiſche Korvette von 18 Kanonen, dergleichen an der Küſte liegen, zu bekämpfen. Man zeigt ſich dann auf der Küſte, und die Bewohner der Molukken, die an dieſe Art von Handel gewöhnt ſind, bringen durch Schleichhandel die Gewürze, die ſie vertauſchen wollen, und die ſie wohlfeil geben. Da aber eine feindſelige Behandlung von ihrer Seite nicht beſtraft werden würde, und man nicht bei der Holländiſchen Kompagnie Recht ſuchen dürfte, ſo handeln die Schiffe mit den Eingebornen nur mit den Waffen in der Hand.

Die Geographie der Halbinſel Indiens iſt durch die Eroberungen und Uſurpationen, die die Grenzen der verſchiedenen Staaten verrücken, ſolchen Veränderungen unterworfen, daß man ſie nicht mit Gewißheit beſtimmen kann; was heut richtig wäre, würde es in einem Jahre nicht mehr ſein. Indeſſen kann man ſie in Provinzen eintheilen, wovon die vornehmſten ſind: Trevankur, Dekan, Karnatik und Arkot, Madure, Tanjaur, Miſore, Golkonda, Bisnagar, die vier Zerkars und das Land der Maratten. Dieſe Provinzen waren ehemals vom Mogol abhängig, unter dem Namen der Nabob- und Subahſchaften. Die Ohnmacht des Hofes zu

Delhi vermehrte die Kühnheit der Nabobs, ſicherte ihnen Strafloſigkeit, und flößte ihnen das Beſtreben ein, ſich unabhängig zu machen. Die Schwäche des Kaiſers beſtätigte den Erfolg: mehrere von ihnen wurden Souverains, und verachteten den Nabobstitel, um den eines Sultan und Königes anzunehmen, die mehr ihrem Stolze ſchmeichelten. Der von Golkonda iſt der einzige, der den Titel eines Nizam, den er vorher hatte, beibehalten hat. Hyder Ali nahm zuerſt den eines Chan an, ſein Sohn Tippo iſt aber als Sultan geſtorben; die von Trevankur und Tanjaur nahmen den eines Königs an. Der Großmogol beſitzt noch eine eingebildete Oberherrſchaft über ſie, die nur noch an einigen äußerlichen Ehrenbezeugungen und an einigen Diplomen zu erkennen iſt, um die man von Zeit zu Zeit nachſucht, um auf dieſelbe Art eine Uſurpation zu heiligen, als man in den letzten Jahrhunderten eine Bulle von Rom verlangte, um ſich eine Belehnung geben zu laſſen; der Kaiſer, der jede andre Autorität verloren hat, verfehlt nie, jede ſolche Gelegenheit zu ergreifen, um einen Souverainitätsakt auszuüben, und ſchlägt es niemals ab.

Von allen den Mächten, die ſich von ſeiner Herrſchaft frei gemacht haben, ſind die Maratten die einzigen, die ihre Empörung auf Grundſätze zurückgeführt, und die Oberherrſchaft eines Einzigen abgeſchworen haben. Sie haben eine ſehr furchtbare

bare Republik im Nordweſten der Halbinſel gebildet. Ihre Kavalerie iſt ſehr zahlreich, und ihr Einfluß in die Geſchäfte Indiens iſt in den letzten Zeiten um deſto mehr gewachſen, da der erſte Miniſter des Kaiſers ein Mann von ſehr großem Karakter, eines von ihren Oberhäuptern, war. Er iſt unter dem Namen Sandſchah bekannt, den er berühmt gemacht hat. Sein Kredit beim Hofe zu Delhi ward deſto ſtärker, da der Kaiſer ein äußerſt ſchwacher Menſch war. Die Macht des Miniſters wog die des Monarchen auf, und jener, voll Anhänglichkeit an ſein Vaterland, diente demſelben kräftig bei ſeinem Herrn, und machte, daß dieſer der Empörung Beifall gab. Das Bündniß mit dieſer Republik iſt bei den Geſchäften Indiens von größtem Gewicht; auch haben die Engländer nicht verfehlt, ſie durch alle nur mögliche Aufopferungen zu ihren Gunſten zu ſtimmen. Der treuen Anhänglichkeit dieſer Macht, die ihre Kräfte mit denen der Kompagnie vereinigte, verdankte Lord Cornwallis ſeinen Sieg über Tippo. Dieſer Fürſt hielt ſich für ſtark genug, um allein zu ſiegen, und war zu ſtolz, um ihre Hülfe zu bitten, indem er nicht vorausſah, daß dieſe Nachläſſigkeit ihm noch einen Feind mehr zu bekämpfen, zuziehen würde. Die Vereinigung mit der Marattenarmee beſtimmte den Sieg unter den Fahnen des Engliſchen Generals, der anfangs mit Verluſt von Seringapatnam zurückgeſchlagen war, und verurſachte dieſen nachtheiligen Frieden,

der

der das Vorſpiel des gänzlichen Sturzes Tippo's war.

Nachdem ich mich einige Tage zu Madras aufgehalten hatte, reiſte ich nach Bengalen ab; in der Bai von Balaſſor ward ich durch Regen und Nebel, von Windſtillen begleitet, aufgehalten, und lief mit vieler Gefahr in den Fluß ein. Der Fluß, an deſſen Ufern die Europäiſchen Niederlaſſungen in Bengalen liegen, iſt nicht der Ganges; man giebt ihm ſehr uneigentlich dieſen Namen; es iſt der Fluß Ugli, von der kleinen Indianiſchen Stadt ſo genannt, die ihn zuerſt berühmt gemacht hat. Er nimmt ſeinen Urſprung im Ganges; man kann ihn alſo, ſtrenge genommen, als einen kleinen Arm dieſes Fluſſes betrachten, deſſen vornehmſtes Bette öſtlich von dieſem fließt, und ſich durch eine Menge von Mündungen in den Gegenden von Schatigam ins Meer ſtürzt. Dieſer Fluß Ugli iſt bei ſeiner Mündung ſehr breit; man ſchifft lange, ehe man Land ſieht; erſt zu Kadſcheri fängt man an es von beiden Seiten zu ſehen. Die Entfernung vom Ufer bis zum Ende der Sandbänke iſt ſehr beträchtlich; man iſt wirklich auf dem Meere, wenn man hier ankömmt, auch ſind die Piloten, die ſich in dieſen Gegenden aufhalten, um die Schiffe zu erwarten, mit Fahrzeugen verſehen, die einen Sturm aushalten und der Fluth widerſtehen können; es ſind alles ſehr ſchöne Briggſchiffe, und zu allen Schifffahrten geſchickt. Die Kompagnie beſaß

beſaß deren ſechs, nach alten Formen; und ſie hat deren zu Bombay noch ſechs andre bauen laſſen, welches Korvetten von ſechzehn Kanonen ſind, die im Nothfall zum Kriege gebraucht werden können. Folglich haben die Engländer zwölf Pilotenſchiffe, die Franzoſen eins und die Holländer eins, d. h. ſie hatten ſie vor dem Kriege. Dieſe Fahrzeuge liegen, wie ich geſagt habe, am äußerſten Ende der Sandbänke vor Anker. Sobald man ſie gewahr wird, löſt man eine Kanone, und ſteckt eine Flagge an die Spitze des Schiffs; auf dies Signal macht ſich eins von jenen Fahrzeugen ſegelfertig, und kommt dem Schiffe entgegen. Iſt dieſes nur ein kleines Fahrzeug, das folglich nur wenig Geſchicklichkeit bei ſeiner Führung erfodert, ſo übernimmt es ein Offizier des Piloten es zu führen, und der Chef kehrt auf ſeinen Standort zurück. Iſt aber das Schiff ſchwerfällig genug, um die Aufmerkſamkeit des Oberpiloten zu verdienen, ſo kömmt er ſelbſt an Bord, und ſeine Brigg fährt vor dem Schiffe her, indem er Sorge trägt, ihm den Weg zwiſchen den Sandbänken zu bezeichnen, am Tage mit einer Flagge, des Nachts mit Feuer. Alle dieſe Vorſichtsmaaßregeln ſind nothwendig; und obgleich ſie viel Unglücksfälle verhüten, ſo verhindern ſie doch nicht, daß oft etwas vorfiele. Die Fluth des Ganges iſt erſtaunlich reißend. Die Kanäle, die der Lauf dieſes Fluſſes in den Sand ſeiner Mündung gefurcht hat, ſind an einigen Stellen

nicht

nicht breiter als eine halbe Stunde. Wenn man hier mit dem Südoſtpaſſatwinde einläuft, ſo treibt der Wind zuſammen mit der Fluth, ein Schiff mit einer Schnelligkeit, daß es ſechs Lieues in einer Stunde zurücklegt, und es braucht nur einer einzigen falſchen Wendung des Steuerruders, um es von einer oder der andern Seite zu ſtark zu werfen, und die Richtung des Kanals, in den man einlaufen will, zu verfehlen, und dabei die größte Gefahr, oft ſelbſt unvermeidlich Schiffbruch, zu leiden. Beim Nordoſtpaſſatwinde hingegen iſt der Eingang des Fluſſes ſehr viel länger, mühſamer, aber weniger gefährlich. Denn da man den Wind entgegen hat, ſo muß man in die Kanäle laviren; folglich fahren die Schiffe mit vollem Segel, indem ſie kreuzen, und die Fluth allein bringt ſie zu ihrer Beſtimmung. Um das Manöver auszuführen, braucht man kaum Pilot zu ſein, wenn man wieder in die Mitte des Kanals iſt, und ſo gelangt man endlich, ohne große Gefahr gelaufen zu haben, an den Ort ſeiner Beſtimmung.

Wenn man zu Kadſchery, welches am linken Ufer liegt, ankömmt, erkennt man dies Dorf durch ein der Kompagnie zugehöriges, hoch liegendes Haus, worin der Reſident derſelben wohnt. Von da erblickt man die Landſpitze Mudpoint (Schlammſpitze) am rechten Ufer des Fluſſes. Dieſe Spitze endigt den mittäglichen Theil der Wälder von **Sundri**, berühmt durch den Aufenthalt von Tigern

von

von groſser Gattung, wovon ſie voll ſind. Dies iſt der königliche, oder nach Büffon, der eigentlich ſogenannte Tiger. Dieſe Thiere ſind durch ihre Stärke und ihre Behendigkeit unendlich furchtbar. Einige ſind von der Gröſse eines Ochſen. Ihr Fell iſt gelb und ſchwarz geſtreift, und unter dem Bauch weiſslich. Sie ſuchen ihre Beute mit ſolcher Wuth, daſs man einige geſehen hat, die ſich ins Waſſer ſtürzten und ſchwammen, um Kähne, die auf dem Waſſer ſchifften, anzufallen. Bei Kadſchery iſt es Gebrauch, Ruderkähne zu nehmen, um ſich, beim Herauffahren des Fluſſes, die erſten Wendungen zu erleichtern. Da mein Schiff ſchwer war, ſo nahm ich deren zwölf, die mir bis zum Ankerplatz, dieſen Wäldern gegen über, folgten; als ich vor Anker lag, begaben ſie ſich hinter das Schiff. Da eine ſo groſse Menge von Kähnen dem Strom zu ſehr im Wege war und mein Ankertau zu ſehr anſtrengte, ſo befahl ihnen der Pilot, uns zu verlaſſen, und ſich längs dem Ufer hin ans Land zu begeben, von wo man ſie, wenn der Strom ſchwächer geworden wäre, zurückrufen würde. Sie gehorchten. Unglücklicherweiſe für ſie, wurden ſie trocknes Holz, d. h. einige Zweige verdorrter Bäume, gewahr. An dieſem Artikel mangelte es zu Kalkutta; ſie ſtiegen alſo ſchnell ans Land, um es abzuhauen und auf ihre Kähne zu laden. Sie waren ungefehr 150 Toiſen vom Schiffe entfernt, und hatten kaum dieſe Arbeit angefangen, als wir ſie mit allen Zeichen des

größten

größten Schreckens dem Ufer zulaufen ſahn. Dies war nicht ohne Grund: ſie wurden von einem Tiger verfolgt, der ſo groß, wie ein gewöhnliches Kalb, war. Wir ſahen ihn ſich aus dem Gehölz ſtürzen, und den Langſamſten im Laufen ergreifen. Er verſchwand in einem Augenblick mit ihm, ohne daß weder dieſer Unglückliche noch die andern eine Bewegung, ſich der Wuth dieſes Thieres zu widerſetzen, machten; ſein Bruder allein ſchien betrübt, und ging nicht mehr aus ſeinem Kahn, die andern kehrten ſogleich wieder zurück, überzeugt, daß, da der Tiger einmal ſein Theil hätte, ſie keine Gefahr weiter liefen. Denn dies iſt das Vorurtheil dieſer Leute. So groß auch die Ueberlegenheit ſolcher Ungeheuer durch ihre Stärke, ihre Wildheit, und durch die Waffen, die ihnen die Natur gegeben hat, über die Menſchen iſt, ſo ſcheint ihnen doch ein gewiſſer Inſtinkt zu ſagen, daß dieſen ihr Genie noch furchtbarere gegeben hat: ſie fliehen daher die bewohnten und angebauten Oerter, und beſuchen ſie nur, wenn der Hunger ſie dazu zwingt. Beim Herauffahren des Fluſſes Ugli iſt das Dorf Kulpey die letzte Niederlaſſung der Indier auf dem rechten Ufer. Die Tiger laſſen ſich ſelten bis dahin ſehn. Aber von dieſem Ort an, bis zu den Inſeln Clives, iſt ihre Anzahl ſo beträchtlich, daß man ſie manchmal heerdenweiſe am Ufer gehen ſieht. Man hat angefangen, dieſe Inſeln zu benutzen, und hier Zucker anzubauen. Ihr Urbarmachen hat einer Menge

Indier,

Indier, welche dieſe Thiere zerriſſen haben, das Leben gekoſtet. Da man das Gehölz ausrottete, womit das Land bedeckt war, und dieſe Ungeheuer in ihren Wäldern auftrieb, warfen ſie ſich auf die Arbeiter; und was außerordentlich ſcheint, dieſe dachten nie daran, ſich zu wehren, obgleich ihre Anzahl ſich manchmal auf fünfhundert belief. Sie waren überzeugt, daß das Thier nur Einen wegnehmen und ſich dann nicht wieder ſehn laſſen würde. Sobald ſie es daher erblickten, liefen ſie in der größten Unordnung davon, indem ſich jeder auf die Schnelligkeit ſeiner Beine verließ; der langſamſte war am ſchlimmſten daran, der Tiger ergriff ihn, und nun kehrte jeder zur Arbeit zurück. Dieſe Szene fieng alle Tage von neuem an, ohne daß die Schwarzen etwas beherzter geworden wären, und dieſe beſtändigen Angriffe hätten nicht einem einzigen dieſer Ungeheuer das Leben gekoſtet, wenn nicht einige wohlbewaffnete Europäer, welche die Aufſicht über die Arbeit hatten, ſie von Zeit zu Zeit angegriffen hätten. Sie haben ſich endlich zurückgezogen, und da dieſe Inſeln von Waldungen entblößt waren, und ihnen keinen Schutz mehr darboten, ſo haben ſie auf dem feſten Lande die Anzahl derer vermehrt, welche die Wälder von Sondry bewohnen.

Wenn man den Fluß weiter hinauffährt, ſo kommt man bei Kulpy nach dem von den Engländern ſogenannten Diamanthafen. Sie haben hier Kormors für ihre großen Schiffe errichtet.

Dies ſind große feſtſtehende Anker, an welchen die Fahrzeuge mit weit mehr Sicherheit liegen, als an ihren eigenen Ankern. Die Regierung unterhält hier Hafenbeamte, eine große Bäckerei, eine Schlächterei, und Hoſpitäler für die Marine. Hier wird ein Markt gehalten, wo die Seeleute alle Erfriſchungen, welche das Land hervorbringt, in Ueberfluß finden. Jenſeit dieſes Hafens wendet ſich das Bette des Fluſſes nach der linken Seite, und läßt auf der rechten eine ſehr gefährliche Sandbank. In einiger Entfernung von da kömmt man vor der Mündung eines großen Fluſſes, uneigentlich der alte Ganges genannt, vorbei; erſt oberhalb deſſelben fangen die Ufer des Ugli an maleriſch zu werden. Seine anſehnliche Breite iſt dann bis zu der eines gewöhnlichen Fluſſes verringert, und man kann des lachenden Anblicks beider Ufer genießen.

Ein wenig weiter rechts kömmt man nach Fulta, einer Holländiſchen Beſitzung, die ehemals in den blühenden Tagen der Kompagnie dazu beſtimmt war, große Schiffe aufzunehmen, und jetzt nichts als eine große Galliote in ihrem Ankergrund hat, die jedes Jahr Ballen holt, welche die Kompagnie von Schinſura abſchickt. Dieſe Galliote iſt manchmal von einem kleinen Schiffe begleitet, dies iſt aber auch das non plus ultra des Handels der Holländiſchen Kompagnie in Bengalen. Die Niederlaſſung zu Lande beſteht aus zwei Häuſern, von denen das eine eine Herberge iſt, deren Hälfte aus

Ziegel-

Ziegelſteinen gebaut iſt; das andre iſt die Reſidenz des Kommandanten. Dieſer Offizier iſt ein Neger, der die Flagge der Kompagnie auf einem Baum, nach Art eines Maſtes, aufziehn muß. Sein Haus iſt nicht ſo prächtig als die Herberge, denn es iſt ganz von Stroh. Das Indiſche Dorf iſt ſehr beträchtlich: es hat einen wohlverſehenen Bazar oder Markt. Dieſe kleine Beſitzung hat das mit allen Holländiſchen Niederlaſſungen am Ganges gemein, daß ſie den zügelloſeſten Ausſchweifungen zum Schlupfwinkel dient. Die Matroſen finden hier gewöhnlich ihre Rechnung; und hier werden die unglücklichen Frauenzimmer angeworben, die nach dem Diamanthafen gehn, um zum Vergnügen der Engländer zu dienen, die hier ſehr zahlreich ſind. Sie bevölkern hier ihr Hoſpital, und laſſen ihnen manchmal für ihr ganzes Leben ſchmerzhafte Andenken zurück.

Da mein Pilot nahe bei dieſem Dorfe geankert hatte, ſo ſtieg ich ans Land, um ſpazieren zu gehn; aber da der Strom zu ſtark war, und mich verhinderte, an dem Dorfe ſelbſt zu landen, ſo ließ ich mich auf eine benachbarte Wieſe ausſetzen. Das erſte, was ich erblickte, war ein Pangolin; ich verfolgte es bis an den Eingang ſeiner Höhle, wo ich es erreichte, und nach ihm mit meinem Degen ſtieß, der zwiſchen zwei Schuppen zerbrach. Nun gieng ich auf das Dorf zu, und kam durch ein ſehr dickes Gehölz, durch das ein kleiner Fußſteig von ungefehr

drei Fuß Breite gieng; vor mir gieng ein Führer, und hinter mir zwei Knaben, welche der Zerkar einer meiner Freunde, der meine Ankunft wußte, mir entgegen geſchickt hatte. Mit einemmale ſah ich mit Erſtaunen meinen Führer einen großen Sprung thun, und aus allen Kräften davon laufen; ich näherte mich, um den Gegenſtand ſeines Schrekkens kennen zu lernen, und ward von keinem geringern befallen, da ich eine ungeheure Schlange quer über den Fußſteig, in welchem wir uns befanden, kriechen ſah. Sie war ſo lang, daß ich weder ihren Kopf noch Schwanz, die im Geſträuche verſteckt waren, ſehen konnte. Das Ungeheuer war braun, kroch ſehr langſam, und ſchien mir die Dicke eines Taues von 18 Zoll im Umfang zu haben. Ich ahmte meinem Führer nach, und ohne einen Muth zu affektiren, der um deſto übler angebracht war, da ich meinen Degen, überdem in dergleichen Fällen eine unnütze Waffe, ſchon zerbrochen hatte, ſo ſetzte ich mit einem Sprunge über die Schlange weg, und entfernte mich in ſtarkem Schritt. Die beiden Knaben, erſtaunt, einen Indier fliehen und einen Europäer ihm ziemlich ſchnell folgen zu ſehn, kehrten denſelben Weg wieder um, und kamen erſt den andern Tag an Bord des Schiffes zu mir.

Wenn man einige Stunden weiter hinauffährt, findet man noch auf der rechten Seite den Ankerplatz von **Majapur**. Dieſer Ort war den Franzo-

ſen

Digitized by Google

ſen ehedem das, was Fulta den Holländern war; es war die Rhede, wo die großen Schiffe unſrer Kompagnie, die nicht bis Schandernagor wegen ihres großen Fahrwaſſers kommen konnten, anhielten. Dieſer kleine Ort hat nach Maaßgabe des Verluſtes, die Frankreich in dieſem Welttheil erlitten hat, daſſelbe Schickſal wie jener gehabt; er iſt noch mehr als Fulta geſunken. Man ſieht hier weder Europäiſche Häuſer noch Flagge mehr; kaum daß einige Hütten und ein elender Bazar die Exiſtenz des Ortes anzeigen. Nichts giebt dem Gedächtniß die Idee des Handels, der hier zur Zeit des Glanzes der Franzöſiſchen Kompagnie war; ein auffallendes Gemälde der irdiſchen Vergänglichkeit. Majapur war ein großer Markt; Schiffe von 1500 Tonnen beſuchten in großer Anzahl ſeinen Ankerplatz, und verbreiteten hier Ueberfluß und Luxus, ehe noch der Diamanthafen exiſtirte. Jetzt iſt dieſer letzte blühend; der erſte iſt verlaſſen, und nur ſein Name erinnert den unterrichteten Reiſenden, daß er ehemals reich war; das gewöhnliche Schickſal aller Franzöſiſchen Etabliſſements, welche eine beſtändige Reihe von Unglücksfällen zur Vergeſſenheit verdammt.

Nachdem ich endlich wieder einige Stunden über Majapur hinaufgefahren war, verkündigten die Gärten und prächtigen Palläſte die Nähe der Hauptſtadt Indiens, des Hauptſitzes der Engliſchen Macht in Aſien und der ſchönſten Kolonie der Welt. Der

Reichthum dieſer prächtigen Gebäude, der Luxus, welcher das Ufer des Fluſſes in herrliche Gärten umgeformt hat, der Pomp ihrer Verzierung, alles athmet den Reichthum und die Macht der Beſieger Indiens, und der Beherrſcher des Ganges.

Dieſer Fluß verbirgt durch ſeine Krümmungen die Stadt **Kalkutta**, die man nur erſt in einer kleinen Entfernung erblickt. Das Fort **Williams**, die ſchönſte Zitadelle außerhalb Europa, ſtellt ſich zuerſt dem Blick dar, und ſetzt durch ſeine Größe und die Pracht ſeiner Gebäude, die man über ſeinen Wällen hervorragen ſieht, in Erſtaunen. Die Häuſer, welche die erſte Reihe der Stadt am Ende ihrer Eſplanade bilden, ſind eben ſo viel prächtige Palläſte, wovon einige bis auf vier und zwanzig Seulen im Periſtyl haben. Alle dieſe Gebäude, die in einem Bogen in einer Ausdehnung von mehr als einer Stunde liegen, machen den erhabenſten Anblick, und geben der Stadt das edelſte und majeſtätiſcheſte Anſehen.

Kalkutta iſt die einzige große Niederlaſſung der Europäer auf dem rechten Ufer des Ganges; die andern Nationen haben das linke gewählt, die Engländer allein haben das rechte vorgezogen; mögen ihre Gründe auch geweſen ſein welche ſie wollen, ſo iſt der Ort ſchlecht gewählt. Das Erdreich iſt nicht genug über das Bett des Fluſſes erhaben, und bei großem Waſſer iſt oft die Eſplenade, die die Zitadelle trennt, wenn nicht überſchwemmt, doch hier

und

und da mit Waſſer bedeckt, ſo daß ſie nicht gangbar iſt.

Die Luft iſt zu Kalkutta nicht ſehr geſund; ſeine Lage zwiſchen dem Fluß und einem großen See nach hinten, unterwirft die Stadt üblen Ausdünſtungen, weswegen man auf dem Lande wohnt; aber eine große Unbequemlichkeit, die man nicht vermeiden kann, iſt die Lage des Hafens. Er liegt gerade zwiſchen zwei einwärts gekehrten Landſpitzen, wodurch der Strom in allen Abſtufungen der Fluth ſehr beſchleunigt wird. Die Brandung wird dort ſo heftig empfunden, daß ſie öfters Schiffe vom Anker losreißt. Da die Ströme, beſonders im Julius und Auguſt, wo der Schnee in den Gebirgen ſchmilzt, ausnehmend reißend ſind, ſo iſt der erſte Erfolg der Fluth, nicht allein den Lauf des Stroms zu hemmen, ſondern ihn ſogar mit einer ſolchen Gewalt zu überwältigen, daß ſie ſelbſt einen ſehr reißenden Lauf bekommt.

Bengalen liegt ſo niedrig, daß, wenn das durch die Fluth angeſchwellte Meer in das Flußbette eindringt, alles ſeiner Gewalt weichen muß. Das zurückkehrende Waſſer erfährt einen ähnlichen Widerſtand, und wird gleichfalls überwältigt. Aus dieſem Zuſammenſtoß entſteht eine weitläuftige und ſchäumende Welle, welche von der Fluth mit ungeheurem Ungeſtüm vorwärts getrieben wird, und allen Schiffen zum großen Nachtheil gereicht, welche nicht die Klugheit gehabt haben, ſie zu ver-

meiden. Gewöhnlich hat dieſe Brandung ihren völligen Erfolg nur auf einer Seite des Fluſſes, und man darf alſo nur das Ufer zu erreichen ſuchen, wo ſie ſchwächer iſt, welches man meiſtens ſehr leicht beurtheilen kann. Die Indier laufen zur Zeit der Fluth haufenweiſe ans Ufer des Fluſſes, und ſuchen vom Waſſer beſprützt zu werden, indem ſie es für ſehr heilſam halten, und ſich mit Freudengeſchrei und Andacht damit benetzen.

Kalkutta liegt gerade ſo, daß die Brandung dort empfunden werden muß, und zuweilen, beſonders zur Zeit der Syzygien, iſt ſie ſehr heftig. Was dieſen Ankerplatz vollends ſchlecht macht, iſt dies, daß er mit Sandbänken, gerade gegen über der Stadt und der Feſtung, wie beſäet iſt. Dieſes hemmt alle Arbeiten des Hafens, und wenn zur Zeit der Ebbe der Strom durch dieſe Sandbänke eingeengt iſt, ſo iſt er deſto reißender, und verurſacht eine Menge Unglücksfälle. Ich habe einmal dieſen ganzen Ankerplatz in Unordnung gerathen ſehn; die Parias, die gewöhnlich in großer Menge ſind, ankern oberhalb der Europäer, gerade der ſchwarzen Stadt gegenüber. Sie haben die Gewohnheit, ſich zuſammenzuſtellen, und ſo dem Strom eine große Linie von Schiffen entgegenzuſtellen, deren Taue alle zuſammen arbeiten. Dieſes Manöver iſt nicht ohne Gefahr, aber es hat den Vortheil, daß es die Schiffe verhindert umherzuſchwanken, durch welche Bewegung öfters der Anker weggeriſſen, und

die

die Schiffe gegeneinander angetrieben werden. Unglücklicherweiſe riß dem einen der äußerſten Parias ſein Ankertau entzwei, und ſogleich ſtieß er quer auf einen andern Paria. Gewöhnlich ſind ihre Ankertaue gut, aber die Anker ſelbſt erbärmlich. Der Anker dieſes zweiten gieng los, und nun trieben dieſe beiden Fahrzeuge umher; ihre Nachbarn fuhren nun gleichfalls einer nach dem andern aus der Linie, und in einer Viertelſtunde waren ſie alle, wenigſtens 150 an der Zahl, einer auf dem andern. In dieſer Lage konnten ſie dem Strom keinen Widerſtand leiſten, ſie fielen mit Ungeſtüm auf die Europäiſchen Schiffe, die hinter ihnen ankerten. Dieſe empfiengen ſie mit Hacken, zerbrachen und zerhieben alle, die ſich an ſie anklammerten; aber die Anzahl war zu groß, die Fluth trieb ſie gegen die Taue, die Bogſprietmaſte giengen entzwei, kurz alles gab nach, und die Unordnung war unter ſämmtlichen Schiffen allgemein. Man hörte nun nichts als das Brechen der Segelſtangen und Maſte, und wer am klügſten war, lief auf den Strand. Nur ſehr wenige aber konnten der allgemeinen Verwirrung entgehn. Nun ſtelle man ſich dreihundert Fahrzeuge durcheinander vor, deren immer eins an das andre ſich feſthakt, und die durch eine reißende Fluth weggetrieben und in Gefahren geſtürzt wurden, wovon die geringſte das Stranden des Schiffes war. Dabei denke man ſich das Geſchrei, das Fluchen, die Verwünſchungen und

L 5 Läſte-

Läſterungen ſo vieler Nationen, die ſich untereinander nicht verſtanden, und man hat nur einen ſchwachen Begriff von dem Schauſpiel, das ich vor Augen hatte. Hätten die erſten Schiffe, welche weggetrieben wurden, ſogleich ihre noch übrigen Anker ausgeworfen, ſo wären ohne allem Zweifel ſie ſämmtlich zu Grunde gegangen; aber ſie hatten die Vorſicht ſie zu verwahren, bis ſie aus dem Getümmel waren, dann ankerten ſie wo ſie konnten, bis zur Rückkehr der Fluth und bis der Hafen ihnen Hülfe ſchicken konnte. Ich befand mich gerade an Bord meines Schiffes, als die Unordnung anfieng; ich lag mitten im Fluſſe, und hätte alſo dem gemeinſchaftlichen Schickſal nicht entgehen können, wenn nicht zum größten Glück ein Zufall mich dahin gebracht hätte, ſolche Mittel zu ergreifen, wodurch ich mich der annahenden Gefahr entzog. Ein großes Engliſches Schiff, das ſich aus dem Getümmel zurückzog, machte, das ich die einzige Partie ergriff, die mir übrig blieb. Es trieb auf mich zu, und zwar mit ſolcher Schnelligkeit, daß ich nur noch Zeit hatte, mein Ankertau abzuhauen, um das beiden verderbliche Zuſammenſtoßen zu vermeiden. Nun ließ ich mich treiben ohne einen Anker auswerfen zu wollen, und kam ſo bis unterhalb der Zitadelle, über eine Stunde Weges weit. Dann warf ich zwei Anker aus, und blieb ſo in vollkommener Sicherheit, bis die Ordnung in Kalkutta wieder hergeſtellt war, worauf ich mich nach dem Ankerplatz

platz zurückbegab. Eine ſolche Begebenheit iſt die glücklichſte Sache, die den Hafenbeamten begegnen kann; ſie fangen damit an, daß ſie die Anker, die man etwa nöthig hat, verkaufen, oder durch ihre Schwarzen verkaufen laſſen. Dann laſſen ſie ſich vom Kapitän einen Aufſatz geben, in welchem die Anker, die verloren worden ſind, das Gewicht, die Zeichen, die ſie haben; die Enden Ankertaue, die daran geblieben ſind; der Ort, wo ſie ungefehr ſein müſſen; kurz alles angegeben iſt, was zu ihrer Wiederfindung beitragen kann; man trägt dieſen Aufſatz ein, und nachher hören die Kapitäne nicht weiter davon reden.

Ich habe in einem Zeitraum von drei Wochen fünf verloren, und ich verfehlte nicht, für die beiden erſten die Aufſätze zu machen, die man von mir verlangte. Ich gieng niemals aus dem Büreau des Hafens, ohne überzeugt zu ſein, daß mein Anker ſo ſicher auf dem Grund als an Bord des Schiffes war. Nachdem ich zwei verloren hatte, glaubte ich das Recht zu haben, den erſten wieder zu verlangen, und zu bitten, daß man ihn herauſzöge, und ich erbot mich, die Koſten zu bezahlen.

Der, an den ich mich wandte, war ein guter Mann, der bei ſeiner Plünderung mit Gewiſſenhaftigkeit verfuhr, denn es ſchien ihm, wenn er allein rechtſchaffen und ehrlich wäre, ſo würde er bloß den Schaden haben, ohne irgend jemand zu nutzen, indem die andern doch deswegen nicht weniger ſteh-

ſen würden. Er lachte über meine Leichtgläubigkeit, und rieth mir, nicht mehr an meine Anker zu denken. Da dieſer Verluſt beträchtlich war, und ſeine Wiedererſetzung viel koſtete, nahm ich keine Rückſicht auf ſeinen Rath, und ſprach nur um deſto lauter. Ich wandte mich an den Hafenkapitän T..., einen Offizier von einer Redlichkeit, die zum Sprichwort geworden war; er hatte ſich ein großes Vermögen bei dieſem Handwerk gemacht, und von dieſem Augenblick an waren ihm Skrupel über die Unregelmäßigkeit des Verfahrens der Hafenbeamten eingefallen. Sein Gewiſſen war nicht ſtark genug, um das wieder herauszugeben, was er ſelbſt erworben hatte; aber er wollte die andern abhalten, es eben ſo zu machen. So hatten dieſe aber nicht gerechnet; die, da ſie nicht zugeben wollten, daß man auf ihrer Spur jagte, keine Rückſicht auf die Befehle des alten Kapitäns nahmen, deſſen Kraft und phyſiſche Thätigkeit unzureichend war, über ſie zu wachen; daher waren die Subalternen, troß der Ehrlichkeit ihres Chefs, Spitzbuben. Herr T... „verdammte ſeine Augen und ſeine Seele *)", ſchwor, daß meine Anker müßten wieder gefunden und mir zurückgegeben werden. Der erſte Theil ſeines Schwurs ward erfüllt, aber der zweite gieng in den Wind; ich habe ſie nie wiedergeſehn. Er fertigte mir ſehr höflich einen Befehl aus, mir eine Schaluppe, Taucher, Schwarze

*) Ein ſehr gewöhnlicher Engliſcher Fluch.

Digitized by Google

Schwarze und einen Seeoffizier zu geben, damit ich ſelbſt die Anker, die ich verloren hatte, heraufholen könnte. Ich kehrte voll Hoffnung zum Hafenbureau zurück. Einer von den Herren hatte die Güte, mit mir zu ſprechen, nachdem er mich beinah eine halbe Stunde hatte warten laſſen; er las die Order, las ſie noch einmal, und gab ſie dann einem andern; dieſer las ſie, und gab ſie wieder einem andern, der ſehr beſchäftigt war, und zur Antwort gab, very well. Erſt nach Verlauf von beinah einer Stunde, als er meine Beharrlichkeit im Warten ſah, nahm er ſeine Brille ab, kam zu mir, und fragte, was ich wollte. Ich antwortete ihm, daß ich eine Order von Herrn T... gebracht hätte, die ihm den Beweggrund meines Beſuchs zu erkennen geben müßte. Er ſagte very well, nahm die Order, ſetzte ſeine Brille wieder auf, die er lange abwiſchte, las das Papier zu wiederholtenmalen, kehrte es um, ſagte mir von neuem very well, und drehte mir den Rücken zu. Ich bat ihn, ſo gut zu ſein, Befehle zu geben, und mich wiſſen zu laſſen, wann ich das, was ich nöthig hätte, erhalten könnte, indem ich hinzufügte, daß die Sache eilte, weil mein Schiff auf Einem Anker wäre, und daß mir kein andrer übrig bliebe. Das fatale very well war alles, was ich erlangen konnte. Der, welcher mir zuerſt gerathen hatte, meine Anker fahren zu laſſen, kam zu mir, nahm die Order, indem er den andern um Erlaubniß bat, der ihm eine leichte

Ver-

Verbeugung mit dem Kopfe machte, und ihm ſo wie mir ſagte, very well. Man hätte glauben ſollen, daß dieſer Mann nichts anders reden könnte. Endlich ſagte man mir, ich möchte den andern Tag wieder kommen. Ich fieng an, mir ſogleich neue Anker anzuſchaffen, um mein Schiff in Sicherheit zu ſetzen; aber den folgenden Tag gieng ich, der Abrede gemäß, zu Herrn Very Well, der mir dieſen Tag nichts ſagte. Eine Art von Pilotenlehrling ſagte mir, er habe Befehl, mit mir zu gehn. Ich gieng ſogleich, um die Schaluppe zu nehmen, die er mir gezeigt hatte, und nahm überdem einen Taucher und zwanzig Schwarze mit mir. Als ich bei meinem Schiff vorbeifuhr, nahm ich noch zehn von meinen beſten Leuten mit; ich ließ zwei Landeskähne, die ich in meinen Dienſten hatte, ausrüſten, und von meinen Leuten, nebſt einem Offizier in jedem, beſteigen. Ich begab mich nun an den Ort, wo ich meine Anker verloren hatte, und verſuchte es, mit den Leuten aus dem Hafen, ſie zu finden, aber vergebens. Zuletzt war ihre Ungeſchicklichkeit ſo wenig natürlich, daß ich hier ein Geheimnis argwöhnte. Ich befahl einem meiner Offiziere, die auf den Ruderkähnen waren, einen von ihnen mit Seilen aufzuſuchen, indem ich ihnen den Ort zeigte, wo ich glaubte, daß er ſei. Sie fanden ihn auf der Stelle. Ich ließ ſogleich untertauchen, um zu rekognoſciren, und einen Ring daran befeſtigen zu laſſen.

Kaum

Digitized by Google

Kaum war der Taucher auf dem Grund, als das Seil, womit ſondirt worden war, wieder abwich. Nun merkte ich, daß man Befehle gegeben hatte, durch die ich nicht vorwärts kommen ſollte. Ich ließ die Operation wiederholen, fand den Anker wieder, war ſchon im Begriff, den Ring anlegen zu laſſen; aber der Pilot machte, unter dem Vorwande, mir zu helfen, daß ſein Seil zerriß. Man mußte zum drittenmale anfangen; der Taucher ließ den Ring immer wieder abgleiten, und ſagte endlich, daß der Anker zu ſehr vergraben, und er zu ermüdet ſei, um noch mehr unterzutauchen. Unterdeß ließ ſich die eintretende Fluth mit Gewalt ſpüren, und wir mußten die Arbeit aufſchieben. Der Pilot ſchlug mir vor, die Schaluppe hier an einem Tau zu laſſen, um den Ort zu bemerken, indem er den andern Tag wieder anfangen wollte; ich war es zufrieden. Am Abend warf ich meine Augen auf den Ort, wo ich ſie gelaſſen hatte, aber vergebens, ſie war nicht mehr da. Ich lief zum Hafenbüreau; man ſagte: man wüßte nichts davon, ſchickte aber nach allen Seiten, um ſie zu ſuchen, welches ziemlich überflüſſig war, weil man ſehr wohl wußte, wo ſie war. Den dritten Tag ließ man mir ſagen, ſie ſei wiedergefunden, und man hatte die Güte, mir zugleich mit dieſer Botſchaft eine Rechnung von Auslagen zu ſchicken, die ich ſogleich bezahlen ſollte. So viel täglich für die Schaluppe, ſo viel für den Piloten für ſo und

Digitized by Google

ſo viel Tage, ſo viel für die ſchwarzen Laſkars, ſo viel für den Taucher, ſo viel für den Hafen, ſo viel für die Zurüſtung der Schaluppe, ſo viel für das Seil daran, das zerriſſen war, ſo viel für ihren Anker, der verloren ſein ſollte, ſo viel für die Schwarzen, die ihn wieder gefunden, ſo viel für die, die ihn zurückgebracht hätten, ſo viel um den Schaden auszubeſſern, den das Schiff gelitten hätte; kurz die Rechnung nahm kein Ende, und belief ſich auf fünfhundert und ſieben und ſechzig Sikka-Rupien. Es half hier nichts, ſich in Streit einzulaſſen, man mußte ein Ende machen, welches ich auch that. Ich trug das Geld zum Hafenbüreau; ein Beamter zeigte mir mit ſeiner Feder Herrn **Very Well**, der es, ohne ein Wort zu ſagen, in Empfang nahm, einen Blick auf die Rechnung warf, die Anzahl der Rupien für richtig erkannte, mir ein Kompliment machte, und, indem er very well ſagte, mich gehn ließ, feſt entſchloſſen, niemals wieder den Verſuch zu machen, einen Anker herauf zu holen, ſelbſt wenn ich ſie zu Dutzenden verlieren ſollte. Dieſe Lehre war mir hinreichend, ich hatte an Koſten viel mehr als der Werth deſſen, den ich ſuchte, verloren, und konnte keinen von den andern wieder bekommen.

Ich beklagte mich überall, man zuckte die Schultern, und ſagte kalt: „Es iſt freilich ſehr verdrießlich für Sie, aber es muß ein jeder leben". Wirklich hat niemals eines der Schiffe die Sachen,

die

die es in dieſem Ankergrund verloren hat, wieder gefunden. Manchmal werden gewiſſe wohl privilegirte Engliſche Kapitäne mit mehr Gelindigkeit behandelt, aber ihre Anzahl iſt ſehr klein.

Wann die ſchwächere Fluth eintritt, dann beeifern ſich die Hafenbeamten, die verlornen Anker heraufzuholen; ſie finden ſie alle wieder, und verkaufen ſie von neuem an die, welche deren bedürftig ſind. Man verzeihe mir den kleinen Ausbruch von Aerger, welchen mir das Andenken der Ungerechtigkeiten, deren Zeuge und Opfer ich war, entreißt; ich konnte mich nicht enthalten, ihm Raum zu geben, und haſſenswerthe Handlungen mit Gefahr gewiſſe Perſonen, die ich nicht nennen wollte, zu beleidigen, zu enthüllen. Ueberdem iſt es das leztemal, daß ich jemanden vor den Richterſtuhl des Leſers ziehe; künftig werde ich ihrem eigenen Gewiſſen alle die überlaſſen, welche, indem ſie allen Gefühlen der Menſchlichkeit und der Gaſtfreundſchaft entſagen, nicht erröthen, die ihnen anvertraute Autorität anzuwenden, um in einer Entfernung von 5000 Meilen von ihrem Vaterlande, Leute zu plündern, die ſie im Gegentheil ſchützen ſollten. Am äußerſten Ende Aſiens ſind alle Europäer Landsleute, oder ſollten es wenigſtens ſein.

Dieſe Zitadelle wird das Fort Williams genannt; ſie iſt größer, und einer regelmäßigen und kunſtvollen Vertheidigung fähiger, als die des Forts St. Georges zu Madras. Das Fort Williams iſt

mit kleinen Häuſern angefüllt, man ſieht nur die zur Bedienung der Feſtung nöthigen Häuſer, als die Wohnung des Kommandanten, Quartiere für die Offiziere, für die Truppen, und Arſenale. Uebrigens bietet das Innere prächtige Grasplätze, wohlbeſandete Alleen, hier und da mit Bäumen bepflanzt, Kanonen, Stückkugeln, Bomben, dar; kurz alles was dazu beitragen kann, ihren Anblick groß, edel und militäriſch zu machen. Ueber jedem Thor iſt ein Haus, welches zur Wohnung eines Majors beſtimmt iſt.

Dieſe Gebäude, ſo wie alle die, welche das Fort einſchließt, ſind eben ſo viel prächtige Palläſte. Zur Zeit meiner letzten Reiſe kommandirte der Oberſt **Morgan** hier, und bekleidete ſeine Stelle ſehr ehrenvoll, indem er die Fremden ſehr wohl aufnahm. Eines Tages, als wir von Tiſch aufgeſtanden waren. giengen wir in ſein Zimmer, wo man mit Sorgfalt ein prächtiges Fußſtück von Ludwig dem Funfzehnten, von Fuß bis zu Kopf gewafnet, aufbewahrt, welches zu Pondichery erobert und nach Bengalen gebracht worden iſt. Er ließ es ſich ſehr angelegen ſein, daß ich aufmerkſam darauf ward. Ich war über die Ehrfurcht, die man ihm bezeigte, gerührt; aber ich konnte mich eines Gefühls des Bedauerns nicht erwehren, es in feindlichen Händen zu ſehn. Seine Majeſtät ſchien mir Kriegsgefangner zu ſein. Dies Gefühl rief mir lebhaft unſre Niederlagen in Aſien ins Gedächtniß, und entriß mir einen Seufzer,

zer, der dem Kommandanten nicht entgieng. Aber es gelang ſeiner feinen und wohlgehaltenen Höflichkeit, den kummervollen Eindruck zu zerſtreuen, den dieſe Bemerkungen auf mich gemacht hatten.

Der Generalgouverneur aller Engliſchen Niederlaſſungen im Oſten des Vorgebirges der guten Hoffnung reſidirt zu Kalkutta. Sein Pallaſt iſt noch nicht gebaut; er wohnt in einem ſehr ſchönen Hauſe, das auf dem freien Platze, gegen über der Zitadelle liegt. So ſchön auch immer dieſes Haus iſt, ſo iſt es doch unter dem, was die Reſidenz eines Gouverneurs von ſolcher Wichtigkeit, ſein ſollte. Es giebt Privatperſonen in der Stadt, die eben ſo ſchön als er, wohnen. Wenn er großen Aufwand machen wollte, würde das Lokal es nicht geſtatten. Dies Gebäude iſt bei weitem nicht ſo prächtig als der Pallaſt des Gouverneurs zu Pondichery. Beim Eintritt in die Stadt kömmt man auf einen ungeheuern viereckigen Platz, in deſſen Mitte ein großer Waſſerbehälter zum Gebrauch des Publikums befindlich iſt. Dieſer Teich iſt von einem Grasplatz umgeben, der von einer hohen Bruſtwehr, auf der ein Gitter iſt, eingeſchloſſen iſt. Dieſer viereckige Platz iſt an ſeinen Seiten mit prächtigen Häuſern geziert, die Kalkutta nicht allein zur ſchönſten Stadt Aſiens, ſondern ſogar zu einer der ſchönſten in der Welt machen. Die eine Seite dieſes Platzes nimmt ein langes Gebäude ein, welches den Civilbeamten der Kompagnie, d. h. denen, welche ſie in ihren Bü-

reaus als Schreiber braucht, zur Wohnung beſtimmt iſt. Die Seite nach dem Fluß zu iſt zum Theil mit dem alten Fort beſetzt; dies iſt die erſte Zitadelle, welche die Engländer in Bengalen bei ihrer Niederlaſſung erbauten. Es iſt ein ſchlechtes Viereck, deſſen Baſtionen äußerſt klein und unbrauchbar ſind. Dies kleine Fort ohne Graben, dient nicht mehr als Befeſtigung, die Wälle ſind zu Gärten gemacht. Auf den Baſtionen und im Innern hat man für die Bedienten der Regierung Wohnungen gebaut. Hauptſächlich hat das Zollamt hier ſeine Büreaus. Obgleich dies kleine Fort dem, das die Engländer anfangs zu Madras erbaut hatten, bei weitem überlegen war, ſo konnte es ſie doch nicht vor dem Zorn des Nabob N —, mit dem ſie Krieg führten, ſchützen. Das Fort ward erobert, und der Ueberreſt ihrer Truppen floh nach Kadſchery, wo man ſie wieder belagerte. Unterdeß machte der Sieger, indem er ſich ihres Forts zu Kalkutta bemächtigte, einige Gefangene, die er in ein Loch außerhalb des Forts übereinander werfen ließ. Die, welche zu oberſt lagen, kamen davon, die andern erſtickten. Zum Andenken an dieſe Unmenſchlichkeit, ließen die Engländer, die hernach ſiegten, zwiſchen dem alten Fort und dem rechten Flügel des Hauſes der Bedienten der Kompagnie, gerade auf derſelben Stelle, wo dieſe Barbarei ausgeübt wurde, ein Monument errichten, daß man noch ſieht. Dies iſt eine oben abgeſtumpfte Pyramide, die auf einem

Fuß-

Digitized by Google

Fußgeſtell ruht, und auf ihren vier Seiten ein kleines Frontiſpiz darſtellt, unter welchem eine Tafel angebracht iſt, auf welcher in Engliſcher und Mauriſcher Sprache eine Inſchrift befindlich iſt, die ſich auf die Sache bezieht.

Dies kleine Gebäude iſt 'zum Schutz mit einem Gitter umgeben; das Innere iſt mit etwas Buſchwerk bepflanzt; das Ganze hat ſo ziemlich ein trauriges und düſteres Anſehn, der Begebenheit gemäß, an welche man erinnert werden ſoll. Ganz nahe beim alten Fort erblickt man das Schauſpielhaus, ein Gebäude, welches der Schönheit der Stadt nicht entſpricht, und in welchem aus Mangel an Subjekten wenig geſpielt wird.

Man zählt in Kalkutta zwei engliſche Kirchen, wovon die eine ein prächtiges Gebäude von regelmäßiger Bauart iſt, vor dem ſich ein Doriſcher Säulengang von ſchönem Verhältniß befindet; der Karnies und der einfache Unterbalken, die mit ihren Dreiſchlitzen geziert ſind, ſind von einen ſehr gutem Geſchmack. Kurz dies Gebäude iſt als Ganzes ein Muſter von Schönheit und Eleganz.

Außer dieſen beiden Kirchen zählt man noch eine Katholiſche; eine von der Portugieſiſchen Miſſion; eine vom Griechiſchen Ritus, die von Mönchen vom Orden des heil. Baſilius bedient wird; eine Armeniſche; eine Synagoge; mehrere Moſcheen, und eine Menge Pagoden; es finden ſich alſo faſt alle

Gottesdienſte der Erde in dieſer Hauptſtadt verſammelt.

Die ſchwarze Stadt ſtößt an den nördlichen Theil von Kalkutta: ſie iſt ungeheuer groß, und enthält eine Bevölkerung, die man bei meiner letzten Reiſe auf 600,000 Indier, von jedem Alter und Geſchlecht, ſchätzte.

Eine ſo große Stadt ſollte billig eine wachſame Polizei haben; dieſe iſt aber hier herzlich ſchlecht, man verhaftet zwar diejenigen, welche die öffentliche Ordnung ſtören wollen; es herrſcht aber in der Stadt eine empörende Unreinlichkeit. Die meiſten Straßen haben an jeder Seite einen kleinen Kanal, ſowohl zu ihrem als der Häuſer Abfluß, ſonſt würden ſie ſo feucht ſein, daß ſie niemand bewohnen könnte; denn zur Zeit des Anſchwellens des Ganges tritt dieſer Fluß zur Höhe von vielen Straßen, und man kann nicht in die Erde graben, ohne auf Waſſer zu ſtoßen. Dieſe kleinen Kanäle, die höchſtens drei Fuß tief, achtzehn Zoll und an einigen Orten zwei Fuß breit ſind, ſind Behältniſſe von Unreinigkeiten, die nichts als faulende Dünſte verbreiten. Alle Thiere, die auf den Straßen oder in den Häuſern ſterben, werden hineingeworfen und verfaulen hier. Mehrere Unglückliche ſterben aus Mangel, Krankheit oder zufällig mitten auf den Straßen; ſo habe ich einen zwei Tage liegen ſehn, ehe die Polizei ihn wegholen ließ.

Wenn

Digitized by Google

Wenn dergleichen geſchieht, ſo werden die Ueberbleibſel dieſer Leichname in die Kanäle geworfen, deren Anſteckung ſie vermehren. Die Indier ſind in ihrem Hauſe und an ihrem Leibe ſehr reinlich; wenn ſie aber das aus ihren Häuſern wegſchaffen, was dieſe verunreinigen würde, glauben ſie genug gethan zu haben. Sie laſſen ganz ruhig ihren Unrath vor der Thüre oder auf der Straße, reden zwar genug über den daraus entſtehenden Geſtank, machen aber keine Anſtalt, ihn wegzuſchaffen.

Alle dieſe Ueberreſte von Menſchen und Thieren, die auf der Straße mitten unter den Lebenden verfaulen, würden endlich die Peſt verurſachen, wenn die Schakals hier nicht Ordnung machten; unter ſchrecklichem Geheul durchlaufen ſie manchmal bei Nachtzeit heerdenweiſe die Straßen, und verſchlingen alles, was ihnen in den Weg kömmt. Ich ſah, daß der Leichnam eines Unglücklichen, der vor meiner Thür geſtorben war (derſelbe, von dem ich eben geredet habe), zwei Nächte hindurch dieſen verhungerten Thieren zur Nahrung diente. Gleich in der erſten Nacht fraßen ſie ihm den Kopf weg. Der im Staub liegende Rumpf ohne Glieder ward den ganzen folgenden Tag von Menſchen und Thieren mit Füßen getreten, ohne daß jemand Anſtalt machte, ihn bei Seite zu bringen. Endlich ward er in der zweiten Nacht ganz gefreſſen, und ich ward von dieſem ekelhaften Anblick befreit. Was die Schakals übrig laſſen, bleibt für die Raben und

Adler, von denen die Stadt voll iſt. Man ſieht ſie oben auf den Häuſern auf das lauern, was auf die Straßen fällt, und ſich dreiſt mitten durch die Menge darauf ſtürzen, und ihre Beute ergreifen. Man hütet ſich wohl ſie auszurotten. Sie tragen zur Reinigung der Stadt bei, und in dieſem Betracht ſind ſie ſehr nützlich. Gewöhnlich ſind ſie ſehr gefräßig; ich habe geſehn, daß eine Rabe auf den Bazar, **Territa** genannt, an welchem ich wohnte, einen Fiſch einer alten Negerinn, die ihn eben gekauft hatte, aus der Hand nahm. Dieſe Nachbarſchaft war der Aufenthalt einer ungeheuren Menge Adler, die durch den Geruch, der hier herrſcht, herbeigezogen wurden. Als mein Koch eines Tages mit gebratenem Geflügel über den Hof gieng, brachte er nichts als den Teller auf den Tiſch; der Vogel war in den Klauen eines Adlers, der ihn ihm fortnahm und ſich damit auf das Dach des Hauſes ſetzte, wo er ihn vor unſern Augen verzehrte.

Alle Häuſer in Indien ſind platt, und mit einem Geländer umgeben; man genießt hier Abends und Morgens der Kühlung, mehrere ſind mit einem Periſtyl im erſten Geſchoß geziert, und in dieſer Art von Gallerie hält man ſich auf, wann die große Hitze vorüber iſt.

Die Mahlzeiten ſind zu Kalkutta ziemlich mittelmäßig. Das Hauptſtück der Küche beſteht in gewöhnlichem Fleiſch und ein wenig Geflügel, aber

wenig

Digitized by Google

wenig oder gar keinem Wildpret, und Fiſchen, aber in geringer Anzahl. Das Hammelfleiſch ſpielt faſt auf allen Tiſchen die erſte Rolle.

Während des Sommers wird man von einem Schwarm Fliegen jeder Gattung erquickt; die Moſkiten ſind hier hartnäckig, ſehr reizbar und blutdürſtig, und man kann ſich nicht genug vor ihnen ſchützen; es iſt durchgängig Gebrauch, daß man, um ſich ihrer zu erwehren, im Hauſe jedesmal, wenn man ſitzt, ſei es bei Tiſche oder anderswo, Pappe um die Beine trägt. Die gierigſte von allen iſt die große blaue Fliege; ſie ſtürzt auf alle Schüſſeln, verunreinigt alle Speiſen, die man daher immer zugedeckt halten muß; ſie ſtreitet mit den Gäſten um ihr Eſſen, und verfolgt die Stücke bis in den Mund. Vorzüglich iſt ſie ſehr durſtig, und ſetzt ſich in die Gläſer, ſobald man irgend etwas hineingießt, weswegen man ſie mit einem kleinen ſilbernen Deckel zudecken muß, mit dem man zu dieſem Endzweck verſehen iſt. Kurz ſie iſt unerträglich, und macht das wahr, was uns Virgil von den Harpyen ſagt: um ihrentwillen habe ich zwanzigmal den Tiſch verlaſſen müſſen.

Um dieſe Fliegen zu verjagen, und zu machen, daß die Luft freier zirkulire, haben viele Häuſer über dem Eßtiſch einen großen Fächer, der an der Decke des Zimmers hängt. Er iſt von viereckiger Geſtalt, und balancirt an einem Stock, der am obern Theil deſſelben befeſtigt iſt; ein Bedienter ſitzt am einen

Ende des Zimmers, und ſetzt ihn ſo, wie man eine Glocke anzieht, mit einem daran befeſtigten Seile in Bewegung. Hinter dem Stuhl eines jeden ſteht wieder ein Bedienter, und bewegt einen kleinern Fächer, der von einem Palmzweige gemacht iſt. Der Stiel dient zum Griff, die zuſammengeklebten geſchnittenen Blätter geben ihm das Anſehn einer Flagge; mit Hülfe aller dieſer Mittel gelangt man dazu, ſich ein wenig Kühlung zu verſchaffen.

Der Hukka iſt vornehmlich in Bengalen in Gebrauch, wo man ihn gewöhnlich nach der Mahlzeit raucht. Jeder Hukkaberdar macht den ſeines Herrn in der Nebenſtube zurecht. Beim Deſſert treten ſie alle zuſammen herein, und ſtellen ſich um den Tiſch herum. Eine halbe Stunde lang hört man weiter nichts als das Geräuſch davon, welches die ganze Geſellſchaft zum Schweigen bringt. Kaum kann man ſich durch die Rauchwolken erkennen, womit das Zimmer angefüllt wird. Dies alles macht eine ziemlich biſarre Wirkung auf den ankommenden Reiſenden, und wenn er keinen Hukka hat, ſpielt er eine ziemlich langweilige Rolle. Die Wuth zu rauchen, befällt ſogar die Damen; die größte Gunſt iſt, einem Manne den Vorzug zu geben, aus ſeinem Hukka zu rauchen; die Höflichkeit erfodert in dieſem Falle, daß man das Mundſtück, deſſen man ſich bedient, herausnimmt, um an deſſen Stelle ein neues zu ſetzen, das man der Dame, die es fodert, präſentirt, worauf dieſe es bald wieder giebt. Dieſe

Gunſt

Gunſt iſt nicht immer ohne Wichtigkeit, ſie bedeutet zuweilen viel für einen Freund, und öfters noch mehr für einen Mann. Der Tabak macht den geringſten Theil der Ingredienzien aus, die man in dieſem Inſtrument brennt; man nimmt dazu trockne Früchte, Zucker und andre Sachen, die mit Hülfe des Roſenwaſſers, womit man die Schlangenröhre anfeuchtet, dem Rauch einen äußerſt angenehmen Geſchmack und Geruch geben. Dieſer Rauch muß erſt durchs Waſſer gehn, ehe er den Mund erreicht; er erlangt dadurch einen Grad von Kühlung, der viel zu ſeiner Annehmlichkeit beiträgt.

Man läßt ſich in Bengalen eben ſo, wie auf der Küſte der Halbinſel in Palankins, tragen; aber außer dieſen wimmelt es in Kalkutta von Equipagen aller Art, von Karroſſen, Wiſkis, Faetons, welches alles zuſammen Abends einen ſolchen Lärm macht, der dem einer großen Europäiſchen Stadt gleich kömmt. Man ſieht hier auch viel Perſiſche Handpferde von großer Schönheit, keine Arabiſche, aber eine kleine Gattung, die man Pooni nennt, deren man ſich häufig zum Ziehen der Faetons bedient. Alle dieſe Thiere haben Fehler; mehrere ſind boshaft, und Mauriſchen Stallbedienten übergeben, die wohl verſtehen, ſie fett zu machen, ihnen aber unverbeſſerliche Fehler angewöhnen. Einer meiner Freunde hatte mir die Erlaubniß gegeben, von ſeinem Stall Gebrauch zu machen; ſeine Mauriſchen Stallknechte waren mir einmal, wie es Ge-

brauch

brauch iſt, beim Ausreiten gefolgt, hatten aber ſo wenig Vergnügen daran gefunden, daß ſie beſchloſſen, ſich nicht noch einmal dazu brauchen zu laſſen. Ich kann nicht begreifen, was ſie mit den Pferden vornahmen; ich habe nicht den geringſten Begriff von den Mitteln, die ſie gebrauchten; aber ich weiß, daß es mir nicht möglich war, ſie aus dem Schritt zu bringen. Ich wollte einige Tage nachher ausreiten; kaum war ich aus dem Stall, und wollte mein Pferd zuſammennehmen, als es ſich bäumte. Ich gab ihm die Hülſen, und es ward noch ſtätiger: ich ſtieg ab, unterſuchte ſeinen Zaum, ſein Gebiß, ſeine Kinnkette; ich zäumte es ab und wieder auf; ich ſattelte es ab, und ſattelte es wieder, um zu ſehen, ob nichts unter die Schabrake gelegt ſei; ich ſah unter dem Schweif nach, unter den Eiſen, alles war in guter Ordnung und das Pferd ſehr ruhig; ich ſtieg wieder auf, es gieng ohne Antrieb im Schritt fort; ich wollte es zum Trab bringen, es fieng ſeine Streiche wieder an; nun ſpornte ich es ohne Schonung, es hätte mich beinah ums Leben gebracht, und gieng nicht einen Schritt vorwärts; und doch war es das nehmliche, das ich zwei Tage vorher geritten, und das auf alles mit der größten Gelehrigkeit gehorcht hatte. Ich übergab es den Händen des Mauren wieder, der es in vollem Laufe nach ſeinem Stall zurück führte. Man verlange keine Bemerkung über dieſe Thatſache von mir; ich erzähle nach der ſtrengſten Wahrheit, was ich geſehen

hen habe, und laſſe es dabei. Eben das iſt mir zu Yanaon mit einem Pferde des Herrn Demars begegnet.

Die Engländer haben angefangen, die Raſſe der Bengaliſchen Pferde zu vervollkommnen; ſie haben die Perſiſchen mit Engliſchen Hengſten vermiſcht; und um die Nacheiferung anzufeuern, haben ſie Wettrennen wie zu Epſom und Newmarket, eingeführt. Im Jahre 1794 habe ich hier ein Pferd, das aus England gebracht war, mit einem herrlichen Perſiſchen Pferde, das wirklich von Raſſe war, laufen ſehn. Der Engländer überwand es, und gewann alle Wetten in zwei Läufen hintereinander zum großen Vergnügen ſeiner Landsleute, die unter Freudengeſchrei riefen: old England for ever. Man muß bemerken, daß das Engliſche Pferd acht Tage nach ſeiner Ausſchiffung lief. Die Ermüdung einer Reiſe, und der lange Aufenthalt auf dem Schiffe, ließen ihm noch Kraft genug, ein friſches Pferd zu beſiegen, welches die Ueberlegenheit im Rennen der Engliſchen Pferde über alle andern beweiſt.

Ungeachtet der großen Menge Equipagen, von denen Kalkutta wimmelt, bedient man ſich doch ihrer nicht zum Reiſen. Beinah alle Reiſen werden zu Waſſer gemacht. Bengalen iſt ſo von Kanälen und Flüſſen durchſchnitten, daß man überall auf Kähnen hinkommen kann; die reichen Leute bedienen ſich daher Fahrzeuge, die Bazras genannt wer-

werden. Nichts gleicht der Eleganz und der Bequemlichkeit dieſer kleinen Fahrzeuge: ſie enthalten Zimmer, die denen in einem Hauſe gleich ſind; man läßt einen großen Kahn nachfolgen, in dem ſich die Küche befindet, daher man hier mit mehr Bequemlichkeit als in irgend einem andern Welttheil reiſt; man leidet nicht mehr Ermüdung, als wenn man in ſeinem eignen Hauſe iſt.

Es werden viel Schiffe zu Kalkutta gebaut; man findet hier viel wohlverſehene Werfte; aber dieſe Fahrzeuge ſind ſehr theuer; ſie ſind ſehr feſt, und von Thekaholz gebaut, welches die Eigenſchaft hat, weit langſamer als das Eichenholz zu verderben; auch halten Schiffe, die von ſolchem Holz gebaut ſind, ſehr lange Zeit, nur muß man ſie vorm Stranden bewahren: denn das Thekaholz iſt fett und ohne Aeſte, es verweſt nicht, aber es bricht leicht; ein Schlag mit einer Axt iſt hinreichend, einen Balken von einem Quadratfuß von oben bis unten zu ſpalten. Die Eiche hingegen iſt voll von Aeſten, die ihren Widerſtand vermehren, aber ſie erhält ſich nicht ſo lange.

Das Privilegium der Kompagnie verbietet jedem Privatmann, von Aſien nach Europa, oder wenigſtens mit England zu handeln. Aber es verbietet nicht den Handel Indiens in Indien ſelbſt; dieſer iſt in China ſowohl als anderswo, frei und ſehr beträchtlich; auch iſt der Fluß Ugli mit Schiffen bedeckt, welche alle den Reichthum und die

Thä-

Thätigkeit Kalkutta's vermehren. Der Reichthum dieſer Stadt iſt wirklich außerordentlich, man hält es kaum der Mühe werth, von Silbermünzen zu reden. Man rechnet nur nach **Gulmohur**, einem Goldſtück, das 16 Rupien gilt, d. h. nach Franzöſiſcher Münze 42 Livres, den Piaſter zu 5 Livres 5 Sous. Die Indier beſchneiden die Stücke wie die Juden in Europa; wenn man daher eine Zahlung empfängt, muß man Sorge tragen, einen **Serraff** zu haben, deſſen Geſchäft iſt, die Stücke zu wiegen und ihren Werth zu beſtimmen.

Die Volksmünze iſt der Kauris der Maldiven. Der Handel iſt in Bengalen in der Hand der Zerkars, die hier das, was die Dobaſchis an der Küſte, ſind. Dieſe Zerkars ſind Braminen. Sie thun ihrer Würde keinen Abbruch, wenn ſie Handelsleute werden: ſie ſind an einem Strick von Baumwolle, der aus ſieben Faden beſteht, kenntlich, den ſie auf der Haut als Bandelier von der rechten zur linken Seite tragen; ſie haben Schreiber zu Gehülfen, welche ſich anmaßen, eine eigne Kaſte zu bilden, und die ſich als eine Unterabtheilung der Braminen anſehn. Sie ſtehn in der That unter dieſen, aber doch über allen übrigen.

Bengalen iſt das wahre jetzige Vaterland der Braminen; ihr Name endigt ſich faſt immer in **ram**. Dieſer Titel iſt ehrenvoll, und iſt eben das, was das deutſche **von** und das ſpaniſche **Don** iſt, nur mit dem Unterſchied, daß es, anſtatt dem Namen

Digitized by Google

men vorzuſtehn, ihm angehängt wird. Mein Zerkar nannte ſich Schiſſu, und wenn man die letzte Höflichkeitsſilbe hinzufügte, hieß er Schiſſuram. Er war ſehr unterrichtet, ehrlich, treu, und wenig gewinnſüchtig, welches bei einem Zerkar eine ſeltne Eigenſchaft iſt.

Die Leichtigkeit, mit der dieſe Leute lernen, iſt wunderbar: ſie ſprechen und ſchreiben alle Franzöſiſch, Engliſch, Portugieſiſch, Mauriſch, Malabariſch, und ihre heilige Sprache, die niemand, der nicht zu ihrer Kaſte gehört, kennt. Einige neuere, vorzüglich Engliſche Schriftſteller, haben uns Stellen aus ihren heiligen Büchern, aus ihrem Vedam und ihrem Ezurvedam mitgetheilt; die Nationalbibliothek zu Paris beſitzt eine Ueberſetzung des Kormovedam. Ich ehre die tiefe Kenntniß dieſer Schriftſteller. Ich laſſe ihrer Ehrlichkeit Gerechtigkeit widerfahren, und glaube, weil ſie es ſagen, daß die Ueberſetzungen, die ſie uns geben, authentiſch ſind, oder daß ſie ſie wenigſtens dafür gehalten haben. Ich will nur anmerken, daß es zu wünſchen iſt, daß dieſe heilige Sprache der Braminen ſich ausbreiten, und wir alle im Stande ſein mögen, an den Kenntniſſen Theil zu nehmen, die aus der Bekanntmachung der Geſchichtbücher eines ſo alten und ſo unterrichteten Volkes hervorgehen. Es ſei fern von mir, ihre Bücher, mit denen man uns bekannt gemacht hat, in Zweifel ziehen zu wollen, meine Meinung würde auch von ſehr wenig Gewicht

gegen

Digitized by Google

gegen dergleichen Autoritäten ſein; indeß, wenn man die Braminen ſtudirt hat, wenn man ihren Karakter und ihre Vorurtheile kennt, kann man nicht umhin, über dieſe ſonderbaren Mittheilungen und über die Folgerungen, die ſich daraus machen laſſen, nachzudenken. Wenn man einige Einwürfe gegen die Authentizität dieſer Ueberſetzungen machen wollte, ſo würden es dieſe ſein: die Braminen ſind wenig mittheilend; und es iſt bei ihnen ein Religionspunkt, der ganzen Welt die Kenntniß ihrer Sprache und ihrer Bücher zu entziehen. Man muß alſo glauben, daß einige ihrer Obern (denn dieſe haben die Verwahrung der Bücher und Geſetze) die Abneigung, die ſie gegen die fremden Kaſten haben, abgelegt hätten, daß ſie durch eine ſo offenbare Pflichtvergeſſenheit nicht wären abgeſchreckt worden, und daß ſie lieber ihre Kaſte, die ſie ihrem Leben vorziehen, verlieren würden, als die beleidigen, die von ihnen ſolche wichtige Mittheilungen verlangten. Ich weiß, daß ſie jetzt weltkundig ſind; die berühmteſten Schriftſteller haben ſich bemüht, ſie bekannt zu machen. Ueberall druckt man Fragmente dieſer heiligen Bücher; einige Reiſende haben ſogar geſagt, das Sanſkrit in Bengalen vollkommen gelernt zu haben; alles dies iſt ſo bekannt, daß ich es glauben muß, und ich glaube es in der That, obgleich dieſe Braminen ihrer Religion ſehr zugethan ſind, und ſie ihnen das Geſetz auflegt, uns das, was wir zu kennen behaupten, zu verbergen. Ob-

gleich ſie für ein weit geringeres Vergehn ihre Kaſte verluſtig gehn können, und es nichts giebt, das ſie nicht aufopfern, um ein ſolches Unglück zu vermeiden, oder um wieder hineinzukommen, wenn ſie es erfahren haben; obgleich, wenn ſelbſt einer von ihnen ſie verloren hat, er ihr doch treu ergeben bleibt, und ungeachtet ſeiner Ausſchließung die übrigen Menſchen um nichts deſtoweniger höchlich verachtet, daher er nicht ſucht ſich zu rächen und die ſeinige zu verrathen; obgleich endlich es möglich wäre, zu denken, daß, um den Zudringlichkeiten derer, die ſie mit ihren Foderungen plagen, zu entgehen, ſie unter ſich übereingekommen wären, nichts als gleichgültige Dinge mitzutheilen, damit man ſie für das Uebrige in Ruhe ließe; obgleich es ſogar möglich wäre, daß ſie das, was man uns bekannt gemacht hat, ausdrücklich erfunden hätten, um den Europäiſchen Nachforſchungen ein Ende zu machen, indem es das Anſehn hätte, als hätten ſie unſern Willen gethan, und daß ſie dadurch uns die Kenntniß ihrer wirklichen Geheimniſſe entzögen. Ungeachtet alles dieſes, muß und will ich glauben, was uns ſo viele ſchätzbare Schriftſteller geſagt haben; aber es ſei mir erlaubt, anzumerken, daß, wenn die Mittheilungen, welche uns die Braminen gemacht haben, wahr ſind, ſie die Geſetze ihrer Religion gebrochen haben; wenn ſie bis ſo weit wider Treue und Pflicht gehandelt haben, haben ſie für ſie die unverbrüchliche Anhänglichkeit verloren, die gemacht hat, daß

ſeit

ſeit vielen Jahrhunderten ſie das tiefſte Stillſchweigen über alles, was ſie betrifft, bewahrt haben; wenn ſie dieſen Geiſt der Ausſchließung für die Fremden zerſtört haben, ſo haben ſie die Demarkationslinie, die ſie von der übrigen Welt trennte, vernichtet; wenn ihre Kaſte enthüllt iſt, ſo wird die Ehrfurcht, die man für ſie hat, verlöſchen. Das Volk verehrt nur das, was man vor ihm geheim hält; auf dies Prinzip iſt die Meinung gegründet, die jene in den erſten Rang ſtellt. Vom Augenblick an, wo ſie gekannt ſein werden, werden ſie ſchon die Achtung verloren haben, die ſie darin erhält. Dieſe Kaſte, deren Urſprung ſich in die Dunkelheit der Zeiten verliert, muß alſo bald verſchwinden; und als ob der Revolutionsgeiſt, der die Geſtalt Europa's verändert hat, den ganzen Erdkreis befallen ſollte, wird er an jenem äußerſten Ende der Welt für heilig gehaltene Meinungen, zerſtört, und ein durch eine Reihe von Jahrhunderten, die ſich unſrer Chronologie entziehen, geehrtes Geheimniß gebrochen haben.

Die Braminen ſtudieren noch zu Benares; dieſe Stadt erhält ſich durch die unterrichteten Leute, die ſie bewohnen, in Ruf. Der Nabob dieſes Landes iſt ſehr von ſeiner Macht herabgeſunken, und iſt nichts mehr als der gehorſamſte Diener der Engliſchen Kompagnie. Fiele aber Benares ſelbſt in die Gewalt eines Siegers, ſo würden die Braminen deswegen doch nicht aufhören, mitten unter den Waffen, denen ſie entſagt haben, ſich dem

Studieren zu widmen. Ungeachtet aller Revolutionen, welche das Reich des Mogols auch erduldet hat, aller Erſchütterungen, die Bengalen zerrüttet haben, als der Mahometismus bis hieher gedrungen war, ſo blieben ſie doch beſtändig in ihren Studien, in ihren Tugenden, in ihren ſanften Sitten und in ihren geheimen Vorſchriften, feſt in der Ueberzeugung ihrer Ueberlegenheit durch Moral und Geburt, und fuhren fort, ſich die Ehrfurcht der ganzen Welt, ſelbſt ihrer ſiegreichen Feinde, zu erwerben, die ſich in den zweiten Rang ſtellten, der allgemeinen Ehrfurcht nachgaben, und ihnen den erſten Platz ließen. So haben ſie, erhaben über alle Unglücksfälle, über alle Revolutionen, den oberſten Rang über alle Völker bewahrt. Indem ſie die Herrſchaft, welche die Waffen geben, verloren, haben ſie die der Meinung erhalten; und indem ſie ſich in der Mitte der Welt abſonderten, haben ſie ſelbſt über die Zeit triumphirt. Sie haben alſo einen ſo großen Ruhm, die Frucht ſo vieler Geduld und Tugenden, der unruhigen Neugierde einiger Reiſenden, die ihnen unbekannt und von den äußerſten Enden der Welt herzugelaufen waren, um ihre Geheimniſſe zu erforſchen, geopfert; und indem ſie die formellen Vorſchriften ihrer Religion verriethen, haben ſie zu jener Gunſten ein Stillſchweigen gebrochen, welches durch eine Reihe ſo vieler Jahrhunderte geheiligt war. Sie konnten ihnen die Geheimniſſe enthüllen, auf denen der Vorzug ruhte, welchen ihnen ihre Vorfahren ſeit

den

den erſten Zeitaltern der Welt gaben. Welches Beiſpiel der Unbeſtändigkeit menſchlicher Dinge!

Ich wiederhole es, wenn ich mir hier erlaubt habe, Vermuthungen über die heiligen Bücher der Braminen zu machen, daß ich keineswegs die Abſicht habe, die Authentizität der Ueberſetzungen, die wir davon haben, in Zweifel zu ziehen. Ich habe keine Beweiſe gegen ſie; wenn ich deren hätte, ſo würde der Ruf derer, die ſie uns überſetzt haben, mir kein Stillſchweigen gebieten. Ich würde dem Publikum ſagen: „Haltet dieſe Bücher nicht für echt, ſie ſind falſch;" aber weit davon entfernt, die Ehrfurcht, die man für ſie hat, ſchwächen zu wollen, habe ich mich begnügt, einige Bemerkungen über den Karakter der Braminen, über das Widerſprechende in dieſen Mittheilungen in dieſer Hinſicht zu machen; und man hat ſehen können, daß der Schluß, den ich daraus gezogen habe, weniger gegen die Bücher als gegen die Kaſte iſt.

Der Handel von Kalkutta iſt ſehr ausgebreitet; die Kompagnie zieht von dort Salpeter und alle die Muſſeline, die wir in Europa ſehn. Sie bringt dorthin Piaſter, Golddrat, Kupfer, Blei, Eiſen in Stangen und verarbeitet, Engliſche Manufakturwaaren zum Gebrauch der Europäer, Weine und Branntweine, Salz von der Küſte, und alles, was zum Seeweſen dienen kann. Die Privatperſonen erhalten Pfeffer und Areka von der Küſte Malabar, rohe Seide, Nankin, Porzelân und Thee aus China,

 wo

engliſchen Familiennamen. Eine ſehr kluge Politik der Kompagnie, die, überzeugt, daß ſie in ihrem Buſen einen Keim von Zerſtörung in einer fremden Bevölkerung trägt, ſich eine zu verſchaffen ſucht, die ihr angehöre. Ihre Macht beruht auf Vertheidigern, die keine Engländer ſind: ſie fühlt es, aber es iſt ein Uebel, dem ſie nicht zuvorkommen kann. Die langſame Hand der Zeit kann allein das Heilmittel anwenden, das ſich für ein ſolches Uebel eignet. Man muß die Geduld haben, zuerſt das Vorurtheil auszurotten, welches die Europäer von den farbigen Heirathen zurückhält, ſie befördern, und dadurch eine Generation bereiten, die England ihren Urſprung verdankt, und eine Nationalanhänglichkeit dafür trägt. Unterdeß iſt ſie genöthigt, ihr Wohl beſoldeten Händen anzuvertrauen, denen ſie, um ſie zu vertheidigen, Waffen giebt, welche ſie, beim erſten Mißvergnügen, gegen ſie wenden können.

Glücklicherweiſe für ſie iſt die Kaſte, woraus ihre Soldaten beſtehen, Mauriſch. Dieſe Kaſte hat das Land wenig Zeiten nach dem Tode Mahomets eingenommen. Sie hat die tiefſte Verachtung gegen die Indier, die ihren Waffen wichen, behalten; dieſe haben von ihrer Seite den eingewurzeltſten Haß gegen ihre Beſieger behalten. Die Regierung nutzt geſchickterweiſe dieſe Veruneinigung, die ſie, um ſie zu beherrſchen, und die einen durch die andern, zu halten, unterhält. Die Braminen wür-

und Bombay bringen die ganze Halbinſel unter ihre Herrſchaft; Tippo's Tod hat das einzige Gegengewicht, welches ihrer Macht die Wage halten konnte, aus dem Wege geräumt. Der König von Trevankur, und der Nizam von Golkonda, die ihrem Willen unterworfen ſind, ſichern ihr Anſehn vom Kap Komorin an bis zu den Genzen der Marattenrepublik. Dieſer letzte Staat iſt ein treuer Bundesgenoſſe, und hat ihr immer mit ſeinen Waffen beigeſtanden. Das Fort Williams hält die ganze Provinz von Bengalen unter ihren Geſetzen. Die Nabobs von Muxudabad, von Benares und von Lucknow, ihre Nachbarn, beugen ihr Haupt unter dem Zepter der Kaufleute von London. Engliſche Offiziere, welche die Truppen dieſer Fürſten kommandiren, ſichern der Kompagnie deren Treue. Der Großmogol ſelbſt hat ſchon ſeine Hände den Ketten dargereicht, wovon ſie bald belaſtet ſein weroen. Schon bewohnen ein Offizier und ein Engliſches Detaſchement zu Delhi den Palaſt des Suveräns ſelbſt. Seine Perſon iſt unter ihrer Aufſicht; es iſt eine Ehrenwache, ſagen ſie, es iſt zu ſeiner Sicherheit. Es iſt eine Wache von Spionen, die da iſt, um für ſeine Schritte zu ſtehen, Rechenſchaft davon zu geben, und die nicht zögern wird, ihn in den leidenden Zuſtand andrer ihm zinsbarer Fürſten, die ſich unter die Macht Europa's beugen, zu verſetzen.

Die

Die Engliſche Kompagnie iſt unumſchränkte Beherrſcherinn, und die Regierung iſt in ihren Händen; ſie ernennt zu allen Stellen, legt den Völkern Auflagen auf, empfängt die Tribute, macht Krieg und Frieden in ihrem Namen, und unterhält eine eigne von der des Königs verſchiedne See- und Landmacht. Ihre Marine beläuft ſich auf ein paar Fregatten und zwei oder drei Korvetten, deren Departement zu Bombay iſt. Sie hat überdem zwei oder drei Kaufmannsſchiffe, die die Reiſen nach Europa eben ſo wie die übrigen, die ſie miethet, machen, denn die Schiffe, deren ſie ſich für ihren Handel bedient, gehören ihr nicht; ſie miethet ſie, und ein jeder Privatmann kann ſie damit verſehen. Die, welche ſie nur zu einer Reiſe nimmt, werden extra ship genannt; aber die andern ſind für immer gemiethet, man nennt ſie regular bottom. Dieſe Schiffe werden durch geſchworne Kapitäne kommandirt, die ihr den Eid leiſten. Sie tragen eine blaue Uniform mit Aufſchlägen von ſchwarzem Sammt mit Gold geſtickt. Ihr Kommando iſt ein Eigenthum, das ihnen ſehr theuer zu ſtehn kommt; es gehören alſo, um dahin zu kommen, ein regelmäßiges Schiff zu kommandiren, drei weſentliche Dinge, die Zuſtimmung der Kompagnie, die des Eigenthümers, und die Quittung des vorherigen Kapitäns. Die erſtern erhält man durch Erfüllung der vorgeſchriebenen Formalitäten; die letzte wird erkauft. Ein Kapitän kann nicht abgeſetzt werden;

um

Digitized by Google

um ihn zu kaſſiren, muß man ihm ſeinen Prozeß machen, und ſelbſt in dieſem Fall iſt ſein Nachfolger gezwungen, ihm den gewöhnlichen Preis einer Kapitänſtelle zu bezahlen, die ſich ziemlich allgemein beinah auf dreitauſend Pfund Sterling beläuft. Wenn ein Schiff alt und unbrauchbar wird, ſo zwingt der Kapitän die Eigenthümer, ihm ſogleich ein neues bauen zu laſſen, ein gleiches geſchieht im Fall eines Schiffbruchs oder einer feindlichen Eroberung.

Alle dieſe Kaufmannsſchiffe ſind beinah nach gleichen Modellen erbaut, und müſſen wenigſtens auf ſechs und zwanzig Kanonen, zwölf in einer Batterie, gebohrt ſein. Mehrere ſind ſtärker, ſo daß im Nothfall ſie zum Kriege gebraucht werden und als Fregatten dienen können (nemlich in den Indiſchen Meeren), denn ihre Batterieen ſind zu niedrig, um auf der hohen See agiren zu können. In dem Fall, da der Generalgouverneur ihrer zu einem auſſerordentlichen Dienſt nöthig hätte, ſo befrachtet er ſie zur nöthigen Zeit. Dieſe Befrachtung iſt unabhängig von der zu ihrer gewöhnlichen Reiſe.

Da dieſe Hülfsmittel nicht hinreichend ſind, ſo vermehrt ſie der König durch ſeine Marine und durch ſeine Truppen. Es iſt immer eine Station davon in Indien; die der Kompagnie dient nur für die Meerengen und gegen die Seeräuber der Küſte Malabar. Seine Majeſtät unterhält überdem fünf oder ſechs Regimenter auf den verſchiedenen Niederlaſſungen, wo-

wodurch die Europäiſchen von der Kompagnie beſoldeten Truppen noch vermehrt werden, denn ſie bezahlt die Königlichen Truppen, die auf ihren Beſitzungen dienen, und erhöht ihren Sold bis zur Taxe ihrer eignen Soldaten. Außer dieſer Garniſon hat der König noch ein Recht der Oberherrſchaft über das Gebiet der Kompagnie. Die Menſchen, die es bewohnen, ſind als Engländer der Gerichtsbarkeit Seiner Majeſtät unterworfen, auch wird die Gerechtigkeit in ſeinem Namen verwaltet. Alle andern Suveränitätshandlungen ſind in den Händen des Generalgouverneurs, dem ſein Konſeil zur Seite ſitzt. Von dieſem oberſten Gerichtshof gehen alle Befehle aus, welche die Operationen des Gouvernements dirigiren. Was die Europäiſchen Befehle betrifft, ſo wird alles, was Handelsſachen angeht, durch die Verſammlung der Direktoren angeordnet; aber was die Suveränität der Regierung anbetrifft, ſo wird ſie durch die Befehle der Generalkontrolle dirigirt, deren Chef Miniſter des Königs iſt; alſo iſt der König durch dieſe Behörde, durch ſeine Truppen und durch die Verwaltung der Gerechtigkeit, wirklicher Suverän. Die für den Indiſchen Handel aſſociirten Kaufleute haben nur einen Titel, der ihrem Stolze ſchmeichelt. Die wirkliche Autorität gehört dem König, welcher ihnen die Freiheit läßt, über ihr Vermögen nach ihrem Gutbefinden zu disponiren, jedoch mit gewiſſen Einſchränkungen, weil der Reichthum dieſer Kompagnie den Nationalkredit inte-

Digitized by Google

intereſſirt, ſeine Finanzoperationen daher einer Oberaufſicht unterworfen ſein müſſen.

Das Gouvernement von Bengalen verpachtet ſeine Auflagen, oder verwaltet ſie ſelbſt, wie es ihm gefällt. Die Einnahme geſchieht in ſeinem Namen; es ernennt die Richter für das Innere des Landes; eine Maßregel, die den Eingebornen ſehr unangenehm iſt, indem ſie gezwungen ſind, ſich an Fremde zu wenden, um Recht zu erlangen. Die Schwierigkeit beſteht aber hauptſächlich darin, mit Billigkeit über einen Europäer und einen Indier, Urtheil zu ſprechen. Wenn die Geſetze von beiden Seiten nicht zuſammentreffen, ſo ſagt der Europäer, daß er die Indiſchen Geſetze nicht kenne; der Indier ſchlägt ihn mit derſelben Vertheidigung, und der Richter muß daher nothwendig einen unzufrieden gehn laſſen, der dann ſelbſt und ſeine ganze Partei über Ungerechtigkeit ſchreit.

Bei Herausgabe meiner Reiſe nach Indien und Bengalen hatte ich vielmehr den Vorſatz, den Zuſtand der Europäer in dieſem Welttheil kennen zu lehren, als hier einen botaniſchen, ornithologiſchen, oder mineralogiſchen Kurſus zu machen.

Meine Abſicht iſt, Geſchichtsmaterialien zu liefern, und nicht für die Naturbeſchreiber zu ſchreiben; ich werde daher keine Nomenklatur weder von Thieren, noch von Vögeln, noch von Landesprodukten geben. Eine hinreichende Menge von Schriftſtellern haben von dieſem Theil gehandelt.

Ich werde bloß von den vierfüßigen Thieren anmerken, daß es hier zwei Gattungen von Ochſen, große und kleine, giebt. Die größern ſind den unſrigen ähnlich, die andern haben kurze Beine, und verhalten ſich zu jenen, wie die kleinen Ungriſchen Pferde zu den großen Engliſchen. Unter denen der kleinern Art giebt es welche, die heilig ſind, und Braminenochſen heißen; ich weiß nicht, ob es die beſondre Sorgfalt, die man für ſie trägt, die feinere Nahrung, oder die bequemere Lebensart macht, was ihnen die Geſtalt, die ſie haben, giebt; aber ſie haben bei weitem das plumpe und träge Anſehn, als die übrigen ihres Gleichen, nicht. Sie ſind leicht, ſchlank, ſchnell, und haben wirklich Grazie in ihrem Wuchſe und Bewegungen. Es iſt eine Art Apis, die ganz frei in Menge auf dem Markt und anderswo ſpazieren, und alles, was ihnen auf dem Bazar anſteht, nehmen. Der Kaufmann, dem ein ſolcher Ochſe Kohl oder ſonſt ein andres Gemüſe wegnimmt, hält es für ein großes Glück, und freut ſich mit ſeiner Familie darüber.

Das dortige Schaf gleicht dem unſrigen in allen Eigenheiten, und ähnelt keinesweges dem Afrikaniſchen, einer Art, die ich in keinem Welttheil wieder geſehn habe. Der Elefant iſt in dieſer ganzen Provinz ſehr gemein. Man richtet ihn zu allem ab, ſelbſt zur Tigerjagd. Es iſt gebräuchlich, auf den Sattel dieſes Koloſſes einen großen Altan, von der Größe eines Kutſchenhimmels zu ſetzen. Man ſetzt vier

vier oder ſechs Perſonen hinein, die auf einer Leiter, die man hernach an den Schwanzriemen hängt, hinaufſteigen.

Wenn man den Tiger jagen will, ſo ſetzen ſich die Jäger in den Altan, und laſſen mehrere wohl abgerichtete Hunde voranlaufen; der Elefant folgt ihnen bis daß er ſelbſt den Tiger merkt, und dies iſt gewöhnlich in einer großen Entfernung, denn er hat ſehr feine Empfindungen. Sogleich ſtreckt er ſeinen Rüſſel wie einen Schiffsmaſt in die Luft empor, und ſcheint ſich alle Mühe zu geben, daß ſein Feind ihn nicht ergreiſe. Auf dies Signal machen ſich die Jäger zum Schießen fertig, im Fall es nöthig ſein ſollte.

Unterdeß haben die Hunde den Tiger in die Enge getrieben, der, ſobald er den Elefanten anſichtig wird, mit aufgeſperrtem Rachen und ausgeſtreckter Klaue unbeweglich ſtehen bleibt, ſchrecklich heult, und aufmerkſam auf alle ſeine Bewegungen lauert. Dieſer nähert ſich, bis ſo weit er mit dem Rüſſel reichen kann, den er immer in die Höhe und außer dem Angriff hält; ſie beobachten ſich alle beide einen Augenblick, und die Jäger benutzen gewöhnlich dieſe Zeit, um zu ſchießen. Der Schuß macht, daß der Tiger eine Bewegung macht, worauf der Elefant ihn ergreift, ihn geſchickt mit dem Rüſſel in die Höhe ſchleudert, und in dem Augenblick, wo er zurückfällt, mit dem Fuß auf ihn tritt, daß die Eingeweide ihm gleich zu allen Seiten heraustreten.

Jedesmal, daß ein Tiger ſich an einem bewohnten Orte ſehn läßt, wird auf dieſe Art auf ihn Jagd gemacht, und die Jäger laufen ſo wenig Gefahr, daß ſogar oft Damen von dieſer Partie ſind.

Man findet in Bengalen vielerlei Arten von Affen, aber keinen Orang-Utang.

Unter den Vögeln, die dieſe Provinz bewohnen, ſind der Geier und der Adler die vorzüglichſten. Dieſer leztere von der kleinen oder gefleckten aber der erſtere iſt von der großen Gattung. Man findet eine große Mannigfaltigkeit von kleinen Papageien, vorzüglich eine Gattung, die man ſchwer konſerviren kann, und dies iſt ſehr ſchade, denn die Natur hat ihn mit dem ſchönſten Gefieder geſchmückt; ſein Kopf iſt prächtig, er ſchattirt in Roſa, Gold und Azur; der Schnabel iſt roſenfarbig und der übrige Leib grün. Hier ſieht man auch einen niedlichen kleinen Vogel, der Bengali genannt wird, deſſen Gefieder grau und roth, und mit weißen Tropfen beſprengt iſt: und endlich einen großen grauen Sperling, der die Eigenſchaft hat, ſich unterzutauchen, und ſeine Nahrung vom Grunde des Waſſers heraufzuholen, wenn es nicht über einen Fuß Tiefe beträgt. Was das außerordentlichſte iſt, ſo hat die Natur ihn nicht zum Schwimmen beſtimmt, denn ſeine Füße ſind mit keiner Haut verſehen, und ſein Gefieder wird leicht vom Waſſer durchzogen.

Die

Die Produkte von Bengalen im Ganzen, können unter zweierlei Rückſichten betrachtet werden: Produkte des Erdbodens und Produkte der Induſtrie. Die des Erdbodens beſtehen in Salpeter; das Erdreich dieſes Landes iſt davon ſtark geſchwängert. Man braucht es nicht ſehr zu waſchen, um eine große Menge daraus zu erhalten; eine einzige Durchſeihung iſt hinreichend, alles das, was die Indier haben wollen, auszuziehn. Ihrer Faulheit würde die Menge von Wäſchen, die man in Europa damit anſtellen muß, nicht anſtehn. Der Boden bringt ferner Baumwolle hervor, wovon man die ſchönen Muſſeline macht, die man zu uns nach Europa bringt.

Es wird hier nur wenig Weizen gebaut, aber das Land hat Ueberfluß an Reis, worin die Hauptnahrung des Volks beſteht; die Erde iſt von einer unvergleichlichen Fruchtbarkeit, man weiß hier nichts von einer ſchlechten Ernte. Da das Land flach und ſehr niedrig iſt, ſo wird es von einer Menge Kanäle, welche ihren Zufluß von den Gewäſſern des Ganges haben, und zur Fruchtbarkeit beitragen, durchſchnitten und bewäſſert. Dieſer Fluß tritt über das hohe Land aus, und läßt, wie der Nil, fruchtbaren Bodenſatz zurück, den die Wärme nachher entwickelt. Bengalen iſt die Reiskammer von ganz Indien.

Die Hülſenfrüchte jeder Gattung gedeihen hier, aber das Obſt im allgemeinen taugt nichts. Die

Digitized by Google

Kultur erzwingt einige von den Europäiſchen Früchten, aber nur die Feige kömmt fort, und doch iſt ſie ſelten; was die der heißen Zone betrifft, ſo iſt die Breite ſchon zu hoch, und die Hitze zu gemäßigt, als daß ſie zur Vollkommenheit gelangen könnten; die Ananas beſonders iſt ſchlecht.

Die Engländer haben dieſe Provinz mit einem neuen Zweige des Ackerbaues bereichert; dies iſt der Zuckeranbau. Ich verließ Bengalen im Jahre 1794 in den erſten Augenblicken, wo man dieſen Anbau anfieng, und ſchon verſprach er Erfolg. Die Herren **Lambert** und **Roß** waren die erſten, die dieſe Spekulation unternahmen; ich habe ihre Anpflanzung beſucht, und mit Vergnügen geſehn, daß ihre Felder ſchon ſorgfältig gewartet waren, und das Rohr gut ausſah, obgleich viel kleiner als das von den Antillen war; aber es erſetzte dieſen Mangel durch viel Saft, der von der Güte des Bodens, auf dem es wuchs, herrührte. Ich war bloß unwillig darüber, daß eine übelangebrachte Sparſamkeit bei der Einrichtung dieſer Manufakturen obgewaltet hatte. Die Gebäude ſchienen mir ſchön, die großen Keſſel wohl eingerichtet, und die Mühle gut gebaut zu ſein, aber ſie ward durch Ochſen in Bewegung geſetzt, die weder die Stärke noch die Geduld unſrer Mauleſel auf den Antillen beſitzen. Die Gattung, der man ſich bediente, iſt ein Baſtardthier, und gehört zu der Raſſe der Büffel, von denen man mit Mühe Vortheil ziehen kann; die

ein-

Digitized by Google

einzige Beſchäftigung, ſie zu peitſchen, war müh-ſeliger als die ganze übrige Arbeit in der Pflanzung. Eine ſolche Art Kräfte in der Mühle anzuwenden, ſchien mir mangelhaft zu ſein; es wäre viel einfacher, die Hydraulik zu gebrauchen, und der Ganges iſt reißend genug, um einen Fall zu bewirken, der im Stande iſt, Räder zu bewegen.

Zu der Zeit, von welcher ich rede, waren die Eingebornen noch zu ſehr Neulinge, als daß man ihnen dieſe Arbeit hätte anvertrauen können; man ließ Arbeiter aus China kommen, unter deren Leitung alle bis damals angelegten Zuckerſiedereien ſtanden; man muß hoffen, daß die Indier mit der Zeit dieſe zu entbehren lernen werden, und daß man nicht mehr gezwungen ſein wird, ſeine Zuflucht zu fremden Armen zu nehmen. Man kann dieſe nur mit großen Koſten erhalten, und ſie vertheuren den Zucker, deſſen Anbau im Großen nicht mehr einträglich iſt, ſobald er es in Europa mit dem von den Antillen nicht aufnehmen kann.

Man baut in gewiſſen Gegenden den Indigo mit ziemlich glücklichem Erfolge; obgleich aber die Pflanze ſchön iſt, ſo iſt doch aller Indigo, den ich geſehn habe, ſehr mittelmäßig, welches vielleicht von der Art, ihn niederzuſchlagen, herkömmt; wenigſtens iſt es gewiß, daß er dem von Isle de France um vieles nachſtand. Ich habe zu Kalkutta nur blauen gewöhnlichen Indigo geſehn, der weder kupfrig noch entzündbar war.

Unter die Produkte der Induſtrie, muß man vorzüglich die Muſſeline jeder Gattung rechnen, einfache und mit Gold, Silber und in Weiß geſtickte. Die ſchönſten werden zu Dakka, einer großen Aldee im Norden der Provinz, verfertigt, als geſtreifte Muſſeline, Doreas genannt, Terindannen, alle Arten Leinwand unter verſchiedenen Namen; als Kaſſen, Nanſuken, Garas, Balaſſor, geſchlagene Zitze von Patna, Teppiche von Barampur, baumwollene und ſeidene Zeuge und Tücher.

Die Engländer haben in der Gegend von Kalkutta, Manufakturen von geſchlagenen Zeugen angelegt, die gewiß die von Patna ſtürzen werden, welche von Indiern dirigirt, und viel ſchlechter als die ſind, welche unter der Aufſicht von Europäern verfertigt werden, deren Nachbarſchaft überdem mit der Hauptſtadt die Leichtigkeit des Abſatzes vermehrt. Herr Hamilton hatte zu Sirampur, einer Däniſchen Kolonie, von der ich reden werde, eine ſehr ſchöne Manufaktur von dieſer Gattung angelegt.

Der Fluß Ganges, der überall Fruchtbarkeit hinbringt, überall ſchiffbar iſt, den Handel und die Gemeinſchaft erleichtert, hat die Bewohner ſeiner Ufer mit ſo viel Wohlthaten überſchüttet, daß ſie für ihn die tiefſte Ehrfurcht hegen; ſie haben ihn, ſeitdem ſich die Dame **Durga** hineingeſtürzt hat, vergöttert, wenigſtens iſt dies die Tradition. Dieſe Frau, ſagen ſie, war ihre Geſetzgeberin. In ihren alten Tagen ſtieg ſie in das Bett des Ganges hinunter,

ter, wo ſie noch wohnt. Daher iſt es die hoͤchſte Gluͤckſeligkeit, in dieſem Leben ſich in dem Fluß zu baden, und deſſen Waſſer zu trinken, welches die Tugend beſitzt, den Koͤrper und die Seele zu reinigen. Mitten in dieſer Erzaͤhlung bemerkt man die Weisheit des Geſetzgebers, der ſich eines Vorwandes bedient hat, um ihnen das Geſetz aufzulegen, einen haͤufigen Gebrauch von den Baͤdern zu machen, die in einem heißen Klima nothwendig ſind, um den Hautkrankheiten und allen Uebeln, welche die Unreinlichkeit nach ſich zieht, zuvorzukommen. Der nemliche Geiſt herrſcht in der Vorſchrift, welche ihnen befiehlt, ſich des Fleiſcheſſens zu enthalten, und von Vegetabilien zu leben; eine nuͤtzliche Vorſicht, um die faulenden Krankheiten zu verhuͤten, welche man ſich, mitten unter den ſumpfigen Ausduͤnſtungen eines Landes, das beinah ganz oder wenigſtens einen Theil des Jahres hindurch dem Waſſer unterworfen iſt, leicht zuziehen koͤnnte.

Die Geſchichte der Dame Durga hat zu einem Aberglauben Urſach gegeben, deſſen Opfer viel Ungluͤckliche geworden ſind. Sie ſind uͤberzeugt, daßjeder, der im Ganges ertrinkt, einer ewigen Gluͤckſeligkeit in ihrer Geſellſchaft genießen wird, und daß man nur durch eine Wirkung des Willens dieſer Art von Untergottheit ertrinkt. Sie ſind daher weit davon entfernt, dem Ungluͤcklichen, der auf dieſe Art umkoͤmmt, Huͤlfe zu leiſten; ſie wuͤnſchen ihm vielmehr alle Arten von Vergnuͤgungen,

empfehlen ſich ihm, und helfen ihm ſelbſt, wenn es Noth thut, ertrinken; ſie würden wenigſtens befürchten, in die Ungnade dieſer Dame Durga zu fallen, wenn ſie dem Unglücklichen behülflich wären, in einen Kahn zu ſteigen, oder das Ufer zu erreichen.

Sie haben ſelten Gelegenheit, dieſen unmenſchlichen Eifer an ihren Landsleuten auszuüben, denn ein Bengale, der ins Waſſer fällt, überredet ſich ſelbſt, daß er zum Aufenthalt der ewigen Glückſeligkeit übergeht, und überläßt ſich ſeinem Schickſal, ohne Rettung zu ſuchen. Zuweilen werden ſie durch eine Rückkehr der Fluth ans Land geworfen, dann glauben ſie, daß ihre Seele noch nicht rein genug ſei, und daß die Dame Durga es noch nicht für gut befunden hat, ſie bei ſich aufzunehmen. Die Europäer aber, die dieſe Dame zu ſehen, wenig neugierig ſind, ſuchen ſich zu retten, wenn ſie ſich unglücklicherweiſe in dieſem Fall befinden. Dann fliehen die Indier aufs ſchnellſte, und rudern aus allen Kräften, um ſich zu entfernen, und wenn derjenige, der ſich in dieſer Gefahr befindet, nicht ſchwimmen kann, ſo iſt es um ihn geſchehen, denn er kann von niemand als von ſeinen Landsleuten Hülfe erwarten.

Die Bengalen baden ſich der Vorſchrift gemäß, wenigſtens täglich einmal. Ich habe ganze Tage zugebracht, ihnen zuzuſehen; Männer, Weiber, Kinder, alle baden ſich zuſammen mit vieler Ehrbarkeit; ſie laſſen ihre Pantoffeln am Ufer, und beſpren-

beſprengen ſich, wenn ſie ins Waſſer ſteigen. Sobald ſie bis an dem Gürtel darin ſtehn, nehmen ſie ihren Schurz ab, und waſchen ihn, erfüllen die Abwaſchungen, die ihnen ihr Geſetz vorſchreibt, thun ihren Schurz wieder um, und ſteigen heraus. Es kommen oft Braminen hieher, die ein kleines kupfernes Gefäß von Geſtalt eines Rauchfaſſes tragen, in welchem ſich Körner von der Größe einer Erbſe befinden; ſie werfen eines nach dem andern in den Fluß, indem ſie mit leiſer Stimme Gebete dazu ſprechen; wann dies vorbei iſt, beſprengen ſie ſich obenhin den Rücken, berühren ſich die Schläfe mit dem erſten Gliede des Daumens, waſchen ihren Schurz und entfernen ſich. Man muß bemerken, daß nicht ein einziger unterläßt, ſeinen Schurz zu waſchen, woraus man ſehen kann, daß die Vorſchrift nur in Abſicht der Reinlichkeit gemacht worden iſt.

Was die äußerlichen Zeremonien der Braminen anbetrifft, als das Werfen der Erbſen ins Waſſer, das Beſchwören der Tiger, um ſie zu verhindern, die Indier zu verſchlingen, die Verehrung der Dame Durga, und andrer grober Mittel, deren ſie ſich bedienen, ſo ſind dies Außenſeiten, mit deren Beurtheilung man ſich nicht übereilen muß. Dieſe lächerlichen Poſſenſpiele ſind ihnen wahrſcheinlich nothwendig, um das Volk in ſeinem Aberglauben zu erhalten, aber die unterrichteten Braminen ſind über dieſe Poſſenſpiele hinweg, und werden für ſehr

gelehrt

gelehrt in der Moral und in der höhern Geometrie gehalten. Wo iſt übrigens eine Religion, die nicht Gebräuche hat, die dazu gemacht ſind, um auf den großen Haufen Eindruck zu machen? Wir, die wir das Glück haben, in einer beſſern zu leben, haben wir nicht das Weihwaſſer, welches dadurch heilig gemacht wird, daß man darauf haucht, und Salz hinein wirft? und man würde ſich doch ſehr irren, wenn man ſie nach dieſer Probe beurtheilen wollte! Und doch hat man ſich eben dieſer Waffen bedient, um ſie zu zerſtören, und wahrſcheinlich würden die Bengalen denſelben Weg verſucht haben, um einſt die ihrige umzuſtürzen, indem ſie die Form, ohne auf den Grund zu ſehn, lächerlich gemacht hätten, wenn nicht alle ihr Wiſſen auf die Kaſte der Braminen eingeſchränkt wäre, und wenn der ganze übrige Theil der Nation nicht in einer groben Unwiſſenheit vergraben läge, die ſie verhindert, über das nachzudenken, was man will, daß ſie glauben ſollen.

Bei der Annäherung ihres Todes, laſſen ſich viele Greiſe an die Ufer des Waſſers zur Zeit der Ebbe tragen, und ſo läßt man den Sterbenden die Fluth erwarten, die ihn zur großen Erbauung des Volks verſchlingt, das überzeugt iſt, daß er geradezu nach dem Aufenthalt der Glückſeligkeit gelangt.

Außer dieſen Bädern bezeugen die Indier dem Fluß noch eine Verehrung. Sie bringen ihm Opfer von Kokosöl und Blumen, die ſie an ſeinen Ufern ausſetzen und dem Strom überlaſſen; wenn ſie

Freun-

Digitized by Google

Freunde im Meere haben, und Gelübde für ihre Rückkehr thun, zünden ſie des Abend kleine Lampen an, in welchen ſie Kokosöl brennen, welches ſie in einem irdenen Napf ausſetzen; ſie ſchmücken dieſen mit Kränzen, und überlaſſen ihn dem Strom; manchmal iſt der Fluß ganz damit bedeckt. Geht der Napf ſchnell unter, ſo iſt es ein unglückliches Zeichen für den Gegenſtand ihrer Wünſche; hingegen überlaſſen ſie ſich den ſüßeſten Hoffnungen, wenn ſie mit ihren Augen ihre Lampe in einer weiten Entfernung folgen können, und die Rückkehr ihrer Freunde in Wohlſein und Geſundheit iſt gewiß, wenn ſie ihren Napf aus den Augen verlieren, ohne daß irgend ein Zufall das Licht, welches er trägt, umgeworfen habe.

Dieſe Dame Durga, die den Ganges göttlich macht, wird ſehr verehrt; ihr Feſt wird alle Jahr im Monat Oktober gefeiert; alles athmet während dieſes Feſtes Fröhlichkeit, die Indier beſuchen ſich, und verſammeln ſich des Abends drei Tage hintereinander, um die Gottheit anzubeten. Sie befindet ſich in einer kleinen Niſche von Erde, wohl vergoldet und von Blumen, kleinen Stücken Flittergold, und andern Spielereien umgeben. Die Statüe iſt mit dem prächtigſten, was ſie haben, bekleidet; ſie iſt ungefähr einen Fuß groß, und die Niſche mit allem Zubehör, iſt eine Maſſe von ungefähr drei Fuß, oder drei und einem halben Fuß nach allen Richtungen. Die reichen Leute feiern alle ein

ſolches

ſolches Feſt bei ſich; ſie machen es ſich zur Ehre, viel Pracht in dieſen Verſammlungen zu zeigen. Das Haus iſt mit Pomp erleuchtet, und die, welche nicht die Mittel haben, dieſe Feierlichkeit bei ſich zu veranſtalten, gehen zu der, die in ihrer Nachbarſchaft gehalten wird. In jeder Gegend der Stadt giebt es wenigſtens eine, alſo kann ein jeder ſeiner Andacht Genüge thun.

Das Zimmer iſt mit Bänken und Seſſeln für jedermann geziert; die Statüe befindet ſich auf einem kleinen Theater, welches, ſo wie in unſern Schauſpielhäuſern, durch einen kleinen Vorhang verſchloſſen iſt. Die Diener ziehn ihn hinweg, nachdem ſie eine beträchtliche Menge Lampen, die eine große Helle verbreiten, angezündet haben; dann fängt die Muſik an, deren Haupttheil auf einer Art von Sackpfeife geſpielt wird. Das Mündſtück iſt nicht biegſam, und der Spieler hat nicht das Talent, es ſanft zu machen; nichts iſt barbariſcher als der Ton, der daraus hervorgeht, die Melodie ausgenommen, die man ſpielt; das ſchlechteſte und rauheſte Klarinet iſt melodiſch neben dieſem verwünſchten Inſtrument, das einen Lärm macht, daß man davon taub werden möchte. Mitten unter dieſem Konzert führt man die Pantomime herein, deren ſchmutzige und ekelhafte Perſonen in einem grotteskeu Anzuge einen unerträglichen Geruch vom ranzigen Kokosöle von ſich geben, und lächerliche Farcen aufführen, deren Zweck iſt, die guten Indier lachen zu machen, die

ſich

ſich der unſchuldigſten und aufrichtigſten Freude überlaſſen. Zwei Tage lang giebt es keine Art von Ehrfurchtsbezeugung und Anbetung, die ſie nicht ihrem Idol beweiſen; aber am dritten Tage ändert ſich die Szene. Sie ſchimpfen es, nennen es Hure, zeigen ihm ihren Hintern, und beladen es mit Verwünſchungen, nehmen es zuletzt auf ihre Schultern, und tragen es, immer von der gellenden Sackpfeife begleitet, an die Ufer des Ganges, wo ſie es mit Verfluchungen überhäufen, und mitten unter dem ſchrecklichſten Geheule und dem durchdringendſten Getöſe ins Waſſer ſtürzen, und dem Strom überlaſſen.

Der Sinn dieſes Feſtes iſt nicht leicht zu errathen. Der Bramin, der mein Zerkar war, ſagte mir, daß das Feſt der Dame Durga eingeführt ſei, um ihr Andenken zu ehren und zu verewigen; und um das Volk in einer Andacht zu erhalten, deren Zweck ſei, den Ganges heilig zu machen, und dadurch zugleich die Vorſchrift, welche jene heilſamen Gebräuche, ſo wie das Bad und andre anbefiehlt, zu heiligen; da es aber nicht Gott ſei, ſo wäre es nichts böſes, in ihrem Feſte ſpöttiſche Zeremonien eingeführt zu haben, die auf den Gedanken führten, daß nur Brama allein auf die beſtändigen Opfer der Sterblichen Rechte hätte. Dieſe, obgleich wenig befriedigende Antwort, war alles, was ich von Aufklärung über eine ſo auffallende Sonderbarkeit erhalten konnte; dies iſt die einzige Gottesverehrung, die ich

von der Anbetung bis zur Beleidigung habe überge-
hen ſehn.

Die Mauren feiern auch jährlich ein Feſt, welches ſie Dſchamſeh nennen. Ohne genau davon unterrichtet zu ſein, ſchien es mir ein Leichenfeſt zu ſein; ſie tragen eine Art von Leichengerüſt in den Straßen auf und nieder, das ſie mit Panieren, die beinahe den Standarten und Fahnen gleichen, begleiten. Die Menge Menſchen iſt ſehr beträchtlich, und jeder trägt in der Hand ein Wimpel am Ende eines Stockes, und marſchiert in Prozeſſion an beiden Seiten der Straße mit viel Ordnung; neben dem Leichengerüſte und in der Mitte der Prozeſſion befinden ſich Leute, die Kunſtſtücke und gefährliche Sprünge machen, indem ſie aus allen Kräften dazu heulen. Da die Zeit dieſes Feſtes, ſo wie das der Dame Durga nicht durch aſtronomiſche Feſtſetzung beſtimmt iſt, ſo fallen ſie verſchiedentlich, und begegnen ſich manchmal zu einerlei Zeit. In dieſem Fall giebt es keine Art von Vorſicht, die das Gouvernement nicht anwenden muß, um die traurigſten Zufälle zu verhüten. Wenn die beiden Prozeſſionen auf einander ſtoßen, ſo will keiner von beiden einen Schritt weichen, und die alte Feindſchaft der beiden Kaſten erwacht ſtärker als jemals; die beiden Parteien ſtürzen wüthend auf einander los, die alten Siege der Mahometaner flößen dieſen Vertrauen ein, und beleben ihren Muth; den Bengalen dient ihr Fanatismus ſtatt Tapferkeit; man ſtreitet

Digitized by Google

von beiden Seiten voll Hitze. Dſchamſei und die Dame Durga werden umgeſtürzt, und ihre Anhänger erwürgen ſich auf ihren Trümmern; der Streit endigt nicht eher, als bis eine der beiden Prozeſſionen die Flucht ergreift oder vernichtet wird. Die Rache zieht in den folgenden Tagen andre Treffen nach ſich; und wenn die Regierung keine hinreichende Macht hat, um dieſem Einhalt zu thun, ſo läßt es ſich nicht berechnen, wie weit das Gemetzel gehen könne.

Die grauſame Gewohnheit, die Weiber lebendig auf dem Leichnam ihrer Männer zu verbrennen, iſt noch nicht abgeſchafft, nur iſt dieſer Gebrauch bloß auf die Kaſte der Braminen eingeſchränkt. Wenn einer von dieſen ſtirbt, ſo iſt eine von ſeinen Weibern verpflichtet, ihm dieſes ſchreckliche Zeichen von Anhänglichkeit zu geben; nicht daß das Geſetz ſie zu dieſem ſchmerzhaften Opfer zwänge, ſie kann ſich weigern, es zu erfüllen; aber dann hat ſie ihren Ruf beſchimpft, ſie iſt entehrt, kurz ſie verliert ihre Kaſte; ein Unglück, welches ſchlimmer als der Tod iſt, weil ſie den Abſcheu, den ſie dadurch auf ſich ladet, nicht ertragen kann, daher ſie lieber ſich lebendig zu verbrennen, vorzieht. Die Natur ſträubt ſich bei einigen dagegen, und es iſt wahrſcheinlich, daß, wenn man ſie ſich ſelbſt überließe, ſie niemals dieſe grauſame Gewohnheit befolgen würden. Aber die Prieſter und die alten Weiber hören nicht auf, ſie zu quälen und zu überreden, daß das

reinſte Glück ſie nach ihrem Tode erwarte: ſie ſind jung, es iſt daher nicht ſchwer, ihre Schwäche und ihre Unſchlüſſigkeit zu überwinden; ſie willigen ein, und das Vorurtheil, welches es beſiehlt, hält ſich aufrecht.

Die Art, dieſe Schlachtopfer hinzurichten, iſt verſchieden. In Bengalen iſt ſie ſchrecklich; der Scheiterhaufen des Mannes iſt neben einer Mauer, und man läßt zwiſchen beiden nur Raum für Einen Menſchen, damit die Wittwe dreimal umhergehn kann. Man ſchlägt in der Höhe des Leichnams, in einem Loche, das in der Mauer angebracht iſt, ein zwanzig Fuß langes Stück Holz ein, an deſſen Ende ein Seil befeſtigt iſt, welches auf die Erde herunter hängt, damit man es in eine wippende Bewegung ſetzen kann. Sobald die Wittwe ihre drei Gänge gemacht, und ſich ihrer Kleinodien zu Gunſten ihrer Geſpielinnen entledigt hat, beſteigt ſie den Scheiterhaufen, und legt ſich auf ihren todten Mann, den ſie umarmt; dieſen Augenblick nimmt man wahr, um das Stück Holz in Bewegung zu ſetzen, welches ſtark auf ſie zuſchlägt, und ihr die Rippen zerſchmettert, oder ſie doch unbeweglich macht. Sogleich legt man das Feuer an, und die lärmenden Inſtrumente, das Schreien der Menge erſticken ihr Wehklagen; ſie wird in der ganzen Bedeutung des Ausdrucks lebendig verbrannt.

Mein Indiſcher Begleiter, ein ſehr braver Mann, der den Dienſt verlaſſen hatte, weil ihm ein

Finger

Finger abgehauen war, und der überdem die Braminen nicht liebte, meldete mir eines Tages, daß eine Frau an einem Ort, den er mir auf der linken Seite des Fluſſes nach oben zu, zwiſchen Fulta und Majapur, bezeichnete, ſich verbrennen ſollte. Nach genauer Erkundigung erfuhr ich, daß ſie jung und hübſch ſei, und ſchon zweimal die Exekution aufgeſchoben habe; daß aber endlich der Tag beſtimmt ſei, und daß nichts ſie verzögern könne. Ich ſchloß, daß eine Frau, die zweimal Anſtand nähme, ſich zu verbrennen, kein großes Vergnügen daran fände, und vermuthete, daß ſie vielleicht nicht böſe darüber ſein würde, wenn man ſie rettete; daher bereitete ich alles zu ihrer Rettung. Ich fragte meinen Begleiter, ob er mit mir kommen wollte: er willigte ein, indem er mir ſagte, daß er mich in der Abſicht davon unterrichtet hätte, um mir zu dieſer Expedition Luſt zu machen. Er bat mich, ihm zu erlauben, einen ſeiner Kameraden mitzunehmen, der ſehr tapfer wäre, und mir große Hülfe leiſten würde; ich lobte ſeinen Eifer, und nahm die Dienſte ſeines Freundes an.

Ich nahm zwanzig gute Europäiſche Matroſen mit mir, die ich in meine Schaluppe einſchiffte, auf deren Vordertheil ich ein Steingeſchütz ſetzen ließ; unſre Waffen waren zwölf Flinten, acht Piſtolen und zwanzig Säbel. Zwei Offiziere, entſchloſſen, mich aus allen Kräften zu unterſtützen, begleiteten mich. Durch das Verſprechen des ſechsten Theils der Kleinodien,

die dieſe Frau an ſich haben würde, feuerte ich meine Soldaten an, der Ueberreſt ſollte ihr in dem Falle gehören, wenn ſie nicht bei mir bleiben wollte; die beiden Indier nahmen keine Waffen; meine Abſicht war nicht ſie zum Streit zu gebrauchen. Ich theilte meine Leute in drei Haufen, und beſtimmte acht Mann mit einem Offizier zur Bewachung der Schaluppe. Den andern Offizier ſtellte ich an die Spitze von ſechs Mann, die mir in einer kleinen Entfernung, mit Piſtolen bewaffnet, folgen, und nicht eher als auf meinen Befehl, feuern ſollten; die ſechs Entſchloſſenſten formirten meinen Haufen, viere von ihnen waren mit Flinten bewaffnet, und zwei, die nicht von meiner Seite weichen ſollten, hatten Piſtolen; die acht Mann unter dem Kommando eines Offiziers, die die Schaluppe bewachten, waren alle mit Flinten verſehen, und ſollten ſich fertig halten, meinen Rückzug zu decken; überdem trug jeder Mann einen Säbel, und niemand durfte ohne meinen Befehl Feuer geben. Dies waren meine Anordnungen, und die Tapferkeit meiner Leute ließ mir keinen Zweifel, daß ſie nicht ſehr gut würden ausgeführt werden; ſie waren alle zu Felde geweſen, und fürchteten das Feuer nicht vor kriegeriſchen Nationen, viel weniger alſo vor Indiern. Es ward mit meinen Führern verabredet, daß ich mich der Wittwe nähern und ſie berühren ſollte; von dieſem Augenblick an wäre ihre Kaſte verloren, und ſie hätte nicht mehr das Recht, ſich zu verbrennen. Sie

ſollten

ſollten ihr auf Mauriſch ſagen, ſie ſolle nicht erſchrecken und ſich ihnen überlaſſen, da ſie zu ihrer Rettung kämen; dann ſollten ſie ſie ſo ſchnell als möglich unter Begleitung eines Offiziers und der ſechs Mann, die mir folgten, davon tragen, währeud daß ich mit meinen ſechs beſten Matroſen Stand halten und ihnen Zeit laſſen wollte, den Kahn zu erreichen, gegen welchen ich, ſobald als ich glaubte, daß ſie dort angekommen ſein würden, meinen Rückzug nehmen würde.

Ich hoffte, daß unbewaffnete Leute, die überfallen würden, beim Anblick wohlbewaffneter Europäer, uns nicht angreifen würden; da ich mich aber bereitet hatte, ſie zu empfangen, ſo war ich entſchloſſen, die Gefahr des Ausganges zu laufen.

Mein Projekt war, die Frau Herr über ihr Schickſal zu machen, d. h. ihr die Wahl zu laſſen, mir zu folgen, oder ſich mit Hülfe ihrer Edelſteine, die ich nicht verfehlt haben würde, mit ihr hinwegzunehmen, in Kalkutta niederzulaſſen.

Da mein Plan wohl entworfen war, ſo reiſte ich ab, um ihn auszuführen; ich langte an dem beſtimmten Ort an, und ſprang ſchnell ans Ufer. Alles ward mit Genauigkeit ausgeführt. Erſtaunt über das Stillſchweigen, das überall herrſcht, gehe ich vorwärts. Ich komme an dem Ort an. Leider! das ſchreckliche Opfer war den Abend vorher vollzogen, man hatte mich um einen Tag getäuſcht. Die Mauer war noch heiß, und die Aſche

rauchend. Mit einer unbeſchreiblichen Herzensbeklommenheit kehrte ich zurück, eben ſo angegriffen, als wäre ich Zeuge dieſer barbariſchen Exekution geweſen. Ich bedauerte dieſes Weib um ſo mehr, wenn ich an das Vergnügen dachte, das ich, ſie zu befreien, gehabt haben würde, und an die Vorſtellung, die ich mir von ihrer Jugend und Schönheit gemacht hatte.

Es wäre für die Fortſchritte unſrer Kenntniſſe von der Geſchichte unſrer Weltkugel zu wünſchen, daß die Bücher der Braminen, da man ſie doch kennt, uns etwas über die Zeit, wann dieſe nach Bengalen kamen, ſagten. Dieſe Provinz mußte damals nichts als ein weiter Moraſt ſein, den ſie dadurch austrockneten, daß ſie dem Ganges ein Bett, ſo wie die andern großen Kanäle, gruben, die zum Abfluß der Gewäſſer dienen, von denen ſonſt das Land überſchwemmt ſein würde. Wenn man dieſen Zeitpunkt mit der geringen Erhabenheit des Bodens dieſer Provinz zuſammen ſtellt, ſo könnte man auf die Zurücktretung des Ozeans ſich beziehende Folgerungen daraus herleiten.

In Erwartung, daß dieſe Aufklärungen zu uns gelangen werden, muß man annehmen, daß Bengalen nicht ſehr alt iſt. Es beſteht aus einer großen Ebene, auf welcher man vergebens einen Granitberg ſuchen würde; die kleinen Berge, die man äußerſt ſelten auf dieſer weiten Fläche antreffen kann, beſtehen aus nichts als feſtem Thon; man findet, außer

an

an den nördlichen Grenzen, nicht einmal einen Kalkſtein.

Wenn die Tradition uns lehrte, daß das Land die Wiege der Braminen ſei, und daß es zu frühe-ren Zeiten, als unſre Zeitrechnung erreichen kann, bewohnt war, ſo würde dies unſer Syſtem, nicht von der Zurücktretung der Meere, ſondern von ihrer gleichförmigen und ſtufenweiſen Zurücktretung um-ſtürzen; ſo viele Denkmäler bezeugen den Aufent-halt des Waſſers auf den erhabenſten Orten der Erdkugel, daß man ſolchen augenſcheinlichen Be-weiſen den Glauben nicht verſagen kann. Man kann alſo nicht läugnen, daß Bengalen, ſei es zu welcher Zeit es wolle, überſchwemmt geweſen ſei. Iſt dies einmal angenommen, ſo erlauben die Ge-ſetze der Hydroſtatik nicht anzunehmen, daß dieſe Provinz nicht früher als die höher um ſie liegenden Orten von dem Joche des Elements, das ſie be-herrſchte, befreit worden wäre. Wenn man auf ihre geringe Erhabenheit Acht giebt, wird man daraus ſchließen, daß es in Vergleichung mit den Alpen, den Pyrenäen, dem Gatesgebirge und endlich mit den Gebirgen von Tibet, die es zu krönen ſcheinen, ein neues Land iſt. Die Küſte von Bengalen iſt ſo nie-drig, daß man ſie in einer Entfernung von drei Lieues nicht ſehen kann, und eine ſtarke Fluth hinreichend iſt, um ſie zu überſchwemmen, und wenn die Fluth in den Syzygien hoch iſt, ſo ſtehen die Ufer des Gan-ges unter Waſſer. Wenn ich es wagen darf, mich

 auf

auf meine Beobachtungen zu beziehen, ſo iſt Bengalen von demſelben Alter, und vielleicht ein wenig neuer als die Ebene von Indien, die ſich von der Küſte an bis zu dem Gatesgebirge erſtreckt. Alle dieſe Länder ſind beinah von gleicher Höhe, daher ſind ſie vom Meere beinah zu gleicher Zeit verlaſſen worden.

Wenn die Granitgebirge die erſte Materie ausmachen, die unſern Planeten bildete, als ſie anfieng feſt zu werden, ſo kann man immer, wenn man dergleichen antrifft, mit Pallas ſagen: hier iſt einer vom Mittelpunkte der Erde entfernteſten Punkte, weil er aus einem Stoffe beſteht, der, ehemals ausgedehnt in ſeinem flüſſigen Zuſtande, durch eine Centrifugalkraft herausgedrängt ward. Dieſer Stoff iſt alſo itzt der älteſte von denen, welche die Zuſammenſetzung des befeſtigten Erdbodens ausmachen, weil, zur Zeit ſeines Brandes, es der erſte war, der indem er ſich verdickte der ausdehnenden Kraft wich, die ihn vom Mittelpunkte nach der Oberfläche warf; jedesmal alſo wo ich keinen ſolchen finde, muß ich mich auf einer Erde von neuer Bildung befinden. Und nun ſteige man vom Gipfel dieſes Granit- oder urſprünglichen Gebirges, in die Ebene des niedrigen Bengalen herab, die den Ueberſchwemmungen unterworfen iſt, und in welcher man keinen Urſtoff, ſelbſt nicht jene kalkartigen Maſſen findet, die ein augenſcheinliches Werk des Ozeans ſind, in deſſen Schooße ſie ſich gebildet haben, und man wird gezwungen ſein zu ſchließen, daß dieſe niedrige Ebene,

dieſe

dieſe durch das Meer angehäufte Sandbank, in Betracht des Alters des Erdbodens, nichts als eine ſehr neue Erde ſein kann. Die Hand der Zeit iſt dem ganzen Lande auf keine Weiſe eingedrückt. Ich nenne nicht Denkmäler, was eine Arbeit der Menſchen iſt, und was Jahrhunderte in ihrem Laufe vernichten; ich rede von dem Gepräge des Alterthums, welches die Zeit den Maſſen eindrückt, welche die Natur allein hat hinſetzen können, und welche ſie unmerklich vernichtet. In der That, welche Spuren ſoll man auf einer, noch dazu ſchlecht befeſtigten Ebene ſuchen, in deren Oberfläche man nicht graben kann, ohne überall auf das Element zu ſtoßen, welche ſie noch vor wenigen Zeiten beherrſchte, und das nur erſt ſeine Oberfläche verlaſſen hat. Die wunderbare Fruchtbarkeit dieſes Landes kündigt eine neue Erde an, und der Gang des Ozeans iſt hier mit unverkennbaren Spuren eingegraben. Die Inſeln Clives ſind augenſcheinlich vom Meere gebildet worden; die Sandbänke entſtehen langſam, und werden einſt neue Inſeln bilden, wenn jene mit dem feſten Lande werden vereinigt ſein. Die Sandbank Seareef genannt, iſt eine neue, welche das Meer an die erſte anlehnt: der Ganges ſelbſt verliert an Tiefe; nicht ſein Bett wird höher, der gewaltſame Lauf des Fluſſes würde dies nicht geſtatten, ſondern die Oberfläche des Waſſers ſenkt ſich. In den erſten Zeiten der franzöſiſchen Kompagnie kamen Schiffe von vier und ſiebzig Kanonen bis

nach Schandernagor herauf; hernach hielten ſie bei Majapur an, und jeƷt wagen ſie ſich nicht weiter als Kadſchery, einem kleinen Dorfe an der Mündung des Fluſſes.

Aus allem dieſen ſchließe ich, daß die Braminen nicht aus Bengalen ſtammen, und daß ihr Urſprung viel älter als dies Land ſei. Eine alte mündliche Sage läßt ſie von Norden her kommen: ſie iſt durch keine Autoritäten bekräftigt, es iſt nur ein Gerede ohne Beweiſe; es iſt aber eine Vermuthung, die dazu dient, den meinigen ein großes Gewicht zu geben.

Man glaubt, daß der Ezurvedam von dem wir eine Ueberſetzung haben, wenige Zeit vor den Eroberungen Alexanders geſchrieben ſei: ich wage die Vermuthung, daß dies Buch nicht in Bengalen geſchrieben ſei, und würde die Kühnheit haben, anderer Meinung eines groſſen Schriftſtellers zu ſein, der ſich nicht zu behaupten geſcheut hat, daß Indien gegen den Ganges hin das Land ſei, wo die Menſchen ſich zuerſt in Völkerſchaften verſammelt hätten, wenn ich die Aſche dieſes Mannes nicht ehrte. Er ſteht nicht an, die erſtaunliche Fruchtbarkeit dieſes Landes zum Beweis anzuführen, welches ſeine erſten Einwohner beſtimmen mußte, ſich hier niederzulaſſen. Aber iſt es nicht offenbar, daß, wenn es von den erſten Zeitaltern der Welt an, ſo fruchtbar geweſen wäre, es in dieſer langen Zeit ſich hätte erſchöpfen müſſen, und jeƷt eben ſo dürr als die

die Gebirge ſein würde, die, ehemals eben ſo fruchtbar die erſten Menſchen ernährten, welche der Ozean auf ihre Gipfel banute, die jetzt entblößt ſind.

Die Lage von Kalkutta iſt ſo, daß ſeine Beſitzer zum Schaden der übrigen Europäiſchen Nazionen, die ſich alle oberhalb dieſer Stadt niedergelaſſen haben, Herren des Fluſſes ſind. Im Fall alſo daß Frankreich ſeine Zitadelle von Schandernagor wieder in Stand ſetzte, und daß es dadurch von der Verpflichtung befreit wäre, ſeine Kolonie nach jeder Kriegserklärung beim erſten Trompeter zu übergeben, ſo würde ſeine Kommunikation mit dem Meere, nichts deſto weniger durch das Fort Williams gehemmt ſein, deſſen Feuer den Fluß kreuzt, und die Paſſage vertheidigt. Vermittelſt dieſer Hemmung würde Schandernagor von aller Hülfe entblößt, und zur Uebergabe gezwungen ſein, wenn ſeine Mannſchaft genöthigt wäre, ſich in ſeinen Wällen einzuſchließen.

Ein wenig oberhalb von Kalkutta und auf demſelben Ufer liegt eine kleine Stadt, mit Namen **Bernagor**, die ehemals der holländiſchen Kompagnie gehörte, aber im Jahre 1790 ausgetauſcht wurde, wodurch ſie mit dem engliſchen Gebiet vereinigt ward. Dieſe kleine Stadt iſt nur in den Annalen der Ausſchweifung berühmt. Wenn man von dieſem Orte weiter hinauffährt, liegen die Europäiſchen Niederlaſſungen auf der linken Seite des Fluſſes. Die erſte die man antrifft, iſt Sirampur

pur oder Friederichnagor, eine ſehr artige Däniſche Kolonie, wo eine ſehr gute Luft iſt, und wo es nur an mehrerem Handel und Vermögen fehlt, um einen ſehr angenehmen Aufenthalt daraus zu machen. Man liebt hier das Vergnügen; der Gouverneur, Oberſtlieutenant Obie, den ich hier gekannt habe, zog die Fremden durch eine gütige Aufnahme, und durch die Feten, die er ihnen gab, hieher. Eine ſeiner Töchter, die an den Grafen Schaſaleſki verheirathet war, belebte dieſelben mit einem Geiſt der Fröhlichkeit, und verſammelte oft ſehr zahlreiche Geſellſchaften, von allen Nazionen; man tanzte hier, ſuchte Unterhaltung, und fand ſie immer.

Dieſe kleine Stadt iſt nichts als eine Faktorei die dem Konſul von Trankebar unterworfen iſt; man macht hier eine kleine Anzahl Ballen für ein paar Schiffe der däniſchen Kompagnie die jährlich ſie abzuholen kommen. Man befrachtet außerdem noch ein oder zwei Privatſchiffe, welche das Privilegium der Kompagnie nicht von dieſem Handel ausſchließt. Der Handel iſt folglich ſehr eingeſchränkt. Sirampur empfängt ſeine Bevölkerung nur von den Ueberläufern der andern Niederlaſſungen, welche ihre ſchlechten Geſchäfte nöthigen, hier einen Zufluchtsort zu ſuchen. Die Niederlaſſung gehört dem Könige, er unterhält hier eine Kompagnie Sipaien zur Polizei. Auſſer dem Hauſe des Gouverneurs, welches allein Aufmerkſamkeit ver-

verdient, findet man hier nichts bemerkenswerthes. Was aber Sirampur anziehend macht, iſt, daß es über den Fluß erhaben iſt, ſeine angenehme Lage, ein Anſchein von Reinlichkeit und Eleganz, der überall verbreitet iſt, und die Güte der Luft die man einathmet.

Dieſer Stadt gegenüber an der andern Seite des Waſſers unterhält die Engliſche Kompagnie ein Lager von zehn tauſend Mann, wovon die Garniſon vom Fort Williams unterhalten wird, und welche ſie alle Monat ablöſt.

Wenn man den Fluß weiter hinauffährt, findet man auf demſelben Ufer den Pallaſt von Garati das einzige Ueberbleibſel der franzöſiſchen Größe, welches zum Beweis dienen kann, nach welchen Maaßſtabe die erſten Plane dieſer Nazion in Aſien, entworfen waren. Garati iſt das ſchönſte Gebäude in Indien. Die Faſſade nach dem Garten zu, iſt in dem Geſchmack den die Europäer in Aſien angenommen haben, d. h. mit einem Periſtyl von griechiſcher Bauart, von ioniſcher Ordnung geziert. Das Innere des Pallaſtes iſt prächtig, der groſſe Saal iſt von hohem Stil, der Plafond und der Karnies ſind von Meiſterhand gemalt. Die Faſſade nach dem Hofe zu, iſt ganz im franzöſiſchem Geſchmack, ohne Periſtyl. Sie ſtellt drei Haupttheile des Gebäudes dar, wovon jedes mit einem Giebel geziert iſt, mit Einfaſſungen für Basreliefs, die noch nicht gemacht ſind. Der Hof iſt zirkelförmig,

und von einem guten Geſchmack, zu ihm führt ein Eingang, der majeſtätiſch das ſchöne Gebäude ankündigt. Garati iſt die gewöhnliche Wohnung des Franzöſiſchen Gouverneurs in Bengalen; dies Gebäude fiel oft in die Macht der Engländer, die es nicht immer gutwillig zurückgegeben haben, wenn der Friede die Franzoſen wieder in ihre Heimath ſchickte. Es iſt indeſſen dieſen beſtändig geblieben, und ſie haben es noch vor dem Anfange des jetzigen Krieges inne gehabt.

Etwas höher hinauf, immer noch auf dem nemlichen Ufer, liegt die kleine Stadt **Schandernagor**, deren Zitadelle nichts mehr als ein Haufen von Trümmern iſt. Die zur Hälfte zerſtörten Häuſer, die traurigen und mit Gras bedeckten Straßen, das Anſehen von Entblößung und Elend, das an allen Mauern iſt, die Breſchen, die den Einſturz drohen, alles zeigt den Verfall der Franzoſen in Bengalen. Dieſe Stadt war ehemals unter Düpleix reich; die Franzoſen waren mächtig und geliebt, und hatten das Gewicht, die belagerten Engländer zu Kadſchery zu befreien, nachdem dieſe aus Kalkutta hatten fliehen müſſen. Sie waren kaum frei, als Verſtärkungen aus Europa mit Kriegserklärungen ankamen. Sie kamen nach Schandernagor um dieſelben Menſchen anzugreifen, die, zwei Monat vorher, ſie dem Schickſal ihrer im Schwarzen Loche zu Kalkutta erſtickten Gefährten entriſſen hatten, und um eine Zitadelle von Grund

aus

aus zu zerſtören, deren Vertheidiger großmüthig ihre Vertreibung aus dem Lande verhindert hatten. Derſelbe Barbar, der ſo viele ihrer unglücklichen Genoſſen hatte umkommen laſſen, zu deren Andenken man das Monument errichtet hat, das man neben dem alten Fort zu Kalkutta ſieht, gab ihnen ein großmüthigeres Beiſpiel; er ließ ihre Feſtung ſtehen, und willigte in deren Zurückgabe. Den Franzoſen hat man nichts als Ruinen wiedergegeben; ihre Umſtände haben es nicht erlaubt, ſie wieder herzuſtellen. Seit dieſer Zeit iſt Schandernagor immer in dieſem Zuſtand der Ohnmacht geblieben, und bietet nichts als einen Anblick von Verwüſtung dar. Dieſer Flecken enthielt ein Mannskloſter, und eine Kirche, die von einem Prieſter bedient wird; alles iſt ſehr armſelig. Vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revoluzion kamen die Schiffe dieſer Nation in ziemlich großer Anzahl auf den Ankerplatz dieſes Ortes, und verbreiteten hier etwas Leben; aber der erſte Funken dieſer Feuersbrunſt machte, daß ſie nach Kalkutta flohen, wohin ſie von ihren Zerkars gefolgt, ihre Geſchäfte brachten; die zwei einzigen etwas bedeutenden franzöſiſchen Handlungshäuſer flüchteten, das eine nach Kalkutta, das andre nach Sirampur. Der Agent der franzöſiſchen Kompagnie verließ ſeine Magazine und alles was darin war, floh ebenfalls zu den Engländern, und ließ Schandernagor ohne Handel, ohne Geld, und ohne Thätigkeit. Indeſſen waren die Bewohner

dieſer

dieſer kleinen Kolonie nicht gering an Zahl, es waren die Ueberreſte einiger Schiffsbeſatzungen, wovon der gröſste Theil deſertirt war. Der geſundeſte Theil der weiſsen Bevölkerung beſtand beinah in einem Dutzend Familien, die im Beſitz der Aemter waren, und überdem in beinah zweihundert geweſenen Matroſen. Einige unruhige Leute verſchafften ſich Einfluſs auf ſie, ein Mann den das Glück auf den ausgezeichneten Platz eines königlichen Prokurators erhoben hatte, zeichnete ſich bei dieſer Gelegenheit am meiſten aus. Eine ſo kleine Kolonie muſste keine Revoluzion machen, ſondern die Befehle des Mutterlandes abwarten, und nach dieſen handeln. Die Veränderungen, welche die neue Ordnung der Dinge nothwendig machte, würden dann ohne Erſchütterung, und ohne Störung vor ſich gegangen ſein, aber ſo gieng es nicht. Bald brachten es die revoluzionären Formen dahin, daſs der Gouverneur Herr von M. ſein Anſehn herabgeſetzt ſah; er muſste fliehen, und begab ſich nach Garati. Die angeſehenen Leute welche die Auswahl der Kolonie ausmachten, folgten ihm, indem ſie ſich mitten unter zweihundert Wüthenden, nicht in Sicherheit glaubten, die durch einen eben ſo geſchickten, als heftigen Mann angefeuert wurden, deſſen geringſte Drohung war, den der ihm miſsfällen würde, in den Fluſs zu ſtürzen.

Unglücklicher Weiſe lebte der kommandirende Kapitän der beiden Kompagnien Sipaien, welche die

die Garniſon ausmachten, in keinem guten Verſtändniß mit dem Gouverneur, ſie konnten nicht übereinſtimmend handeln: dieſer rechnete nicht mehr auf einen ſtillſchweigenden Gehorſam, der zur Zeit eines Aufſtandes nothwendig iſt; und da er mit der bewaffneten Macht, die ihn unterſtützen ſollte, nicht durch gleiche Geſinnung verbunden war, ſo war er auf ſeinen Rückzug bedacht und reiſte ab, um ſich in Sicherheit zu ſetzen.

Als der kommandirende Kapitän ſeinen Chef abgereiſt ſah, vergaß er die Mishelligkeit, die zwiſchen ihnen herrſchte, glaubte ihm mit ſeinen Truppen folgen zu müſſen, und begab ſich zu ihm nach Garati. Der Gouverneur mußte nach einem ſolchen Schritt einſehn, daß dieſer Kommandant ſich alle Hoffnung zur Rückkehr nach der Stadt verſchloſſen hatte. Wenn er ſogleich mit ſeinen beiden Kompagnien marſchirt wäre, ſo würde er in ſein ganzes Anſehn wieder eingetreten ſein, die Ordnung wieder hergeſtellt, und bis zu dem Augenblick erhalten haben, wo Befehle aus Europa ſeine Operationen geleitet hätten. Anſtatt aber einen kräftigen Schritt zu thun, begnügte er ſich mit Diſpoſitionen zu ſeiner Vertheidigung, im Fall, daß er angegriffen würde. Er verſchaffte ſich zu dieſem Endzweck zwei Kanonen, die er am Eingang aufpflanzen ließ, und ließ ſeine Truppen ſich am Thor des Schloſſes lagern. Lord Cornwallis bot ihm zu gleicher Zeit die Unterſtützung der nöthigen Truppen an, um Schan-

dernagor zum Gehorſam zu bringen; aber Herr v. M . . . glaubte, als ein guter Franzoſe, es ausſchlagen zu müſſen, und wollte den gebornen Feinden ſeines Vaterlandes nichts verdanken. Er fürchtete die Griechen und ihre Geſchenke, Danaos et dona ferentes. Zwei Tage nachher begab ſich die Portugieſiſche Kaſte, die eine Kompagnie, die Topas genannt wurde, ausmachte, zu ihm; ſo ſah ſich alſo dieſer Gouverneur an der Spitze des beſten und zahlreichſten Theiles ſeiner Kolonie gegen eine Handvoll Aufrührer, und zwar Aufrührer ohne Grund, denn es war noch nichts offizielles von Frankreich angelangt, und der Gouverneur erwartete Befehle, um ſich darnach zu richten. In einer ſolchen Stellung glaubte er nichts gegen ſie unternehmen zu müſſen, und verhielt ſich leidend in ſeinem Pallaſt.

Unterdeß blieben der Prokurator und ſeine Anhänger keine ruhigen Zuſchauer des Verfahrens ihres Gouverneurs. Sie fiengen damit an, daß ſie an das Weſentliche des Krieges dachten. Zu dieſem Endzweck ergriffen ſie die Zerkars, die nicht die Vorſicht gebraucht hatten zu entfliehen, und erpreßten eine große Summe von ihnen. Sie brauchten dieſe dazu, um ein Korps von dreihundert Sipaien zu errichten, welche ſie in dem angrenzenden Lande anwarben. Ein verſchuldeter und ruinirter Kaufmann, der hier ſeinen Schnitt zu machen glaubte, übernahm das Kommando; er gewann dabei wenig-

ſtens

ſtens ſeinen Unterhalt, und das war immer genug. Ein junger Offizier von einem Kaufmannsſchiffe ward dabei Leutenant. Man plünderte die Magazine der Kompagnie: man fand hier Kleidungen für dieſe Truppen; man nahm Maderawein in Menge, trank einen Theil davon, und der andre ward zum Beſten ihres Schatzes verkauft. Sie kauften einige ſchlechte Schiffskanonen, und ſetzten ſich in Vertheidigungszuſtand. Da ſie ſahen, daß man ſie in Ruhe ließ, argwöhnten ſie Fallſtricke, und errichteten, um ſich davor zu bewahren, kleine Verſchanzungen am Ufer des Fluſſes, lehnten ſich an das königliche Magazin an, und beſetzten das Ganze mit ihrer ſchlechten Artillerie. Dieſen Ort nannten ſie das Lager, und jedermann ward angehalten, hieher zum Schlafen zu kommen. Des Morgens hielt der Prokurator eine Rede an ſie, nach welcher jeder zu Tiſche gieng, und nach dem Eſſen kam man zum Exerziren wieder. Unterdeß ließ die Unthätigkeit des Gouverneurs das Gewitter anwachſen; die Macht dieſer Leute vermehrte ſich nach und nach; indem ſie in ihrem Aufſtande älter wurden, gewöhnten ſie ſich daran, und waren weit entfernt, ihn für ſtrafbar zu halten; der Gouverneur war der einzige, der es in ihren Augen war, und fünfhundert Menſchen waren unter dieſen Umſtänden nicht zu verachten. Es war unverzeihlich von Herrn v. M . . . ſie in dieſer Sicherheit zu laſſen.

So ſtanden die Sachen, als mau erfuhr, daß die Pariſer den König aus Verſailles geholt und nach Paris gebracht hatten, wo man ihm ſeinen Aufenthalt beſtimmte.

Sogleich ſchrieen der Prokurator und ein Chirurgus, daß man ihnen am andern Ende der Welt das Beiſpiel von dem, was ſie thun ſollten, gezeigt hätte, und daß Paris und Schandernagor nur eine und dieſelbe Aufführung beobachten müßten; ſie beſchloſſen nach Garati zu marſchieren, um ihren Gouverneur zu holen. Einige Bouteillen Arrak begeiſterte die Köpfe, man mußte augenblicklich marſchiren, um die Schreier dieſes Haufens zufrieden zu ſtellen. Herr v. M . . . konnte entweder ſie niederſchießen, oder ſich durch die Flucht in Sicherheit ſetzen; er ließ ſich lieber gefangen nehmen, ließ nicht einen einzigen Flintenſchuß thun, und ward als Gefangner in die Stadt, wo er kommandiren ſollte, eingebracht. Man ſetzte ihn mit den Offizieren der Garniſon ins Gefängniß. Die Privatperſonen, die ihm gefolgt waren, giengen davon, und begaben ſich nach Sirampur, von wo ſie der Tragödie zuſahen, deren erſten Akte man ſpielte, und wovon die Kataſtrofe glücklicherweiſe nicht ſo ſchrecklich war, als man fürchten mußte.

Lord Cornwallis war nicht ſobald von dieſer Frevelthat unterrichtet, als er Schandernagor einſchließen ließ, und den Gouverneur zurückfoderte. Es fehlte aber denjenigen, die ihn gefangen genommen

hat-

hatten, nicht an Muth: ſie traten herzhaft an die Schranken ihres kleinen Lagers mit angezündeter Lunte, und der Präſident ihres Ausſchuſſes erklärte dem Engliſchen Offizier, daß ſie, beim erſten Flintenſchuß ihre Gefangenen ermorden würden, und daß, ſo lange noch einer von ihnen übrig wäre, ihre Verſchanzungen zu vertheidigen, niemand in dieſelben dringen ſollte. Dieſer, der ſich keiner ſolchen Aufnahme verſah, zog ſich zurück, und Lord Cornwallis ergriff andre Maßregeln zur Befreiung der Gefangnen. Ihr Prozeß fieng nun an. Dieſe ganze Prozedur ward das vollkommenſte Denkmal des Wahnſinns und der Leidenſchaft. Man mußte endlich ein Urtheil ſprechen, und dies war der ſchwierige Punkt; man hätte ſie gern zum Tode verurtheilt, aber die Franzoſen hatten in Bengalen kein Exekutionsrecht, man mußte die Zuſtimmung des benachbarten Nabob haben, mit welchem man ſich nicht entzweien wollte. Nachdem man endlich alles erwogen hatte, entſchied man, ſie in die Gefängniſſe nach Isle de France zu ſchicken, von wo man hoffte, daß ſie würden nach Europa tranſportirt und dort ſo gut empfohlen werden, daß ſie nur Einen Schritt aus dem Schiff zum Schafott zu thun hätten. (Es war unter Robespierre's Regierung.)

Das Briggſchiff, das ſie zu ihrer Dispoſition hatten, diente ihnen zu dieſer Expedition; ſie bewaffneten es zu dieſem Endzweck und ſchifften ihre Gefangnen ein; da war es, wo ſie Lord

Digitized by Google

Cornwallis erwartete; er bewaffnete drei Engliſche Briggs, mit dem Befehl, die Franzoſen zu verjagen, und ſie nach Kalkutta zurückzuführen. Die Schiffe, die im Diamanthafen vor Anker lagen, hatten ebenfalls Order, ſie auf dem Weg anzuhalten. Dieſen Anſtalten zufolge, wurde der Gouverneur M . . . und alle die, welche ſeine Gefangenſchaft theilten, befreit, und ehrenvoll zu den Engländern zurückgeführt, wo ſie ſich auf einige Zeit niederließen. Was die Bewohner von Schandernagor betrifft, ſo fuhren dieſe fort, in der Unordnung zu leben; die Kommiſſarien, die von Pondichery gekommen waren, um den Frieden hier wieder herzuſtellen, konnten nicht damit fertig werden, und Lord Cornwallis überließ ſie ihren innern Streitigkeiten, bis nach Erklärung des Krieges er ſich des Platzes bemächtigte und ſie zerſtreute.

Eine Meile oberhalb Schandernagor liegt die kleine Stadt **Schinſura**, der Hauptort der Holländer in Bengalen. Dieſe Stadt iſt ſeit langer Zeit zur Unthätigkeit verdammt, und bietet nichts Bemerkenswerthes dar; ſie kann jährlich höchſtens zwei Schiffladungen abſenden, welche ſie auf Kähnen bis Fulta ſchickt, wo ſich ihre Schiffe aufhalten. Man hat hier, wie auf allen Holländiſchen Niederlaſſungen, einige Malaiſche Familien hergebracht, die einer Art Weiber Urſprung gegeben haben, welche man **Moſſen** nennt, und die man wegen ihrer Schönheit und ihrer Talente überall mit Eifer ſucht.

Ihre

Ihre Raſſe iſt beinah erloſchen, oder hat ſich im Lande zerſtreut. Da Schinſura aufhört blühend zu ſein, ſo hat es nichts mehr, was ihnen gefallen und ſie zurückhalten könnte; es würde jetzt ſchwer ſein, einige von ihnen zu finden.

In einiger Entfernung unterhalb dieſer Kolonie, erblickt man auf demſelben Ufer **Bandel**, eine kleine Portugieſiſche Stadt, die noch mehr als Schinſura herabgeſunken iſt, ſo daß man, wenn ihre Käſe nicht wären, ſogar ihren Namen kaum kennen würde; dieſe ſind im Lande ſo berühmt geworden, daß ſie das Andenken der Stadt, die ſie hervorbringt, ins Gedächtniß rufen.

Nach einem Aufenthalte zu Kalkutta von drei Monaten, verkaufte ich mein Schiff für hunderttauſend Franken Franzöſiſche Münze, und fand mich ſehr glücklich, der Unruhen und der Unkoſten, die es mir beſtändig verurſacht hatte, überhoben zu ſein. Ich dachte auf meine Rückkehr nach Isle de France, als ein Flügeladjutant des Herrn **Conway** zu Kalkutta mit einem Schiffe ankam, welches er auf Kredit gekauft hatte, und das ihm ſehr zur Laſt war. Mein Geld war mir es nicht weniger, und ich wünſchte mit Getreide, das ich nach der Küſte Malabar bringen wollte, wo die grauſamſte Hungersnoth herrſchte, eine Spekulation zu machen. In dieſer Abſicht miethete ich ſein Schiff, und befrachtete es mit Reis. Einige Tage nach Abſchluß dieſes Handels verabſchiedete er ſeinen Kapitän,

und da er keinen finden konnte, der ihm anſtand, bat er mich, das Kommando ſeines Schiffes zu übernehmen. „Wenn ich einen Kapitän unter wohlfeilen Bedingungen annehme, ſagte er, ſo betriegt er mich, wie dieſer, dem ich den Abſchied gegeben habe. Will ich einen Mann haben, auf den ich mich verlaſſen kann, ſo wird er mir zu theuer zu ſtehn kommen; ich habe nicht genug Geld für alle dieſe Ausgaben, übernehmen Sie das Kommando; Sie müſſen ſich doch einſchiffen, um der Ladung zu folgen, die Ihnen gehört: es kann Ihnen gleich viel gelten, ob Sie Chef oder Paſſagier ſind." Ich nahm ſein Anerbieten an, und machte mich fertig. Ich fieng damit an, daß ich ſeine Laſkars verabſchiedete. Die Schwarzen, die ich zur Equipage auf meinem vorigen Schiffe gehabt hatte, hatten mich von dieſer Gattung Matroſen abgeſchreckt. Ich verſah es mit Europäern von allen Nationen, indem ich vorzüglich vermied, kürzlich angekommene Franzoſen zu nehmen, um mich vor Aufſtand ſicher zu ſtellen. So brachte ich eine Mannſchaft von dreißig braven Leuten zuſammen, die mir bei den Umſtänden, wo Entſchloſſenheit erfodert ward, ſehr nützlich waren. Ich weiß nicht, wie es kömmt, daß ich bei mir ſelbſt den Aberglauben zu bekämpfen habe, daß es glückliche und unglückliche Schiffe giebt; das meinige gehörte zur letzten Klaſſe. Wir veränderten ſeinen Namen **Cook** in den der **Vereinigten Freunde**, und ſchifften uns zuſammen ein, um

ſeinen

ſeinen neuen Namen in Wirklichkeit zu bringen. Vom erſten Augenblick meiner Abreiſe an bis zu dem der Ankunft in Isle de France, habe ich ununterbrochen alle mögliche Widerwärtigkeiten erfahren; kurz dies Schiff hat mich ruinirt.

An dem zu meiner Abreiſe feſtgeſetzten Tage war es mir unmöglich, den Anker zu lichten, er war ſo feſt eingegraben, daß alle meine Anſtrengung vergeblich war. Mein Freund wollte ihn nicht verlieren, ich war aber über das Kapitel von den Ankern etwas mehr abgehärtet. Auf dem vorigen Schiffe hatte ich deren ſieben verloren, nemlich fünfe zu Kalkutta, einen zu Pondichery, und einen bei den Sechellen; ich bewog ihn ans Land zu ſteigen, um einen andern zu kaufen, und zerhieb mein Ankertau. Ich fuhr den Fluß mit einem Holländiſchen Lootſen hinunter, der für ſehr geſchickt gehalten ward, und der mich zum Beweiſe davon auf eine Sandbank gegen Fulta über, warf. Ich ließ mein Schiff mit der Fluth treiben, indem ich einen Anker nachſchleppte, den ich jedoch nur ſo viel Widerſtand thun ließ, als zum Steuern nöthig war. Mein Schiff ſtieß von hinten auf den Grund, und drehte ſich ſogleich in die Quere. Aber da es platt war, ſo fiel es nicht gänzlich um. Doch neigte es ſich furchtbar auf die Seite, und ich konnte mir jetzt Glück wünſchen, daß ich eine Europäiſche Mannſchaft hatte.

Digitized by Google

Die Indiſchen Kähne, die mir zur Erleichterung der Bewegungen dienten, verließen ſogleich mein Schiff, und da ſie glaubten, daß wir ertrinken würden, überließen ſie uns, ihren Religionslehren treu, der Dame Durga. Dieſe ſchöne Dame hielt uns wahrſcheinlich nicht für gereinigt genug, um uns in ihre Geſellſchaft aufzunehmen, denn wir waren für diesmal ſo glücklich, dem Schiffbruch zu entgehn.

Mein Lootſe verlor den Kopf, und gab keinen Befehl mehr; ich nahm das Kommando, und fieng damit an, daß ich meinen Anker einzog, auf welchen ich mich bei Zurückkehr der Fluth nicht verlaſſen mochte. Dann ließ ich in jeden Kahn einen Offizier mit einem Paar Piſtolen ſteigen, und gab ihnen die Order, den erſten, der ſich ohne meine Erlaubniß zu retten ſuchen würde, niederzuſchießen. Nach mancherlei Wendungen, welche der Strom dem Schiffe von ſelbſt gab, und wobei es zwar an allen Enden fürchterlich krachte, aber doch widerhielt, gelang es mir endlich, das Schiff mit der Rückkehr der Fluth wieder ganz flott zu machen. Ich hatte nur auf beweglichem Sand gelegen, welcher dem Strom und dem Gewichte des Schiffes zugleich zu widerſtehen nicht im Stande war. Ich legte mich nun, ſehr beſorgt wegen der Folgen, bei Fulta vor Anker. Ich verſuchte unabläſſig mit der Pumpe, aber das Schiff zog kein Waſſer. Indeſſen konnte ich doch nicht denken, daß ein ſo derber Stoß keine Wirkung gehabt haben ſollte; und da ich

ich mich auf mich ſelbſt ſo ſehr verlaſſen, und keine Aſſekuranz gemacht hatte, ſo machte mich dieſer Zufall vorſichtiger, und ich beſorgte die Aſſekuranz ſogleich. Ich war nun von dieſer Seite geſichert, und als ich nach einigen Tagen noch immer keinen Lek bemerkte, ſo ſegelte ich ab gegen Zeilon hin. Ich war noch nicht weit in der See, als ich bemerkte, daß mein neues Schiff kein guter Segler war, ich war daher auf meiner Hut gegen die Fluth. Ich fuhr zu Anfang Novembers ab, zu welcher Jahreszeit die Ströme zwiſchen Zeilon und der Indiſchen Küſte ſehr heftig ſind; ich ſegelte daher, als ich in dieſe Gegend kam, mit großer Vorſicht, indem ich mich nahe genug ans Land hielt, um es nicht zu verfehlen, wo ich es rekognoſziren wollte. Doch durfte ich mich auch nicht zu ſehr demſelben nähern, aus Furcht vor dem gefährlichen Golf. Ich war daher in der Nacht, wo ich deſſen Breite paſſiren ſollte, beſtändig auf dem Verdeck, indem ich das Senkblei beobachtete, und mich ſtets auf dreißig Faden hielt. Auf dieſe Art konnte ich keine Gefahr laufen, da die Meerenge deren nur ſieben bis neun hält. Beim Anbruch des Tages war ich Zeuge des außerordentlichſten Phänomens, welches die Wolken hervorbringen können; es war Windſtille, das Land erſchien genau an dem Punkt des Horizonts, wo es ſichtbar ſein mußte; die Berge lagen deutlich vor uns da, und die Ebene am Fuß derſelben, das Ufer, die Bäume, alles erſchien ſo klar als möglich; ich

mochte

mochte mich mit meinem Senkblei beruhigen ſo viel ich wollte, ſo konnte ich doch nicht umhin, dem Zeugniß meiner Augen zu trauen. Ich warf das Senkblei noch einmal aus, und traf immer tiefes Waſſer, obgleich ich nach der Entfernung, in welcher das Land mir erſchien, nur auf wenig Faden Waſſer ſein konnte. Ich war ſo überzeugt, daß es wirklich die Küſte von Zeilon ſei, daß ich einen Anker auf alle Fälle auswarf. Das Blendwerk dauerte bis um zehn Uhr; dann erhob ſich der Wind, und alles verſchwand zu meinem und jedermanns größten Erſtaunen. Ich ſetzte meinen Lauf fort, aber die Ströme waren ſo reißend, daß ich in vier und zwanzig Stunden dreißig Lieues ſüdlich weiter, als ich wollte, getrieben ward. Alle meine Bemühungen, mich dem Lande zu nähern, waren vergeblich, und nun kam noch ein Windſtoß aus Nordoſten dazu, der mein Schiff vollends abmattete; es fing an die Folgen der Strandung im Ganges zu empfinden. Es zog eine kleine Quantität Waſſer. Beim ſtärkſten Windſtoß zerbrach der Beſansmaſt, und ich ließ den kleinen Fockmaſt nieder. Bei dieſer Arbeit fiel mein beſter Matroſe ins Meer, und ward nicht wieder geſehn. Die Wellen waren ſo ſtark, daß ſie ihn auf der Stelle verſchlangen. Ich ſetzte ein Boot aus, welches binnen zwei Minuten in ſeiner ganzen Länge zerſplitterte, und nur durch ein ausnehmendes Glück wurden die Matroſen, die ſich darin befanden, gerettet. Ich überließ

ließ den Unglücklichen und die Trümmer meines Boots ihrem Schickſal, und mußte froh ſein, die ſieben wieder zu bekommen, welche mit Lebensgefahr verſucht hatten, ihren Kameraden zu retten. Unterdeſſen beunruhigte mich dieſer Windſtoß, ich konnte nicht nordwärts kommen, und fürchtete wider Willen die Maldiven beſuchen zu müſſen, was ſehr außer meinem Plane lag; endlich nach Verlauf von dreien Tagen ward das Wetter erträglich. Ich hatte ein kleines Marsſegel in Anfang des Sturms verloren; da der Rheder meines Schiffs nicht reich war, ſo hatte er mich nicht überflüſſig mit Segel verſehen, und ich mußte mir helfen ſo gut ich konnte. Ich war glücklich genug, das Kap **Komorin** zu erreichen. Alle meine Wünſche giengen jetzt dahin, nach **Cochin** zu kommen, um meine Maſte und Segel auszubeſſern.

Als ich bei der Küſte von Trevankur vorbei ſegelte, ſchickte ich mein Boot ans Land, um Erkundigungen einzuziehen. Es kam zurück und brachte mir einen Lingam oder Priap, welchen die Matroſen aus einer Niſche genommen hatten, die in einer Pyramide angebracht, und wo es zur öffentlichen Verehrung hingeſtellt war. Die Zeichnung war daran nur zu ſehr vollendet, und durch die Kunſt der Bildhauerei ſehr unzüchtig. Ich ſchalt den Offizier, daß er dieſen Diebſtahl erlaubt habe, deſſen Nutzen ich nicht einſehen könnte. Er ſagte mir, daß ſeine Leute es ohne ſein Wiſſen genommen

hätten,

hätten, um es als Zapfen an ihrem Steuerruder zu gebrauchen, weil ſie die ihrige verlohren hatten; ſie hatten in der That den Kahn mit dieſem Phallus geziert, von welchem Gebrauche man ſich deſſen Größe vorſtellen kann. Ich weiß nicht, ob das ſtärkere oder geringere Verhältniß der Größe auf den Grad der Verehrung, welche die Indier dieſem Bilde beweiſen, Einfluß hat. Am dritten Tage, Nachmittags, ankerte ich auf der Rhede von Cochin. Ich ſtieg ſogleich ans Land, aber die Ueberfahrt hatte ſo lange gedauert, daß es Nacht ward, als ich bei der Mündung des Fluſſes anlangte. Der Patron meines Kanots gab ſich das Anſehn, den Ort ſehr gut zu kennen, allein ungeachtet ſeiner Erfahrenheit brachte er mich mitten unter die Wellen, die an eine Sandſpitze ſchlugen, wodurch ich zwanzigmal auf dem Punkt ſtand, umzuwerfen oder Waſſer zu ziehen. Die Mündung des Fluſſes Cochin hat das Unangenehme, daß, wenn der periodiſche Küſtenwind ſtark iſt, unvermerkt eine Brandung entſteht, welche die Schiffe überfällt, ſie oft in Gefahr ſetzt, und zuweilen zu Grunde richtet. Ich irrte eine Stunde lang mit meinem Kanot herum, ohne einen Eingang in den Fluß zu finden; endlich nachdem ich beinah ertrunken wäre, kam ich noch glücklich durch die Wellen hindurch, und ſuchte einen Platz an der offenbaren Küſte, um auszuſteigen, da mir die Nacht nicht erlaubte, bei den heftigen Strömen wieder nach meinem Schiffe auf einer entfernten

Rhede

Rhede zurückzukehren. Ich ließ mein Boot ſtranden und aufs Trockne ziehen, indem ich einen Matroſen zur Bewachung dabei ließ, und mit den andern nach der Stadt zu ging. Es war wieder ein Stückchen von meinem Glücke, daß ich das Thor verſchloſſen fand, und ich hätte die Nacht müſſen auf dem Sande zubringen, wenn man mir nicht geſagt hätte, daß das Hafenthor ein wenig ſpäter geſchloſſen würde, und ich davon noch profitiren könnte, wenn ich ohne Verzug dahin liefe. Wir eilten was wir konnten, und kamen an, als man es eben ſchließen wollte. Einer von den Reiſenden, der ein Empfehlungsſchreiben hatte, ließ ſich noch denſelben Abend zu dem Manne, an den es gerichtet war, führen, und nahm deſſen Anerbieten, bei ihm zu wohnen, an; ich gieng ins Wirthshaus. Der Wirth hatte nicht ſobald die Ankunſt jenes Reiſenden erfahren, als er ihm melden ließ, daß ſein Zimmer bereitet ſei, und daß täglich für ihn ein Platz am Tiſch belegt ſein würde; es ſtünde zwar in ſeinem Belieben, ob er bei ſeinem Freunde bleiben wolle, daß er aber nichts deſto weniger im Gaſthofe eben ſo viel, als ob er darin wohnte, bezahlen müßte, denn dies ſei ein Privilegium ſeines Hauſes, und er habe es unter dieſer Bedingung vom Gouvernement in Pacht. Dadurch ſah er ſich gezwungen, am folgenden Tage das Haus ſeines Freundes zu verlaſſen. Von mir verlangte der Wirth das Verzeichniß der Lebensmittel, die ich

ein-

einkaufen wollte, und ſagte mir, daß er einen Palankin und Bedienten zu meinem Gebrauch beſtellt habe; da ich ihm aber verſicherte, daß ich mich nur kurze Zeit zu Cochin aufhalten, und niemand beſuchen würde, und mir dieſes Fuhrwerk alſo unnütz ſei, gab er mir zur Antwort, daß dies ganz von mir abhienge, ich würde aber demungeachtet dieſe Ausgabe auf der Rechnung finden, denn dies ſei ſein Privilegium. Ich war erſtaunt über ein ſolches Monopol; allein da es die erſte Pflicht eines Reiſenden iſt, ſich niemals den Gebräuchen des Landes, in dem er ſich befindet, zu widerſetzen, ſo unwarf ich mich dieſen ohne Widerrede.

Ich fand das Regiment Meuron als Garniſon in dieſer Stadt. Dieſes Schweizerregiment war in Frankreich geworben, und beſtand aus Franzoſen; es kamen daher mehrere Soldaten zu mir, und boten mir ihre Dienſte an. Unter andern that mir einer, der ſich für einen Fleiſcher ausgab, den Vorſchlag, mir alles Fleiſch und Vieh, das ich zu meiner Abreiſe nöthig haben würde, zu verſchaffen, und da ich einen Landsmann gern etwas verdienen laſſen wollte, nahm ich es an; ich beſtellte mehrere Artikel bei ihm, die er mir wohlfeiler als ich ſie irgendwo bekommen könnte, zu liefern verſprach. Dieſe Artikel ließ ich daher von dem Verzeichniſſe, welches ich dem Wirthe gab, hinweg; aber dieſer verſtand ſich zu gut auf ſein Gewerb, als daß er nicht auf den erſten Augenblick gemerkt hätte, daß

ich

ich weder Fleiſch, noch Vieh, noch Geflügel, und dergleichen verlangte. Er vermuthete daher, daß ich mir dies anders woher verſchaffte. Er ließ ſich nichts merken, ſtellte aber doch ſo genaue Nachforſchungen an, daß er bald das ganze Geſchäft meines Soldaten erfuhr; nun ſtellte er Leute auf die Lauer, und ließ mir den ganzen Einkauf im Augenblick, wo er eingeſchifft werden ſollte, wegnehmen. Um ihn ſeinen Händen zu entziehen, mußte ich ihm eine Abgabe bezahlen, denn dies war ſein Privilegium; ſo daß mich das Ganze theurer zu ſtehn kam, als wenn ich mich gleich anfangs an ihn gewandt hätte. Durch ſo viel Privilegien ward ich vorſichtig, denn bei jedem Schritte, den ich that, mußte ich fürchten, auf irgend ein neues zu ſtoßen.

Während meines Aufenthalts deſertirte einer meiner Matroſen. Feſt überzeugt, daß ich nun auch das Privilegium beſäße, ihn verfolgen zu laſſen, traf ich alle Anſtalten dazu; aber hier ſtieß ich abermals gegen ein Prärogativ an. Der Fiſkal ließ mich vor ſich fodern, und wuſch mir tüchtig den Kopf; denn allein der Henker, ſagte er, habe das Privilegium, den Deſerteurs nachzuſetzen. Ich entſchuldigte mich damit, daß ich fremd wäre, und die Gebräuche des Landes nicht kennte, ich wäre alſo wegen ihrer Uebertretung zu entſchuldigen; daß ich übrigens nicht geglaubt hätte, mit dem Vollſtrecker des peinlichen Rechts in Kolliſion zu kommen. Er verlangte eine genaue Beſchreibung des Matroſen von mir, und

zwei Stunden darauf brachte mir der Henker ihn wieder zurück. Man kann dieſe kleinen Anekdoten vielleicht für unbedeutend und in einem ernſthaften Werke nicht an ihrem Platze ſtehend halten; ſie werden aber den Nutzen haben, daß man daraus ſieht, wie behutſam man ſich in fremden Ländern betragen muß, wenn man ſich nicht Feinde zuziehen oder wenigſtens mißfallen will.

Cochin iſt eine Beſitzung der Holländer auf der Küſte Malabar, und iſt, ſeitdem ſie Negapatnam verloren haben, ihre ſtärkſte Feſtung auf der Halbinſel. Ich habe ſie zu wenig unterſucht, um eine genaue Beſchreibung von ihr geben zu können. Die Wälle ſchienen mir ſehr hoch, und nach der Landſeite ſehr wohl bekleidet zu ſein; auch der Graben um die ganze Feſtung herum ſchien wohl unterhalten zu werden. Die Holländiſche Kompagnie unterhielt hier beſtändig eine ſtarke Beſatzung. Dieſe Stadt iſt ein eigenes Gouvernement, der Militärkommandant iſt daher nur die dritte Perſon. Es iſt hier ein Zivilgouverneur, der aus den Büreaus der Kompagnie genommen wird; dieſer Beamte hat zu ſeiner Beihülfe den Fiſkal, der, ſo wie auf allen Holländiſchen Niederlaſſungen, den zweiten Rang hat.

Die Straßen von Cochin ſind regelmäßig, aber es iſt ſehr ſchlecht gebaut; der Gouverneur wohnt in einer Art von Scheune, die ohne Verzierungen auf einem Platze liegt, auf welchem das Gras ſo wie auch auf

den

den Straßen wächſt. Alle Häuſer paſſen zu dieſen Straßen; das Anſehen des Elends und der Unthätigkeit herrſcht eben ſo in dieſer Kolonie, wie in allen Niederlaſſungen der Holländiſchen Kompagnie in Indien. Mit ein wenig Induſtrie könnte Cochin indeß eine blühende Stadt werden. Sein Pfefferhandel könnte beträchtlich werden, wenn man die Kaufleute durch Aufmunterungen anzöge, und die Hudeleien abſchaffte, die ein jeder Fremde von der Seite dieſes Gouvernements erfährt. Es iſt unvergleichlich ſchön an einem großen Fluſſe gelegen, der ſehr beträchtliche Schiffe tragen kann. Er hat bei ſeiner Mündung, zur Zeit der Fluth, nie weniger als zwanzig Fuß Tiefe, und der Hafen iſt weitläuftig genug, um ſo viel Schiffe aufzunehmen, als nur immer dahin kommen wollen. Er nimmt eine Anzahl kleiner Flüſſe und Kanäle auf, welche die Gemeinſchaft ſehr weit ins innere Land hinein erleichtern. Seine Lage am äußerſten Ende der Halbinſel macht, daß man zu jeder Jahreszeit ſehr leicht hinkommen kann, und daß die Gefahr, welcher die Schiffahrt zur Zeit des Südweſtpaſſatwindes ausgeſetzt iſt, ſehr gering iſt. Es braucht nur einen ſchönen Tag, um auszulaufen, und das Kap Komorin zu erreichen, von wo aus man alle andern Theile von Indien beſuchen kann. Der einzige Zweig der Induſtrie, der gegenwärtig noch einigermaßen daſelbſt getrieben wird, iſt der anſehnliche Schiffbau mit Thekaholz, welches hier im Ueberfluß iſt. So große Vor-

theile werden vernachläſſigt; Cochin liegt in Unthätigkeit, und wird ſich nie wieder aufrichten, als wenn entweder die Holländiſche Kompagnie ein anderes Syſtem annimmt, oder wenn die Stadt in die Hände einer andern Nation fällt, die ihren Werth beſſer zu ſchätzen und ihre Vorzüge gehörig zu benutzen weiß.

Die Bewohner dieſes Theils von Indien ſind einer Krankheit am Beine unterworfen, die man das Elefantenübel, oder das Uebel von Cochin nennt. Das Bein wird ungeheuer dick, ohne daß jedoch der Fuß noch der Schenkel von der Geſchwulſt angegriffen wird; in dieſem Zuſtande gleicht es wirklich einem Elefantenbein, woher es auch den Namen bekommen hat. Wahrſcheinlich verdankt man dieſe Krankheit den Gewäſſern des Landes; auch findet man hier mitunter Kröpfe.

Dies Land bringt Pfeffer, Areka und Baumwolle hervor, auch trifft man hier trockne Früchte und Kardamom. Die beiden letztern Artikel werden hauptſächlich von den Arabern hingebracht. Man könnte ſich dort auch Kauris verſchaffen, wenn man ſie ein wenig vorher beſtellte; denn die Maldiven, welche ſie liefern, liegen in der Nähe, und in der ſchönen Jahreszeit trifft man immer Kähne von dieſen Inſeln, mit denen man handeln kann.

Die Europäiſche Bevölkerung von Cochin beläuft ſich mit Ausnahme des Militärs, nicht über 50 Perſonen; die Portugieſiſche Kaſte beſteht ungefähr

fähr nur aus 500 Perſonen, die Uebrigen ſind Indier, und obgleich die Stadt groß iſt, und eine ziemliche Anzahl von Häuſern hat, ſo herrſcht doch hier eine große Oede. Die Witterung iſt dieſelbe, wie zu Pondichery. Ihre Jahreszeiten ſind entgegen geſetzt; die Gatesgebirge machen die Schranken, welche den Sommer vom Winter trennen; die Jahreszeiten in Indien ſind nicht denſelben Veränderungen wie die in Europa unterworfen.

Die Winde (wenig häufige Unregelmäſſigkeiten ausgenommen) wehen nur von zwei Theilen des Horizonts, ſechs Monate hindurch von Nord-Nordoſt bis Oſt-Nordoſt, und die übrige Zeit des Jahres lang von Süd-Südweſt bis Weſt-Südweſt. Der Weg der Sonne durch den Aequator beſtimmt die Veränderung der Jahreszeit; während daß ſie ſich in der nördlichen Hemiſphäre befindet, regiert der Wind von Südweſt, und ſo umgekehrt; die Ströme folgen dem Winde. Man nennt dieſe beiden Jahreszeiten die Zeit der Paſſatwinde, (moussons) alſo während des Paſſatwindes von Südweſt hält das Gatesgebirge die Stürme und Wolken auf, und verhindert ſie nach der Küſte Koromandel zu gehen, wo das Wetter dann ſchön iſt, und wo man das, was man ſchöne Jahreszeit nennt, genießt. Auf der Küſte Malabar hingegen herrſchen alsdenn häufige Regengüſſe, und von Zeit zu Zeit Windſtöße; dieſe Zeit nennt man die Winterzeit; (hivernage, Regenzeit) die Ströme ſtürzen nach Süden auf

Digitized by Google

der Küſte Malabar, und dringen nach Norden auf der andern Küſte. Sechs Monate darauf ziehen ſich die Winde nach Nordoſt, und das Gatesgebirge, welches nun auf der andern Seite die nemliche Wirkung hervorbringt, macht eben ſo, daß die Regengüſſe und die Stürme, welche es aufhält, auf die Küſte Koromandel zurückfallen, während daß nun die Küſte Malabar wiederum der ſchönen Jahreszeit genießt; die Ströme ſtürzen ſich dann nach Süden auf der erſtern, und strömen nach Norden auf der andern Küſte.

Mit Hülfe dieſer unveränderlichen Jahreszeiten benutzen die ſchlechteſten Schiffe die Winde und Ströme, und legen ihre Reiſen ſehr leicht zurück.

Ich fand zu Cochin keinen annehmlichen Preis für meinen Reis, und ich wollte mich auf den Weg machen, um bis nach Surate hinaufzufahren, als ein ankommender Kapitän mich verſicherte, daß auf dieſer Küſte kein Mangel mehr ſei, daß er aber jetzt in Arabien anfange zu herrſchen, wo man Getreide verlange, vorzüglich, ſagte er, ſolle die Hungersnoth zu Mokha groß ſein. Ich könnte alſo nichts beſſeres thun, als nach dieſem Ort hinreiſen, wo ich ohne Widerrede eine herrliche Reiſe machen würde. Ich habe hernach erfahren, daß er mir dies nur geſagt hatte, um mich von der Konkurrenz mit ihm abzuhalten, weil er ſelbſt eine Ladung Reis, um ſie nach Surate zu bringen, gekauft hatte; ich traute indeſſen ſeiner Erzählung, und reiſte ſofort nach Mokha.

Nach

Nach acht und zwanzig Stunden ſah ich die Meerenge von Babel-Mandel, die ich um ſieben Uhr Abends erreichte; ich lief ins rothe Meer ein, und am folgenden Tage legte ich mich vor Mokha vor Anker, welches dreizehn Lieues von der Meerenge entfernt iſt.

Man ſchifft ganz ſicher von dieſer Meerenge an bis Mokha längs der Küſte hin; man findet hier überall Ankergrund, aber das Anlanden bei dieſer Stadt iſt ſehr gefährlich. Wenn man ſich der Rhede nähert, muß man mit Vorſicht ſteuern und das Senkblei genau auswerfen. Man darf wegen der Sandbänke nicht tiefer als dreizehn Faden Waſſer gehn. Man läßt alſo nördlich treiben, bis man die Faſſade der Stadt nach dieſer Seite zu, oder den Thurm der großen Moſchee in Oſt-Südoſt des Kompaſſes entdeckt. Dann kann man ganz ſicher nach dem Ankerplatz, wo man Anker werfen will, ſegeln, zwiſchen ſechs und ſieben Faden Sandgrund. Die nördliche Schanze liegt von Nordoſt gen Oſt bis Nordoſt gen Nord, ungefähr einen halben Zwölfpfünder Schuß weit. Es giebt einen andern Weg neben dem ſüdlichen Kaſtell, der von den kleinen Schiffen beſucht wird; aber ich rathe ihn nicht an, wenn man ihn nicht vollkommen kennt; ſüdlich muß man den großen Anker auswerfen wegen der Küſten-Winde, die hier erſtaunlich heftig ſind. Das Meer allein iſt ſchon bei dieſen Windſtößen, weil es durch die Sandbänke und Klippen, die den Schutzort

Digitized by Google

der Rhede bilden, gehalten wird; obgleich aber die Sonne brennend iſt, ſo trägt der Himmel alle Zeichen eines Orkans.

Wenn die beſtimmte Zeit des Paſſatwindes eintrit, welches in den letzten Tagen des Novembers bis zum Juni geſchieht, ſo weht der Wind von Süden bis Süd-Südoſt, und nimmt auf dem Wege alle Ausdünſtungen von Abyſſinien ja ſelbſt den Sand dieſes Landes mit ſich fort. Die Luft ſcheint daher ganz brennend, der Himmel iſt roth, kaum kann man eine Stunde weit ſehen, und der brennende Sand, der herumfliegt, verdörrt alle Pflanzen. Es iſt zu Mokha gebräuchlich, viel Baſilikum zu pflanzen, womit man die Zimmer und Fenſter ausziert. Dieſes muß man, ſobald als die Windſtöße anfangen, wegnehmen, wenn es nicht verdorren ſoll. Nicht allein der brennende Sand verzehrt ſie, ſondern der Wind ſelbſt, der manchmal von einer unerträglichen Hitze iſt. Alle Kommunikation mit der Rhede iſt alsdann unterbrochen.

Der Südwind dauert gewöhnlich ein Vierteljahr, und manchmal zwei; aber ziemlich gemein folgt gegen den Neu- und Vollmond drei Tage lang Nordwind darauf, welcher die Luft erfriſcht und die Atmoſphäre wieder reinigt.

Die Rhede von Mokha iſt zirkelförmig; ſie bildet einen Ausſchnitt, deſſen Chorde der Ankerplatz iſt; die beiden äußerſten Enden dieſer Chorde werden durch zwei Kaſtelle vertheidigt, von denen ich reden werde.

werde. Die kleinen Fahrzeuge des Landes ankern ſehr nahe am Lande in der Nähe eines ziemlich ſchönen Dammes, den man zur Erleichterung der Landung angelegt hat. Der Ein- und Austrit des rothen Meeres iſt zwei Epochen unterworfen, welche die beiden Jahreszeiten beſtimmen; dieſe Paſſatwinde hangen nicht mehr ſo wie in Indien von den Aequinokzien ab. Die letzten Tage des Novembers, oder die erſten Tage des Dezembers bringen den Südpaſſatwind herbei; und von dieſem Augenblick an ſtürzen die Ströme mit einer außerordentlichen Gewalt in die Meerenge Babel-Mandel bis zu den erſten Tagen des Juni; alsdann wehen die Winde wieder von Nord bis Nord-Nordweſt, und die Ströme nehmen ihren Lauf nach Süden zu *). Während des Südpaſſatwindes können die Schiffe, die nach Mokha ſegeln, die Rhede wegen der Stärke des Windes nicht erreichen, ſie müſſen in einer benachbarten Bucht den Anker werfen, wann der nördliche Küſtenwind in den Zwiſchenräumen des Paſſat-

*) D'Apres de Manevillette ſagt daſſelbige, ſiehe den Neptune oriental. Dies Werk iſt das Reſultat der Beobachtungen von den vorzüglichſten Seeleuten, und man kann ihm Glauben beimeſſen, ohne Rückſicht auf das Zeugniß einiger neuern Reiſenden zu nehmen. Während daß dieſe Winde auf dieſe Art im rothen Meere herrſchen, ſind ſie in dem Golf, außerhalb der Meerenge, verſchieden, d. h. im Ganzen genommen

windes verſpürt wird. Während dieſes Paſſatwindes iſt man in dem rothen Meere eingeſperrt, und keine Schiffe wären im Stande, der Gewalt des Windes und des Stromes Troß zu bieten.

Dieſe Jahrszeit benußen die Pilgrimme, die von allen Theilen Indiens und Bengalens, herbeikommen. Man ſieht ganze Schiffe voll anlanden; aber Handel, Eigennuß und Raubſucht ſind oft mehr als Frömmigkeit der Gegenſtand ihrer Reiſe. Nichts gleicht der Unordnung, welche ſie in den Karavanſerais, und ſonſt überall, verurſachen. Auch beeifert man ſich ihnen das zu liefern, was ſie nöthig haben, und ſie nach Dſchidda zu befördern, von wo ſie ſich nach Mekka begeben.

Zur Zeit meines Aufenthaltes zu Mekka, ward ein unglücklicher engliſcher Kapitän ihr Opfer. Mehrere dieſer Nichtswürdigen hatten auf dem Rückweg ihr Schiff verfehlt, weil entweder der Mauriſche Kapitän oder Sarange der ſie gebracht hatte, ſie nicht mehr einnehmen wollte, oder auch wol abſichtlich, um die ſchändliche That, die ſie ent-

wehen ſie vom November bis in den Junius aus Oſten, und die übrigen ſechs Monate aus Weſten. Alſo weht der Wind vom November bis zum Junius im Golf aus Oſten und im rothen Meere aus Süd-Südoſt; die übrigen ſechs Monate im Golf aus Weſten, und im rothen Meere aus Nord-Nordweſt.

Digitized by Google

entworfen hatten, ausführen zu können. Sie meldeten ſich ungefähr zwanzig an der Zahl beim Kapitän Nun, um nach Bengalen zu reiſen, der eine Art von Schiff, das man Grab nennt, kommandirte. Nach einer ziemlich einträglichen Reiſe kehrte er nach Kalkutta zurück, und nahm keinen Anſtand, Leuten, von denen er nichts böſes vermuthete, dieſen Dienſt zu leiſten. Sie waren bald mit der Bezahlung übereingekommen; wegen der Lebensmittel hatte es keine Schwierigkeit, alle ſeine Matroſen waren Laſkars, folglich Muſelmanen, ihre Nahrung war daher dieſelbe wie der Paſſagiere. Sie reiſten ab, und paſſirten die Meerenge. Kaum hatten ſie Sokkotora erreicht, als dieſe Räuber ihr Komplott ausführten; ſie warfen ſich unverſehens über ihn, und über die fünf oder ſechs europäiſchen Offiziere her, und ermordeten ſie. Einige Laſkars die ſich ihnen widerſetzen wollten, wurden niedergemacht, die übrigen ſtiegen in die Maſtkörbe, und vertheidigten ſich. Man kapitulirte, und verſprach ihnen das Leben, wenn ſie herunterſteigen, und die Führung des Schiffes, ſei es wohin es wolle, wieder übernehmen wollten. Sie nahmen es an, und die Ruhe ward auf einige Tage wieder hergeſtellt; da ſie auf gut Glück herumirrten, ohne zu wiſſen wohin ſie ſteuerten, ſo landeten ſie nirgend. Die Mörder argwöhnten Betrug, und fielen von neuem über ſie her; da dieſe aber Muße gehabt hatten auf ihrer Hut zu ſein, ſo ſetzten ſie ſich zur Wehre, und miſch-

miſchten ihr Blut mit dem ihrer Mörder. Nach einem Kampfe endlich, wo von beiden Seiten 5 bis 6 Mann geblieben waren, machte man einen Waffenſtillſtand und die Laſkars übernahmen abermals die Leitung des Schiffes. Den Tag nach dieſen Vorgang erblickten ſie die Maldiven; die Räuber boten den andern an ihnen die Boote zu überlaſſen, womit ſie, ſo gut es ginge, das Land erreichen könnten. Dieſe nahmen das Anerbieten an. Die Laſkars verließen alſo das Schiff, von dem man nie wieder etwas gehört hat.

Jene landeten auf der erſten beſten Inſel, wo man ſie nach der Inſel des Königs brachte. Dieſer Fürſt empfieng ſie mit Menſchlichkeit, und ließ ſie frei bis nach der Küſte Malabar reiſen; ſie landeten bei Mangalor, wo ſie den klugen Einfall hatten, ſich für Franzöſiſche Laſkars auszugeben. Tippo's Offiziere nahmen ſie daher wohl auf und ließen ſie nach Mahe bringen, von wo ſie ſich nach dem Orte ihres Aufenthaltes begaben. Dieſe ſchaudervolle Begebenheit ward in den öffentlichen Papieren verzeichnet; man ſtellte vergebens Nachforſchungen an, um das Schiff mit den darauf befindlichen Böſewichtern aufzufinden, man hat aber nie erfahren können was aus ihnen geworden iſt.

Außer einigen Mauriſchen und einem oder zwei Bengaliſchen Schiffen, die jährlich nach Dſchidda kommen, wird die Schiffahrt auf dem rothen Meere auf Fahrzeugen getrieben, die man Daus nennt.

Dies

Digitized by Google

Dies ſind ganz offne Kähne, die eine einzige große Welle ſo anfüllen würde, daß ſie unterſinken müßten; allein die Einwohner nehmen ſich wohl in Acht, ſich einer ſolchen Gefahr auszuſetzen, denn ſie entfernen ſich nie von den Küſten, und halten ſich ſogar oft zwiſchen dem Land und der Felſenbank, die in einiger Entfernung liegt, und durch welche hindurch es Wege giebt, die ſie kennen. Uebrigens ſind dieſe Kähne ſehr ſchön gebaut, und der Vervollkommnung fähig. Sie haben nur ein einziges viereckiges Segel, und obgleich ihr Maſt falſch geſtellt, und ohne Verhältniß, auch das Segel oft nur von Stroh geflochten iſt, ſo gehen ſie doch vortrefflich, und ſegeln äußerſt ſchnell.

Der Hafen von Mokha wird durch zwei große und ſehr ſchwere Boote bedient, welche an beiden Enden ſpitzig ſind; ich habe die Bauart davon nicht genau unterſuchen können; das Ganze ihrer Zuſammenfügung hat mir ziemlich Europäiſch geſchienen; aber ihre Form kam mir ſo ſonderbar vor, daß ich nicht weiß, was ich daraus machen ſoll. Sie ſchiffen mit einem Maſt und einem ſchweren Strohſegel, welches aus zwei Fuß breiten und fünf bis ſechs Fuß langen Matten zuſammengenäht iſt. Mit Hülfe dieſes Segels, das ſie nur mit Noth hiſſen und handhaben können, verrichten ſie den Rhededienſt ſehr ſchnell, doch können ſie wegen der Schwerfälligkeit ihres Segels bei ſtarkem Winde nicht nach Mokha zurückkehren, und müſſen ſich in die

die benachbarte Bucht in Sicherheit begeben, von wo ſie alsdann den folgenden Morgen wieder kommen.

Mokha liegt an der äußerſten Grenze der Staaten des Imams von Senaan in Yemen, in einer kleinen Bai, die gegen Süden durch eine Sandinſel, und gegen Norden durch eine hervorragende Felſenſpitze gebildet wird. Auf jeder von den beiden Landſpitzen welche die Bai einſchließen, haben die Araber ein Kaſtell gebaut; dies ſind zirkelförmige höchſt elend angelegte Reduten, deren Fundamente aus großen Granitfelſen beſtehen. Auch die Schießſcharten, die ziemlich breit, aber kaum zwei Fuß hoch ſind, beſtehen aus ſolchen großen Granitfelſen oder aus großen Korallen. Ueber das Ganze iſt ein Gebäude von Ziegelſteinen aufgeführt, daß inwendig durchaus hohl iſt; es ſieht aus, wie eine leere Paſtete über die Artillerie geſtürzt wäre. Die Mauer iſt nicht dicker als ein Ziegelſtein, und es iſt kein einziger Balken angebracht, durch den ſie etwas feſter und dauerhafter würde; daher wirft oft der Wind, der Regen und ſogar die bloße Erſchütterung der Kanonen dieſe elenden Gebäude über den Haufen und ſtürzt ſie über den Kopf der Artilleriſten zuſammen.

Dieſe Batterien, die ein einziger Kanonenſchuß in Staub verwandeln kann, ſind mit einem Flaggenmaſt geziert, auf welchen jeden Freitag die Standarte Mahomets aufgepflanzt wird; dies iſt eine rothe Flagge mit einem weißen zweiſchneidigem

gem Schwert in der Mitte. Dies Schwert iſt aber erbärmlich ſchlecht gemacht; der Griff an demſelben iſt zu kurz, und die beiden Klingen ſo ganz ohne Verhältniß, daß man es eher für einen Pantalon, als ein Schwert hält.

Die Stadt iſt zirkelförmig gebaut, und hat ſechs Thore, von denen eins das heilige Thor heißt; kein Fremder darf durch daſſelbe gehn, und wenn es einer wagen wollte, dieſem Verbot zu trotzen, ſo würde er ſich den Gewaltthätigkeiten der Beduinen ausſetzen, die immer vor demſelben kampiren, und die dieſe Verwegenheit leicht mit einem Dolchſtoß beſtrafen könnten.

Die Stadt hat weder Gräben, noch ſonſtige äußere Vertheidigungsanſtalten. Die Fundamente und der unterſte Theil der Mauer ſind bis zu einer Höhe von zwei bis drei Fuß von groſſen Steinen erbaut, zwiſchen welchen man dicke Korallen findet, woraus man ſchlieſſen kann, das es an Materialien gefehlt hat, als die Stadt erbaut wurde, und daß man daher alles genommen hat, was ſich nur einigermaſſen zum bauen ſchickte. Auf dieſer Unterlage ſteht nun die vier Fuß dicke, von Ziegelſteinen erbaute Mauer, die ohngefähr 15 bis 18 Fuß hoch iſt. Oben auf derſelben iſt noch eine Bruſtwehr von der Dicke eines Ziegelſteins angebracht, worin ſich Löcher befinden, durch die mit Flinten geſchoſſen wird, und die gerade ſo weit ſind, daß ein Flintenlauf hinein paßt. Dieſe Mauer iſt aber ſo elend

und

und fehlerhaft erbaut, daß bei jedem ſtarken Regen große Stücke davon herabgeſchwemmt werden. Rings um dieſelbe ſind alle zweihundert Ruthen weit Thürme angebracht, die den oben beſchriebenen Kaſtellen in allem ähnlich, und auch eben ſo fehlerhaft und elend ſind. Bei dem Anblick ſolcher Fortifikationen begreift man leicht, was man in Europa für unmöglich hält, daß eine Feſtung mit Kavallerie geſtürmt werden kann.

Drei oder vier Kanonenſchüſſe ſind nemlich hinreichend, um eine ungeheure Breſche zu machen; alle fernere Schüſſe dienen bloß dazu, die Breſche auszuräumen, und für die Kavalerie zugänglich zu machen. Hierauf jagt dieſe in geſtrecktem Galopp auf die Breſche zu und in wenigen Augenblicken iſt die Stadt erobert; dies iſt die einzige Methode, welche die Araber kennen, ſich eines Platzes zu bemächtigen. Auch in der Artillerie ſind ſie, ſo wie überhaupt im militäriſchen Geiſte, noch ſehr weit zurük; ſie haben bloß eiſerne Kanonen, die auf ſchweren Schiffslavetten liegen, und die ſie nur mit der größten Mühe von einem Orte zum andern fortbringen. Man hat verſchiedenemal ſehr lebhaft in mich gedrungen, in die Dienſte des Imams zu treten, und die Direktion von dieſem Theil des Kriegsweſens zu übernehmen; ich würde auch wahrſcheinlich dieſen Antrag für eine beſtimmte Zeit angenommen haben, wenn man nicht die ärgerliche Bedingung des Turbans dabei gemacht hätte, von der man

man ſchlechterdings nicht abſtehn wollte, und, die ich nicht ohne innern Abſcheu anhören konnte.

Die meiſten Materialien, die zur Erbauung von Mokha gebraucht werden, kommen aus Aden, einer ehemals blühenden Stadt, die jenſeits der Meerenge in der ſchönſten Bai von der Welt liegt. Ihre Lage iſt ſo außerordentlich ſchön, daß Alexander, wie man ſagt, ſie zum Mittelpunkt des Handels machen wollte, den er ſich vorgenommen hatte, mit Indien zu errichten. Der Imam von Senaan wollte die Schiffe in ſeine Staaten ziehen, und warf die Augen auf die kleine Bai von Mokha, und überhäufte dieſen Ort mit ſo viel Privilegien und Vorrechten, daß, ungeachtet des prächtigſten Hafens, und ohne Rückſicht auf die Unmöglichkeit, bei den entgegengeſetzten Paſſatwinden die Meerenge zu paſſiren; ungeachtet aller Nachtheile auf der einen, und aller Vortheile auf der andern Seite, Aden doch verlaſſen ward, und der ganze Handel ſich nach der neuen Stadt hinzog. Jene ward bald öde, und bald ſah man dort nichts mehr als Ruinen. Auch hiervon zog Mokha Nutzen, und noch jetzt bringt man täglich Steine und andere Materialien, die man aus Aden holt, wo man jetzt kaum noch Spuren findet, welche die alte Größe des Orts anzeigen könnten. Von weitem unterſcheidet man noch einige Thürme und eine Mauer auf dem Berge, an deſſen Fuße die Einfahrt in die Bai iſt, aber von der Stadt iſt gar nichts mehr übrig. Sie lie-

ſert einen höchſt merkwürdigen Beweis von der Unbeſtändigkeit des menſchlichen Glücks, das in ein elendes Loch, mitten in einer dürren ſandigen Ebene, in der kein anderes als ſalziges Waſſer zu finden iſt, einen Wohlſtand verpflanzt hat, den eine ſo bewunderswürdig gelegene Stadt wie Aden (die mit allen zur Schiffahrt günſtigen Vortheilen einen fruchtbaren Boden verband, rings umher von Bergen umgeben, deren reizende Thäler den Reiz und die Geſundheit dieſes Aufenthaltes vermehrten), nicht im Stande geweſen iſt, zu erhalten. Eine der Urſachen, die das meiſte zur Verlegung des Handels nach Mokha beigetragen haben, iſt, daß der Marktplatz des Kaffees auf dem Gebiet des Imams von Senaan lag, welcher haben wollte, daß er in ſeinen Staaten ſollte eingeſchifft werden. Um dies zu bewirken, legte er eine ſo ungeheure Taxe auf den Kaffee, der zu Land nach Aden verführt wurde, daß man ihn, um dieſe Abgabe zu gewinnen, in Mokha einſchiffte.

Nach dem heiligen Thore folgt, nach Norden zu, das Thor Babelmamudi genannt. Durch dieſes darf der Franzöſiſche Konſul ſeinen Einzug zu Pferde halten, wenn er es verlangt, und ohne daß er gezwungen iſt, vor dem Hauſe des Gouverneurs abzuſteigen; ein Vorzug, der in dieſem Lande bedeutend iſt. Außerhalb dieſes Thores werden die Chriſten, die hier ſterben, begraben. Man ſieht hier zwei Grabmäler mit

einer

einer Inſchrift, die den Reiſenden anzeigt, daß ſie zum Andenken zweier nach Mokha handelnder Schiffskapitäne, errichtet ſind. Auf dem übrigen Platz ſtehen nur Ruinen von einigen Haufen von Backſteinen, die auf dem Felde herumgeſtreut ſind. Von der Lage dieſes Kirchhofes kann man ſich das Geſchrei der Kinder in den Straßen erklären, die, indem ſie hinter den Fremden herlaufen, Frengui Babelmamudi! rufen, welches heißt: Chriſten, fort mit euch auf den Kirchhof! Dieſer Haß gegen die Chriſten iſt eingewurzelt, und es würde äußerſt ſchwer halten, ihn auszurotten.

Als ich ans Land ſtieg, ward ich auf die gewöhnliche Art empfangen. Eine Deputation der vornehmſten Zollbeamten, begleitet von den Franzöſiſchen Mäklern, kam mir entgegen, und führte mich unter das Thor Bahar, oder Seethor. Hier fand ich den Emir-Bahar auf einem Divan ſitzend, auf dem er mich neben ſich Platz nehmen ließ. So wie er mich erblickte, ſtand er auf, und legte die rechte Hand aufs Herz, welches der gewöhnliche Gruß iſt. Nun wurden die köſtlichſten Wohlgerüche verbreitet: erſt Weihrauch, Benzoa und Roſenöl, und zuletzt von Adlerholz. Dies iſt ein ſehr koſtbares und ſeltnes Holz, das, wenn es verbrannt wird, einen äußerſt lieblichen Geruch von ſich giebt. Die Araber und Perſer lieben es leidenſchaftlich, und wiegen es mit Golde auf, d. h. ein Stückchen davon wird in eine Wageſchale gelegt, und koſtet dann ſo viel

S 2 Gold,

Gold, als in die andre Schale bis zu völlig gleichem Gewicht gelegt werden kann. Um es zu gebrauchen, werden ganz kleine Stückchen davon herabgeſchnitten, ja oft ſogar nur herabgeſchabt, und man pflegt ſeine Kleider über den Rauch zu halten, damit ja nichts davon verloren geht. Nach dieſer Zeremonie ließ der Emir Kaffee präſentiren, den ich aber ſchlechterdings nicht im Stande war, zu trinken.

Die meiſten Araber nehmen nicht wie wir die Kaffeebohnen, die geröſtet, gemahlen, und mit siedendem Waſſer übergoſſen werden, ſondern ſie brauchen nur das Fleiſch der Kaffeekirſche, das die Bohne umgiebt, und welches wir wegwerfen. Dieſes laſſen ſie trocknen, und gießen dann eine geringe Quantität davon leicht auf, wie es bei uns mit dem Thee geſchieht *). Dies iſt ein fades und unſchmackhaftes Getränke; es ſoll jedoch erfriſchend ſein, und einen weit feinern Geſchmack haben als der Kaffe, den wir zubereiten; ich muß aber geſtehen, daß meine gröbere Zunge dieſen Vorzug nicht daran finden konnte, und daß es mir nur wie warmes Waſſer ſchmeckte. Ich konnte den Widerwillen, den es mir einflößte, nicht überwinden, und dies war freilich nicht der Weg, um mich bei dem Emir, einem ernſthaften, ſehr höflichen Mann, der mich

*) Niebuhr ſagt eben dies, Seite 49, Kopenhagner Ausgabe.

mich mit viel Artigkeit empfangen hatte, in Gunſt zu ſetzen. Ich ließ mich durch meinen Banianen bei ihm entſchuldigen, und dieſer machte es ihm begreiflich.

Sobald dies vorüber war, räucherte man von neuem, d. h. ich wurde entlaſſen, und meine Mäkler führten mich zum Gouverneur, von einer ungeheuren Menge Volks begleitet, das ſchrie, tanzte, und einen ſo unſinnigen Lärm machte, daß mir der Kopf ſchwindelte. Um mich ehrenvoll zu empfangen, ſchickte mir der Gouverneur, wie es gebräuchlich iſt, zwei mit prächtigen Decken behängte Pferde entgegen, die man vor mir her tummelte; den Staub, den dieſe ſowohl als die Menge Menſchen, die mich umgaben, verurſachten, die brennende Sonne, und der Lärm der barbariſchen Inſtrumente, womit man mich beehrte, dies alles zuſammen genommen, machte mir den Weg, obgleich er nur kurz war, und man nur die Zollhäuſer zu paſſiren hatte, faſt unerträglich, welches noch dadurch vermehrt ward, daß wir in ganz langſamem Schritt einhergehn mußten. Als wir bei dem Gouverneur angekommen waren, mußten wir ſehr enge kleine Treppen hinaufſteigen, und oben foderte man mir meinen Degen ab; ich ſchlug dies ab, und wollte ohne weiteres Gerede umkehren; meine Mäkler hielten mich aber noch zurück, und man meldete dem Gouverneur, daß ich mich zu gehorchen weigerte. Dieſer befahl hierauf, man ſollte mich ma-

chen laſſen, wie ich es für gut befände. Ich trat in den Audienzſal herein, wo man mir einen großen, uralten, hölzernen Lehnſtuhl hinſtellte, der ganz von Würmern zerfreſſen war, und ganz ſo ausſah, wie man ſie bei uns auf alten Gemälden aus den Ritterzeiten ſieht. Ich ſaß dem Gouverneur gerade gegen über, und zwei Soldaten, mit Säbeln und großen Schilden bewaffnet, ſtanden zu meinen beiden Seiten. Der alte Gouverneur grüßte mich nach Art der Araber, indem er die Hand aufs Herz legte, und mir mit dem Finger, den er nach dem Lehnſeſſel ausſtreckte, ein Zeichen gab, mich zu ſetzen. Da ich aber dieſen Gruß noch nicht kannte, ſo konnte ich nicht wiſſen, was er eigentlich damit ſagen wollte; ich verſtand dies Zeichen falſch, und glaubte, daß er mir die Hand reichen wollte; ich ergriff ſie daher und ſchüttelte ſie zu ſeinem großen Erſtaunen recht treuherzig. Ich bemerkte wohl, daß die Soldaten eine Bewegung machten, wahrſcheinlich um mich zurecht zu weiſen; allein ſie wurden entweder durch einen Blick von ihrem Herrn oder von einem andern zurückgehalten, und rührten mich nicht an. Ich nahm Platz, und nachdem die erſten Komplimente vorüber waren, ließ er mich fragen, warum ich mich geweigert hätte, meinen Degen abzugeben. Ich ließ ihm zur Antwort geben, daß ich Soldat ſei, und daß dieſe ſchlechterdings ihre Degen nicht anders als nach einem unglücklichen Gefechte weggeben dürften, und daß das bei uns für eben ſo

ent-

entehrend gehalten würde, als es ihm ſcheinen würde, wenn jemand ſo unverſchämt wäre, ihm ſeinen Turban abzufodern. Ueber dieſen Vergleich fieng er laut zu lachen an, und gab ein Zeichen, worauf ſich die Soldaten entfernten; er ließ mich von neuem räuchern, und präſentirte Kaffee. Da mein Banian ihm aber ſagte, daß ich den Kaffee bei dem Emir ſchlecht geſunden hätte, ſo ſchickte er in die Weiberwohnung und ließ mir einen Plau holen, wovon ich ein wenig koſten mußte, um ihn nicht zu beleidigen, und mir war es ſehr lieb, es gethan zu haben, denn ich fand ihn vortrefflich. Dies freute ihn auſſerordentlich; und wenn ich ihm gefolgt hätte, ſo hätte ich bis zum Uebermaß eſſen müſſen. Ich dankte ihm für eine ſo gütige Aufnahme, und bat ihn um ſeinen Schutz und Nachſicht, wenn ich etwa, da ich als Fremder die Sitten nicht kennte, dagegen verſtoßen ſollte, ich würde jedoch, fügte ich hinzu, ihm gewiß nie vorſetzlich Urſache geben, über mich Klage zu führen. Er antwortete mir ſehr höflich, daß ich auf ihn rechnen könnte, und daß er mir mit Vergnügen Beweiſe ſeiner Freundſchaft geben würde. Zugleich lud er mich ein, beſonders Freitags, in ſeinem Garten ſpazieren zu gehn, weil ich alsdann deſto ungeſtörter dort ſein könnte, da er an dieſem Tage in die Moſchee gienge, und dann zu Gaſte ſpeiſte; übrigens möchte ich es immer vorher ſagen laſſen, wenn ich käme, und er bäte mich nicht hineinzugehn, wenn man mir ſagen

 würde,

würde, daß ſich eine von ſeinen Weibern darin befände. Dies ausgenommen, ſetzte er hinzu, könnte ich mich baden, und mich bedienen laſſen; und es würde ihm Vergnügen machen, wenn ich oft davon Gebrauch machen wollte. Dieſer liebenswürdige Mann blieb nicht lange Gouverneur, wie ich weiter unten erzählen werde; ich ſetzte aber meine Freundſchaft mit ihm fort, auch nachdem er in den Privatſtand zurückgetreten war. Er war ein Sajid, d. h. vom Stamme Mahomeds, er trug daher immer den grünen Turban, und ſtand immerfort in großem Anſehn.

Die Wohnung des Gouverneurs iſt ein großes viereckiges Gebäude mit kleinen Fenſtern; es ſtößt auf einen Platz, der zu den Uebungen der Kavallerie beſtimmt iſt. Sein Harem iſt im erſten Stockwerk; er ſelbſt bewohnt wegen der Kühle das zweite; die innere Eintheilung des Hauſes iſt wie in allen übrigen Häuſern. Ganz nahe dabei, in einer Ecke des Platzes, iſt ein großes Karawanſerai, das nur zur Zeit der Wallfahrten nach Mekka voll wird. Dies iſt ein großes viereckiges Gebäude, welches in der Mitte einen Hof mit einem Springbrunnen enthält, um die Abwaſchungen zu erfüllen, die das Geſetz Mahomets vorſchreibt. Das Innere iſt nichts als eine Art von Schuppen, der um den Hof herumgeht, weder Thüren noch Fenſter hat, aber auf Seulen ruht. Es regnet ſelten in Mokha, und überdies reicht auch der Schuppen ſo tief auf die

Erde

Erde herab, daß der Regen unmöglich die darin Wohnenden treffen kann. Dies ganze ungeheure Gebäude hat nur eine einzige Oeffnung, nemlich die Thür. Der Platz dieſem Gebäude gegenüber iſt geräumig genug, um die Kameele und Eſel der Reiſenden aufzunehmen, die im Karawanſerai wohnen, und nur eine unbedeutende Summe bezahlen, die bloß den Leuten, die das Gebäude rein halten müſſen, zu gute kömmt. Ich ward mit dem nemlichen Pomp bis zur Franzöſiſchen Loge zurückbegleitet, wo mich Herr von Moncrif, Agent der Franzöſiſchen Marine, von meinem läſtigen Gefolge dadurch befreite, daß er einige Piaſter kleiner Münze zum Fenſter hinauswarf.

Ich muß noch hinzufügen, daß dieſe Aufnahme keinesweges etwas für mich ausgezeichnetes hatte, ſondern herkömmlich iſt, und wenn ich das äußerſt höfliche Betragen des Gouverneurs ausnehme, welches gar nicht gewöhnlich iſt, ſo werden alle andere Kapitäne auf die nemliche Art empfangen.

Aber nicht nur bei der Ankunft, ſondern auch bei der Abreiſe hat eine ſolche Feierlichkeit ſtatt. Man läßt nemlich einige Tage vorher dem Gouverneur melden, daß man Abſchied nehmen will. Gewöhnlich beſtimmt er die Zeit dazu kurz vor dem dritten Tagesgebet. Man iſt nicht ſobald bei ihm angelangt, als zwei Männer ein rothes Arabiſches Gewand darreichen, das man über ſeine Kleider anziehn muß, und das man als ein Zeichen der

Freundſchaft und als ein Unterpfand der Gaſtfreundſchaft der Araber mit ſich nimmt. Bei meiner Abreiſe erhielt ich eines von ſehr ſchönem Kaſimir, woraus ich einen Schlafrock gemacht habe.

Es giebt zu Mokha zwei Europäiſche Logen, eine für die Franzoſen und eine für die Engländer; beide Nazionen haben das Recht, ihre Flagge auf dem Hauſe aufzuſtecken. Die Franzöſiſche Loge iſt ein elendes Haus, wo bloß die Magazine ſchön ſind, aber das Engliſche Haus iſt prächtig, und kann leicht alle Offiziere von fünf bis ſechs großen Schiffen beherbergen. Die Franzöſiſche hingegen kann nur vom Konſul bewohnt werden. Jeder Kapitän muß daher eine Wohnung in der Stadt ſuchen, und dies könnte, im Fall, daß ein Streit mit den Einwohnern ausbräche, die in jedem Augenblick bereit ſind, über die Chriſten herzufallen, die allerunangenehmſten Folgen haben; es würde den Einwohnern ſehr leicht werden, alle Kommunikazion zwiſchen den Franzoſen abzuſchneiden, und wenn ſie alsdann jeden derſelben einzeln angriffen, ſo wäre durchaus an keinen nachdrücklichen Widerſtand zu denken. Die Engländer hingegen könnten in ihrem Hauſe zur Noth eine förmliche Belagerung aushalten, und wenn ſie alle beiſammen wären, ſo könnten ſie ſich, nach einem langen kräftigen Widerſtande, mit den Waffen in der Hand, einen Weg bis ans Meer bahnen, und ſich daſelbſt einſchiffen. Das ganze Militär und alle Einwohner zuſammen genom-

genommen, wären nicht im Stande, ſie daran zu hindern, denn wir werden weiter unten ſehn, wie ſchlecht ſie ſämmtlich bewaffnet ſind: zwanzig Mann würden hinreichen, um ein ganzes Bataillon von dieſen Truppen übern Haufen zu werfen, wenn ſie mit gefälltem Bajonett darauf losgiengen.

Dicht neben dem Karawanſerai iſt das Zollhaus, das eine der vorzüglichſten Quellen der Einkünfte des Fürſten ausmacht. Der Gouverneur iſt im Grunde der oberſte Zolleinnehmer; er bringt die Hälfte ſeines Tages in einem kleinen Zimmer im Zollhauſe, dicht neben der Wage, zu. Von hier aus giebt er auf alles, was gewogen wird, genau Achtung, ſchreibt alles ſelbſt auf, treibt den Zoll ohne Nachlaß ein, trägt ihn in ſeine Bücher, und führt ordentlich Rechnung darüber. Die geringſte Nachläſſigkeit, die er ſich zu Schulden kommen läßt, wird für einen Unterſchleif gehalten, und kann ihm theuer zu ſtehn kommen. Derjenige, von dem ich ſo freundſchaftlich aufgenommen worden war, verlor ſeine Stelle, und mußte noch überdies eine unmäßige Summe an den Imam bezahlen, weil er vergeſſen hatte, etwas in ſeine Rechnung einzutragen. Einen andern Sajid, den ich im Gefängniſſe beſuchte, und der den Franzoſen außerordentlich zugethan war, fand ich an Händen und Füßen gefeſſelt, weil er den Zoll für ein Paket Tabak, das ungefähr ſechs Pfund wiegen konnte, untergeſchlagen

gen hatte. Nur durch Geld rettete er, nachdem er Ein Jahr geſeſſen hatte, ſeinen Kopf.

Alle Beamten der Regierung ſind vom Morgen bis auf den Abend mit Angelegenheiten, die auf dieſe Abgabe Bezug haben, beſchäftigt; alle Waaren ſind dieſem Zoll unterworfen, und da er die ſtärkſte und reinſte Einnahme des Regenten ausmacht, ſo iſt kein Menſch davon befreit. Das Zollhaus ſelbſt iſt ein ungeheuer großes, viereckiges Gebäude, mit einem rings um daſſelbe herumlaufenden Schuppen, worin die Waaren ſo lange niedergelegt werden, bis der Zoll davon bezahlt iſt.

Man zählt drei Moſcheen in Mokha, zwei kleinere und eine große und ſchöne, deren Thürme ſehr hoch ſind. Die Araber gebrauchen keine Glocken; ſondern Männer, welche auf einer kleinen, den Thurm umgebenden Gallerie ſtehn, rufen, indem ſie aus allen Kräften ſchreien, die Gläubigen zum Gebet; man hört, beſonders des Abends, ſehr vernehmlich ihr furchtbares, wirklich ſchreckhaftes Rufen. Nichts hat mir ſo traurig und melancholiſch geſchienen als dieſe Art, die Menſchen zu religiöſen Feierlichkeiten aufzufodern.

Ob es gleich den Muſelmanen erlaubt iſt, ihr Gebet zu Hauſe zu verrichten, ſo gehn ſie doch täglich in die Moſchee; der Freitag aber iſt ein Feiertag; er iſt für ſie das, was uns der Sonntag iſt. Der Gouverneur begiebt ſich des Morgens im großen Staat in die Moſchee an der Spitze der Kavalerie

rie und Infanterie. Nachdem er die gewöhnlichen Gebräuche beim Gottesdienſt verrichtet hat, wird er von der ganzen Garniſon nach ſeinem Hauſe begleitet; die Infanterie ſtellt ſich auf die eine Seite des vor ſeinem Hauſe befindlichen freien Platzes, und die Kavalerie macht einige Uebungen. Der Gouverneur reitet an ihrer Spitze zuerſt einigemal im Galopp hin und her, und das nennen die Araber manövriren; hierauf ſtellt ſich das ganze Korps in zwei Linien, die mit großen Lanzen gegen einander anrennen. Ihre Pferde haben ein erſtaunlich ſtarkes Hintertheil, und ſind daher im Stande, im ſchärfſten Laufe ſogleich ſtehen zu bleiben. Um ſie zu dieſer Uebung abzurichten, werden ihnen die vier Füße im Stall zuſammengebunden, und zwar ſo, daß jeder Vorderfuß mit dem Hinterfuße der nemlichen Seite auf die Entfernung von ungefähr einen Schuh zuſammen kommt. Durch dieſe Stellung gewöhnen ſich die Pferde ſich zuſammenzunehmen, und werden dadurch außerordentlich angenehm zu reiten; ſie ſind überdies von ſo ausnehmender Stärke, daß ſie darum nicht weniger ſchnell laufen. Es giebt mehrere Arten von Arabiſchen Pferden; die **Maſkatten** kommen von einer Vermiſchung mit der Perſiſchen Raſſe, und ſind ſchlank, ſehr fein von Gliedern und äußerſt leicht. Die Pferde aus Yemen aber ſind im Lande einheimiſch, ſehr groß und außerordentlich ſtark; ſie haben einen faſt viereckigen Kopf

und

und Kreuz, und einen ſehr dicken Hals. Ihre Stärke erſetzt ihnen aber im Laufen was ihnen an Leichtigkeit abgeht.

Wenn jenes Manöver vorüber iſt, ſo bricht der Gouverneur eine Lanze mit einem der vornehmſten Offiziere, und dann folgen ſie alle einzeln ſeinem Beiſpiel. Sie fodern einander heraus, und verfolgen einander; dieſe Uebung erfodert viel Geſchicklichkeit und Gewandtheit. Der herausfodernde Reuter ſetzt ſich in den ſtärkſten Galopp und jagt bis an das Ziel, d. h. bis an das Ende des Platzes; der herausgefoderte folgt ihm, und verſetzt ihm einen Schlag mit der Gerte; die Geſchicklichkeit des Fliehenden beſteht darin, daß er den Schlag mit einer ähnlichen Gerte, die er in der Hand führt, abwendet. Da jeder Reuter einen oder zwei Knappen zur Seite hat, ſo giebt er ihnen ſeine Lanze, und bekömmt von ihnen dagegen einen ungefähr fünf Fuß langen Stock, der die Stelle von einer Art von Wurfſpießen vertritt, die ſie gegen den Feind werfen. Wenn der Fliehende dem Wurf ausweicht, und der Stock ſeines Gegners, ohne ihn zu berühren, zur Erde fällt, ſo hat er den Sieg davon getragen; allein die höchſte Geſchicklichkeit in dieſer Fechtübung beſteht darin, daß ſein Gegner ihm entweder mit der Lanze den Turban vom Kopfe ſtößt, oder ihm den Stock ſo ſenkrecht auf den Rücken wirft, daß er zurückſpringt, und er im Stande iſt,

ihn

Digitized by Google

ihn wieder aufzufangen. Dies iſt aber um ſo ſchwerer, weil die Rennbahn nur ſehr kurz iſt, und, da die Pferde in vollem Galopp davon jagen, das ganze Gefecht kaum eine Minute dauert; es wird daher eine außerordentliche Geſchwindigkeit und Raſchheit dazu erfodert.

Die Araber bedienen ſich eines Zaumes und Gebiſſes, die ungefähr den unſrigen gleich kommen. Sie haben eine äußerſt harte Hand, und daher ſind die untern Kinnladen ihrer Pferde gewöhnlich zerbrochen. Sie reiten auf Sätteln, aber der Sattelbaum iſt weit höher als an den unſrigen; auch legen ſie ſo viele Kiſſen und Decken zwiſchen den Sattel und das Pferd, daß der Reuter wenigſtens einen halben Schuh höher ſitzt, als er eigentlich ſollte, und daß er mit den Ferſen kaum die Seiten des Thiers berühren und in dieſer Lage nur unvollkommen die Hülfen anwenden kann. Das Knie iſt ihnen zum Feſtſitzen unnütz. Die Sättel haben vorn und hinten große Pauſchen und Erhöhungen, ſo daß der Reuter wie in einem Kahn ſitzt, und durch nichts herausgeworfen werden kann. Sie haben Decken oder Schabracken, wie die unſrigen, worunter man viele äußerſt prächtige, und reich mit Gold auf rothem, grünem, oder blauem Grund geſtickte ſieht. Sie führen auch Steigbügel, tragen aber keine Sporen; ihre Steigbügel ſind von den unſrigen ſehr verſchieden, denn es ſind große Schuhe von Kupfer, in die ſie ihre Füße hinein ſtecken. Da

aber

Digitized by Google

aber dieſe Schuhe größer ſind als die Füße, ſo ragen ſie über die Ferſen hervor, und dieſer hervorragende Theil des Schuhes oder des Steigbügels dient ihnen zum Anſpornen des Pferdes. Einen Stoß mit der Fläche deſſelben fühlt das Thier nur ſehr wenig; allein einen Stoß mit dem Winkel des Schuhes bringt es ſogleich zum Gehorſam, und muß ihm außerordentlich ſchmerzhaft ſein, weil ſie gewöhnlich verſtählt, und ſo ſcharf ſind, daß ſie ihm den Bauch aufſchneiden können. Die Pferde werden nicht, wie bei uns, beſchlagen; das Horn an den Hufen wird ſo hart, daß es ſich nie abnutzt; es iſt ein ſeltner Fall, daß man genöthigt iſt, den Huf auszuwirken.

Die Equipage eines Kavaleriſten beſteht in ſeinem Pferd, zwei Knappen, einer Lanze von zwanzig Fuß Länge, die ſehr dünn und elaſtiſch iſt und nicht geworfen wird; in zwei Wurfſpießen, die ungefähr fünf oder ſechs Fuß lang ſind, und geworfen werden; in einem Paar Piſtolen, einem Säbel, und einem Schilde. Die zwei letzten Stücke trägt der Reuter nicht ſelbſt, ſondern ſie werden an den Sattel befeſtigt. Ihre Lieblingswaffe iſt der Wurfſpieß. Alles dies ſchafft ihnen der Imam an, denn in dem ganzen Königreiche darf niemand Pferde eigenthümlich beſitzen. Der König allein kann über dieſe nach Gefallen ſchalten; er giebt ſie nur denen, die er einer ſolchen Gunſt werth hält, und nimmt ſie ihnen auch wieder, wie es ihm beliebt. Alle

Araber

Digitized by Google

Araber von vornehmer Geburt dienen in der Kavalerie, und erhalten Pferde, die ſie auf ihre Koſten unterhalten und ſie reiten, wenn es ihnen gefällt. Auch die Zollbeamten ſind bei dieſem Korps angeſtellt, das dem Adel in Europa in Rückſicht auf Auszeichnung und Anſehn ungefehr gleich kömmt. Die Kavaleriſten ſtehn in großem Anſehn; ſie haben keine Uniform, und jeder kleidet ſich nach ſeinem Gefallen; dies giebt ihnen aber eine ſo auffallende Ungleichheit, die einem jeden, der an die Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit der Europäiſchen Truppen gewöhnt iſt, höchſt lächerlich vorkommen muß. Sie reiten mit ihren weiten Röcken und großen Pantalons, ſo daß ſie wie Richter ausſehn. Es hat nichts in der Welt ein weniger militäriſches Anſehn, und bei ihrem Anblick kann man ſich nicht vorſtellen, daß eine ſolche ganze Eſkadron, ungeachtet ihrer vortrefflichen Pferde, gegen zehn Küraſſiere Stand halten könnte. Eben ſo iſt es auch in Rückſicht auf einzelne Gefechte keinem Zweifel unterworfen, daß keiner von dieſen Kavaleriſten, aus Mangel an Gewandtheit und Talent, es mit keinem von unſern Huſaren aufnehmen könnten. Ich will damit nicht ſagen, daß manche von ihnen nicht viele Geſchicklichkeit beſitzen, ein Pferd zu führen; dieſe Thiere ſind aber meiſtens ſehr gelenkſam. Ein junger Sajid, mein Nachbar, und ein Bruder von dem, den ich im Gefängniß an Ketten fand, gab mir eines Tages eine Probe von dem,

was er in der Reitkunſt zu leiſten im Stande war. Er ſteckte nemlich ſeine große Lanze in die Erde, und jagte, ohne daß er die Hand von derſelben wegzog, in kurzem Galopp im Kreiſe um dieſelbe herum, und zwar auf beiden Schultern des Pferdes, ſo daß er beim Wechſeln unter ſeinem rechten Arm hindurch ritt, und die Lanze mit der andern Hand faßte, ohne auch nur einen Augenblick aus dem Galopp zu kommen, und ohne die Lanze fahren zu laſſen.

Die Soldaten zur Infanterie werden aus dem Volk genommen; nichts iſt ſo elend als dieſe Truppe, die nicht den geringſten Begriff von militäriſchen Manövers hat, in der größten Unterordnung marſchirt, und ſich mit vieler Mühe drei Mann hoch in Ordnung ſtellt. Die Kleidung dieſer Soldaten beſteht in einem Hemde von Leinwand und einem Ueberzug von grobem braunem Tuche. Ihr Anführer iſt mit einer Axt bewaffnet, und die Soldaten mit Flinten, die mit Lunten losgeſchoſſen werden, und von der älteſten Erfindung ſind. Die Lunte wird in der rechten Hand getragen, wenn aber der Soldat feuern will, ſo muß er ſie mit der linken Hand an die Zündpfanne bringen, ſo daß er durchaus nicht im Stande iſt zu zielen, und ſich gewöhnlich bei jedem Schuß die Hand oder den Bart verbrennt. Ihr Sold reicht kaum zu ihrem Unterhalt hin, und wird ihnen äußerſt unordentlich bezahlt. Wenn ein reicher Mann dem Fürſten die geringſte Urſache giebt, unzufrieden mit ihm zu ſein, ſo weiſt

ihn

Digitized by Google

ihn dieſer der Infanterie für eine gewiſſe Summe an, die ihr auf den rückſtändigen Sold angerechnet oder für die Zukunft abgezogen wird. Die Soldaten haben dieſe Art von Bezahlung ſehr gern, denn ſie verlieren nie etwas dabei; ſie warten nicht einen Augenblick, verſchaffen ſich ſogleich ihr Recht mit Gewalt, und laſſen ſich eher zu viel als zu wenig bezahlen.

Dieſer Soldatenhaufen weiß nichts von Diſziplin, und beſteht aus der Volksklaſſe in den Städten, aus Bergbewohnern, und aus einigen Beduinen und Arabern aus der Wüſte, die ſich darunter anwerben laſſen, wenn ſie bei ſich ihren Unterhalt nicht verdienen können. Ihre Farbe iſt ſchwarz, und ihre Haare ſind bald glatt und lang, bald kurz und kraus, je nachdem ſie von Arabiſchem oder Abyſſiniſchem Urſprunge ſind; gemeiniglich ſind ſie lang. Die Vornehmern hingegen ſind faſt ganz weiß oder haben doch nur einen geringen Anſtrich von Kupferfarbe; ich habe viele Sajiden geſehn, die weißer waren als die von Europäiſchen Eltern herſtammenden Einwohner unſrer Kolonien. Alle Kinder, die ſie mit ihren Abyſſiniſchen Sklavinnen erzeugen, tragen unverkennbare Spuren ihres Afrikaniſchen Urſprungs an ſich; diejenigen hingegen, die ihnen von Weibern ihrer eigenen Nazion geboren werden, bekommen einen hohen Grad von Schönheit, und haben alle Kennzeichen einer Aſiatiſchen Herkunft. Ihre Harems ſind mit Abyſſini-

ſchen Mädchen angefüllt, die ihnen manchmal in ganzen Schiffsladungen zugeführt werden. Ich habe unter dieſen äußerſt reizende Mädchen gefunden; ihre Farbe iſt zwar ſehr ſchwarz, aber ihr Wuchs und die Form ihres Körpers iſt im höchſten Grade anziehend und verführeriſch, und ihre Bewegungen haben einen Ausdruck von Grazie, der durch nichts übertroffen wird. Eine von dieſen Sklavinnen fiel mir eines Tages, da ſie eben aus ihrem Schiff ſtieg, ſo ſehr auf, daß ich dem Kaufmann antrug, ſie zu kaufen; dieſer hob ein altes Stück blaues Tuch in die Höhe, daß ihr zum Schleier diente, und ich ſah nun ein Mädchen, daß man, die Farbe abgerechnet, eine vollendete Schönheit nennen konnte. Ich fragte nach dem Preis, den er für ſie verlangte; allein der Kaufmann hatte unterdeſſen gemerkt, daß es ein Chriſt ſei, der ſie kaufen wollte, und gab mir zur Antwort, er habe geglaubt, daß der Baniane für einen Muſelman handelte, und weigerte ſich, weiter mit mir ſich einzulaſſen.

Außer Frauenzimmer ſchicken ihnen die Abyſſinier noch Vieh zu: unter andern Afrikaniſche Hämmel mit flachen, dicken Schwänzen und langer Wolle, die denen, welche man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung findet, vollkommen ähnlich ſind.

Es kommen ſehr viele Beduinen nach Mokha, um mancherlei Bedürfniſſe daſelbſt einzukaufen. Dies ſind Araber von Nomadiſchen Stämmen, die

in den Gebirgen herumirren. Ihre Kleidung und ihr ganzes Anſehn nehmen nicht für ſie ein; gewöhnlich ſind ſie zänkiſch, grob, und im Stande, für ein einziges Wort einem den Dolch ins Herz zu ſtoßen, und ſie ſind um deſto gefährlicher, weil ſie ſich nicht ſchämen, zu Hunderten über einen Einzigen herzufallen. Sie haben ihren Aufenthalt gewöhnlich vor dem heiligen Thore, wo ihre Kameele ſo verwirrt durcheinander ſtehn, daß man nicht durchkommen kann. Sie ſind ſchwarz, groß und wohlgeſtaltet, und haben lange Haare, aber ihr Anſehn iſt wild, und weil ſie jederzeit zu Zank und Streit fertig ſind, ſo gehen ſie immer bis an die Zähne bewaffnet. Ich ließ einige von ihnen zu mir bringen, um Bekanntſchaft mit ihnen zu machen, und traktirte ſie mit allem möglichen, um ihre Freundſchaft zu gewinnen; denn ich hatte den Plan, eine Reiſe nach Moza zu machen, einer kleinen Stadt, die vier Meilen von Mokha im Gebirge liegt. Da ich allein und ohne Gefolge dahin reiten wollte, auch überhaupt gern jeden Tag einige Stunden außerhalb der Stadt ſpazieren geritten wäre, ſo ſah ich mich der Gefahr ausgeſetzt, früher oder ſpäter einmal eine ſtarke Anzahl von dieſen Leuten auf meinem Wege anzutreffen. Beinah alle wollten von dem, was ich ihnen vorgeſetzt hatte, nichts annehmen, und einige langten zwar zu, legten aber demungeachtet ihre Wildheit nicht ab. Nur ein einziger von ihnen wagte es, das Geſetz zu übertre-

ten und Brantwein zu trinken; er verſicherte mich hernach, daß mir ſein ganzer Stamm durchaus nichts zu leid thun würde, und er hat Wort gehalten. Ich bin in der Folge mitten unter ihnen umhergegangen, und habe mich aufgehalten, um ihre Kameele zu betrachten, und es hat nie einer weder Vergnügen noch Verdruß über mich geäußert.

Mokha iſt ſchlecht gebaut; die Straßen ſind zwar für jenes Land ſehr gut angelegt, ein Europäer findet ſie aber häßlich. Die Häuſer ſind hoch, und um den Straßen Schatten zu verſchaffen, hat man ſie ſehr eng und ſchmal machen müſſen. Dieſe Bauart ſcheint die Zirkulation der Luft zu verhindern; ſie benimmt aber den Straßen nichts von ihrer Kühlung, auch beſprengt man ſie während der Hitze oft mit Waſſer. Man findet in ganz Mokha keine einzige Straße, durch die ein Karren fahren könnte, und in manchen haben die beladenen Kameele kaum Platz, um durchzukommen.

Mitten in der Stadt iſt der Bazar, wovon die eine Hälfte bedeckt iſt und durch Oeffnungen erhellt wird, die hin und wieder im Dache angebracht ſind. Es iſt ein wahres Labyrinth, in dem ich mich wohl zwanzigmal verirrt habe. Er dient zum Marktplatz für trockne Waaren, als Leinwand, ſeidne Zeuge, Glaswaaren, Fayence u. dgl. Neben demſelben iſt die Straße, die nach dem heiligen Thore führt, in welcher der Markt für Getreide, trockne Früchte, Oel, Fett u. dgl. gehalten wird. Der Geruch, der hier herrſcht,

herrſcht, iſt abſcheulich. Die Araber machen einen ſtarken Gebrauch von Asa foetida, oder Teufelsdreck, und der Markt war immer damit angefüllt; der Geſtank, den es verbreitete, verbunden mit dem widerlichen Geruch des Oels, war mir ganz unerträglich, und wenn meine Geſchäfte mich ſchlechterdings nöthigten, über dieſen Marktplatz zu gehn, ſo lief ich ſo ſchnell ich konnte, um nur geſchwind aus dieſer ſtinkenden Atmoſphäre herauszukommen; allein ich behielt den Geruch von dieſer abſcheulichen Asa foetida ſo lange in der Naſe, bis ich zu Hauſe meine Kleider mit Weihrauch durchgeräuchert hatte. Noch jetzt, da ich dies ſchreibe, zwingt mich beinahe die Rückerinnerung an dieſen Geruch, meine Zuflucht aufs neue zum Weihrauch zu nehmen.

Die Bevölkerung von Mokha iſt beträchtlich; ich ſchätze ſie auf 18000 Seelen, ohne das Lager der Juden mitzurechnen, das ſeitwärts an die Stadt ſtößt. Die Häuſer ſind alle von Backſteinen erbaut, und haben ſehr kleine Oeffnungen, außer der großen Jalouſie, die vor jedem Stockwerke befindlich iſt. Dies iſt ein förmlicher, von allen Seiten verſchloſſener Altan, in dem nur zwiſchen den Gattern hindurch kleine Zwiſchenräume gelaſſen werden. Von fern ſehen dieſe Altane vollkommen den Spaniſchen Jalouſien ähnlich, und wenn man zum erſtenmal nach Mokha kömmt, glaubt man in einer Stadt in Spanien zu ſein.

Die Häuſer haben alle ein plattes Dach, und der obere Rand der Mauer iſt gezackt; man baut auf dieſelben eine kleine Hütte, die Pandal genannt wird, oben offen iſt, und nur wegen des Thaues, der hier, wie in allen Ländern, wo es ſelten regnet, ſehr häufig fällt, mit Matten bedeckt iſt. In dieſen Hütten bringt man die Abendzeit, und oft die Nacht zu. Ich ſelbſt habe nie an einem andern Ort ſchlafen können, nicht nur wegen der übergroßen Hitze, ſondern auch wegen der Katzen. Dieſe Stadt iſt der Sitz dieſer Thiere, die hier im höchſten Grade gefräßig und diebiſch ſind. Da man die Nacht hindurch die Fenſter offen laſſen muß, um die Luft in den Zimmern abzukühlen, ſo ſteht den Katzen der Weg offen, ſich hineinzuſchleichen, und überall herum zu ſtören; ſie balgen ſich, miauen, und machen einen ſolchen Lärm, daß man kein Auge zuthun kann, und anſtatt davon zu laufen, wenn man ſie verjagen will, ſetzen ſie ſich nicht ſelten zur Wehre. Ich tödtete ſelbſt, oder ließ regelmäßig in vier und zwanzig Stunden ein halbes Dutzend davon todt ſchlagen; aber ſie waren wie die Lernäiſche Hyder, je mehr ich ihrer vertilgte, je mehr kamen ihrer wieder zum Vorſchein. Ich mußte ihnen endlich das Feld räumen, und oben auf dem Hauſe ſchlafen, wo ſie mich in Ruhe ließen.

Die Wohnungen der Araber ſind bei weitem nicht ſo bequem eingerichtet als die unſrigen, und die unentbehrlichſten Hausgeräthe ſind äußerſt ungeſchickt

geſchickt gemacht. Beſonders ſind ihre Schlöſſer wahre Meiſterſtücke der Unwiſſenheit; Kaſten, Federn, Riegel, Schlüſſel, kurz alles iſt daran von Holz, und das Ganze wiegt wenigſtens zwanzig Pfund, und ſo entſprechen ſie doch nicht einmal dem Zweck, zu dem ſie beſtimmt ſind, denn man kann ſie alle ohne Mühe mit jedem andern beliebigen Schlüſſel öffnen, und oft kann man ſie gerade mit dem dazu gehörigen am allerwenigſten aufmachen. Die Eintheilung der Häuſer iſt faſt überall dieſelbe. Die Treppe führt zu einem großen, für das ganze Stockwerk gemeinſchaftlichen Vorzimmer, und um daſſelbe herum liegen alle Zimmer nebeneinander, welche weder gedielt noch geplattet ſind. Die ſehr dünnen Balken ſind von Palmenholz, werden mit ein wenig Stroh bedeckt, und dann mit Kalk bekleidet; dies iſt aber von geringer Dauer und niemals eben, und es iſt daher ein ſeltner Fall, daß die vier Füße eines Tiſches feſt aufſtehen. Der Saal, worin man Beſuche empfängt, iſt mit einer Strohdecke belegt; rings um dieſelbe herum liegen Matratzen, und auf derſelben eine Menge Kiſſen übereinander, damit man ſich nach Gefallen ſetzen oder legen kann, und wenn man ſich beſonders ſehen laſſen will, ſo werden vor den Matratzen Perſiſche Teppiche auf den Boden gebreitet. In der Höhe, rings um das Zimmer herum, läuft ein hölzernes Schaft, oder auch wohl mehrere über einander, auf welche ſo viel Porzelän gelegt wird, als man nur im Stande iſt

zu bekommen; denn hierin beſteht eigentlich der Luxus des Landes. Man weiß nichts von Spiegeln, noch koſtbaren Möbeln; Porzelän iſt das non plus ultra aller denkbaren Pracht. Mitten im Zimmer ſteht in Form eines Amphitheaters eine Art von Garten, mit einem Hukka, worin ringsherum mehrere Röhren zum Gebrauch der Geſellſchaft angebracht ſind. Dieſer Hukka iſt mit Blumentöpfen umringt, beſonders mit Baſilikum, welches ſehr beliebt iſt.

Der höchſte Genuß für einen Araber beſteht darin, daß er in einem Zugwind, auf einem Haufen Kiſſen gelagert, den Geruch der neben ihm angezündeten Rauchwerke einathmen und ſeinen Hukka rauchen kann, wobei er an nichts denkt, dem Verdauungswerke ſorglos obliegt, und ſich dem angenehmen Gedanken überläßt, daß er den andern Tag von vorn anfangen, und ſich derſelben Unthätigkeit aufs neue überlaſſen will.

Das erſte Stockwerk des Hauſes haben gewöhnlich die Weiber inne; man bekömmt ſie aber äußerſt ſelten zu Geſicht, und ſelbſt ihre Jalouſien oder Altane gehen in einen kleinen Hof im Innern des Hauſes. Einer meiner Freunde, der nicht ſehr reich war, von Gebirgsbewohnern abſtammte, und folglich ſehr ſchwarz war, lud uns zu einem Beſuch ein, und wir verſprachen uns einzufinden. Er führte uns in ein ſolches Zimmer, wie ich oben beſchrieben habe. Ich war ſehr neugierig, ſeinen Harem zu ſehn,

bat

bat ihn aber vergebens darum; er wollte es durchaus nicht zugeben, daß wir hineingiengen. Zuletzt ſchützte er das Verbot ſeiner Religion vor, um uns los zu werden; als ich aber immer fortfuhr, in ihn zu dringen, ſo gab er ſo weit nach, daß er ſeine Frauen wolle kommen laſſen, um Sorbet mit uns zu trinken. Es kamen nunmehr drei zum Vorſchein, die verſchleiert waren, und wovon eine ſeine Schweſter war. Wir hatten Portugieſiſch zuſammen geſprochen, und waren äußerſt luſtig geweſen; ſobald aber die Frauenzimmer hereintraten, foderte er uns auf, ernſthafter zu ſein. Es wurde Sorbet herumgereicht, und ich erwartete, daß ſie ſich entſchleiern würden; aber ich irrte mich ſehr, ſie nahmen ihre Taſſen ganz gelaſſen an, nnd tranken unter dem Schleier. Ihre ganz ſchwarzen Hände flößten mir keine große Begierde ein, ihr Geſicht zu ſehn; als ein guter Franzoſe glaubte ich aber, daß es die Höflichkeit erfoderte, ihnen den Wunſch zu äußern, daß wir ſie ſehen und bewundern möchten. Unſer Freund wollte aber nur in Rückſicht auf ſeine Schweſter nachgeben, und empfahl uns ſehr dringend die größte Vorſicht und Beſcheidenheit, was wir ihm auch verſprachen. Hierauf befahl er ihr, den Schleier fallen zu laſſen; ſie ſchien zu zaudern, und nur ein wiederholter Befehl brachte ſie zum Gehorſam, und wir ſahen nun ein ziemlich hübſches Negergeſicht, ſehr ſchöne Augen, einen fetten Hals und Nacken, und eine ſehr feine Haut. Sie ſchien viel leiden zu

müſſen,

müſſen, daß ſie ſich vor zwei Chriſten in dieſem Aufzuge mußte ſehn laſſen, und war in einer nicht zu beſchreibenden Verlegenheit. Sie ſchlug die Augen nieder, und wagte es nicht, einen von uns anzuſehn; kurz man ſah ihr deutlich an, daß es ihr äuſſerſt peinlich war. Ihr Bruder beobachtete alle ihre Bewegungen mit der größten Aufmerkſamkeit. Als er aber während deſſen in mich drang, eine Taſſe Sorbet zu trinken, ſo ſagte ich ihm, daß ich ſie annehmen wollte, wenn ſeine Schweſter mir ſie überreichen würde. Vermuthlich mißfiel ihm dieſer Vorſchlag, denn er gab ihr ein Zeichen, worauf ſie ſogleich ihren Schleier wieder vornahm, und alle drei verſchwanden ſo ſchnell wie der Bliß. Seitdem wollte er ſie nie wieder in meiner Gegenwart erſcheinen laſſen. Dies verdroß mich, und ich gab mir nun Mühe, ſie ohne ſein Wiſſen zu ſehn. Er erfuhr es und machte mir Vorwürfe darüber, und ich fühlte, daß ich mich nicht nur der größten Gefahr ausſeßte, ſondern auch für ſeine mir erwieſene Freundſchaft höchſt undankbar gegen ihn handelte. Ich ſchämte mich vor mir ſelbſt, und gab alle weitere Bemühungen auf, die gegen meine Ehre lieſſen, und die ich in einem Augenblick von Vergeſſenheit meiner ſelbſt zu weit getrieben hatte.

Die Tracht der Araber iſt ſehr bekannt, und doch ſieht man täglich auf unſern Theatern den Türkiſchen Turban mit dem ihrigen verwechſeln. Der leßtere hat hinten einen oder zwei herabhangende Zipfel,

Wittich fe: 180.

Ein Araber aus Yemen.
in Staatskleidung.

Digitized by Google

Zipfel, ungefähr wie unſre Biſchofsmützen, und hiedurch unterſcheiden ſie ſich weſentlich von den Turbanen der Türken, und dieſe beiden Zipfel ſind nichts als die beiden Enden des Zeuges, woraus der Turban beſteht. Ihr Oberkleid gleicht den Kutten der Benediktiner, und iſt am Leib und an den Ermeln auch eben ſo weit. Unter dieſem Oberkleide tragen ſie eine ſeidene Kaſake, oder ebenfalls eine Art Oberkleid mit weiten Ermeln, und unter dieſem einen feſt anliegenden Leibrock von Leinwand, oder einem andern leichten Zeuge. Endlich tragen ſie unter allem dieſen ein Stück Leinwand oder Muſſelin, oder einen andern ähnlichen Zeug, womit ſie die Beine ſo umwickeln, daß es ihnen die Stelle von Hoſen vertritt, d. h. daß die Schenkel bis an die Knie bedeckt ſind. Wenn ſie aber zu Pferde ſteigen, ſo ſchiebt es ſich hinauf, und dann müſſen ſie ihre Blöße mit ihrem Oberkleid zu bedecken ſuchen. Ihr Gürtel iſt oft außerordentlich weit; denn weil ſie keine Taſchen haben, ſo müſſen ſie alles, was ſie bei ſich tragen, rings um die Hüften ſtecken. Sie ſind beſtändig mit einem Dolche bewaffnet; dieſe Waffe iſt aber bei ihnen ganz anders als wir in Europa ſie kennen. Die Klinge iſt gebogen, breit und flach; zwei ſcharfe Erhöhungen laufen auf der Mitte des Dolches der Länge nach hin, und ſtoßen an der Spitze zuſammen. Der Griff iſt kurz und in der Mitte gekrümmt, ſo daß das eine Ende deſſelben, das die Stelle des Knopfes vertritt, über die

Hand

Hand hervorragt, wenn ſie den Dolch faßt, wodurch ſie nicht nur verhindert wird, abzugleiten, ſondern überhaupt mehr Feſtigkeit bekömmt. Der Dolch im Ganzen hat eine gebogene Geſtalt, und ſieht ungefähr aus wie eine Parentheſe; daher iſt es kaum möglich, die Wunden, die damit gemacht werden, ſo breit ſie auch ſonſt ſind, gehörig zu ſondiren, weil ſie alle im Bogen laufen. Gewöhnlich richten die Araber den Stoß von oben nach unten, oder von der Linken zur Rechten; im erſten Fall halten ſie die Biegung des Dolches gegen unten, und im zweiten die Spitze gegen inwendig.

Dies ganze Koſtüm iſt dem Klima vollkommen angemeſſen; denn außer, daß dieſe weiten Kleider, durch welche die Luft frei durchſtreichen kann, außerordentlich kühl ſind, können ſich in denſelben auch alle Gelenke ungehindert bewegen, und kein Glied wird dadurch auf eine ſchädliche Art eingezwängt.

Da Mahomet eine beſondre Vorliebe für die grüne und rothe Farbe hatte, ſo haben ſich die Araber, die von ſeiner Familie oder auch nur von ſeinem Stamme ſind, dieſe beiden Farben ausſchließlich beigelegt. Die, welche ſich für Nachkommen von ihm halten, haben den Titel Sajiden, und genießen einer beſondern Achtung. Es waren ihrer drei zu Mokha, wovon zwei bei dem Imam in Ungnade fielen, und zwar verlor der eine ſeine Stelle als Gouverneur, der andre aber wurde in Ketten geworfen. Man ſieht hieraus, daß, ſo groß die

Achtung

Achtung iſt, in der ſie bei ihrer Nation ſtehen, ſie doch eben ſo wie alle übrigen, dem Willen ihrer Fürſten unterworfen ſind; ſie werden ſogar mit weit weniger Schonung von dieſem behandelt als andere, und wenn ſie einen Fehler begehn, weit härter beſtraft, weil ſie durch Nachläſſigkeit und Strafloſigkeit leicht zu kühn, und am Ende den Fürſten gefährlich werden könnten. Sie ſind im Beſitz eines Titels, den die damit verknüpften Vorurtheile und der Fanatismus zu einer furchtbaren Waffe machen können; ihr Beherrſcher muß ſie daher ihre Abhängigkeit fühlen laſſen, um ſie die Luſt zu benehmen, ſich des Namens Mahomet zu bedienen, um das Joch abzuſchütteln. Ihr auszeichnendes Kennzeichen iſt der grüne Turban, worauf ſie ſehr ſtolz ſind. Den rothen tragen ſie, ſo wie das Oberkleid, äußerſt ſelten. Grün iſt ihre Lieblingsfarbe, und gilt daher für die Vornehmſte; auch die oberſten Staatsbeamten dürfen ſich ihrer bedienen, jedoch nur ſo lange ſie im Dienſte ſind. Der Gouverneur von Mokha trägt einen grünen Turban und ein grünes Oberkleid; wenn er aber kein Sajid iſt, ſo muß er beide wieder ablegen, ſobald er ſeine Stelle verliert. Die Sajiden aber tragen ſie beſtändig, und behalten ſie auch nach dem Verluſt einer ſolchen Stelle immerfort *).

Die

*) Niebuhr iſt wegen des grünen Turbans nicht mit mir einerlei Meinung.

Die Pilgrime, die nach Mekka wallfahrten, ſehen die außerordentliche Achtung, die man in Arabien für dieſe Farbe hat, und bringen daher die grünen Turbane häufig mit in ihre Heimat zurück, um ſich ein Anſehn dadurch zu geben; ſie erzählen nemlich in ihrem Vaterlande, daß jeder Muſelman, der die Kaaba *) beſucht hat, das Recht erhält, dergleichen zu tragen. Daher habe ich in Indien viel Mauren geſehn, die mit einen Turban geſchmückt ſind; in Yemen würden ſie nicht das Herz gehabt haben, ihn zu tragen, und würden ihn auch nicht haben tragen dürfen.

Die Araber theilen wie wir, die Zeit in Tage und Stunden ein; allein die vier und zwanzig Stunden fangen bei ihnen um ſechs Uhr des Abends an. Wenn wir daher Uhren an ſie verkaufen, ſo ſtellen ſie den Zeiger bei Sonnenuntergang auf zwölf; da aber unſere Zahlen von den ihrigen verſchieden ſind, ſo bedienen ſie ſich des Griffes der Uhr, um die ſechste Stunde damit zu bezeichnen. Wenn alſo der Zeiger auf dieſem Punkt ſteht, ſo zählen ſie ſechs anſtatt zwölf. Die Eintheilung des Jahres geſchieht bei ihnen nach Monden; ſie ſorgen aber mit großer Genauigkeit dafür, daß es bekannt gemacht wird, wenn Neumond iſt. An dieſem Tage iſt ein Preis darauf geſetzt, wer den Mond zuerſt erblickt; ſo bald man ihn ſieht, wird von einer Batterie eine Kanone abge-

*) Vornehmſte Moſchee in Mekka.

Digitized by Google

abgeſeuert, und dann überläßt ſich alles der Freude. Zuerſt wird das Gebet verrichtet, und dann fangen die Ergötzlichkeiten in den Familien an, kurz es iſt ein Feſttag.

Fünfhundert Schritte ſüdwärts von Mokha haben die Juden ein Lager, wo ſie in Strohhütten wohnen. Es iſt ihnen verboten, in der Stadt zu wohnen; aber in ihrem Lager haben ſie vollkommne Freiheit, und hier geht es öfters ſehr geräuſchvoll zu; denn weil bei den Mahomedanern keine ſtarken Getränke geduldet werden, ſo können die Matroſen nur in dem Lager der Juden dergleichen zu trinken bekommen, wo ſie einen ſchlechten Reisbrantwein ſehr theuer bezahlen müſſen. Die Juden ſind ziemlich zahlreich, und ihre Anzahl erſtreckt ſich wenigſtens auf zwölf- bis funſzehnhundert. Ich habe keinen einzigen geſehn, der nicht durchaus ſchwarz geweſen wäre; ſie haben lange Haare und gleichen genau den Indiſchen Parias.

Wenn unſre Europäiſchen Judenfamilien, wenn beſonders manche Frauenzimmer aus denſelben, die wegen ihrer Schönheit berühmt ſind, einerlei Urſprung mit den Juden von Mokha haben; wenn ſie dem Vorurtheil treu, das ihnen alle Vermiſchung mit Perſonen aus irgend einer andern Religion unterſagt, von beiden Seiten eine direkte, von aller fremden Beimiſchung reine Jüdiſche Abſtammung haben; wodurch ſoll man ſich dann ihre außerordentliche Verſchiedenheit erklären, wenn man ſie nicht

allein dem Klima zur Laſt legen will? Die ſchwarze Farbe wäre alſo keine Eigenthümlichkeit der Raſſe, ſondern nur eine von der Sonne hervorgebrachte Modifikation; allein ich bin weit davon entfernt, zum Beweiſe dieſes Syſtems ein ſolches Faktum, wie die Verſchiedenheit ihrer Farbe, anzuführen. Ich bin überzeugt, daß die erſten ſich mit Europäiſchem Blute vermiſcht haben müſſen, und daß es vielleicht nicht einen einzigen unter ihnen giebt, der eine fünfhundertjährige, ganz unvermiſchte jüdiſche Abkunft beweiſen könnte. Doch dem ſei wie ihm wolle; die Juden in Mokha ſind arm, unterdrückt, häßlich und ſchmutzig. Manch hübſches Judenmädchen zu Amſterdam und Hamburg würde ſich durch eine Vergleichung mit der reizendſten Schönheit ihrer Nazion zu Mokha ſehr beleidigt finden!

Außer den Juden dulden die Muſelmanen ſogar ſelbſt noch in der Stadt eine andre Kaſte neben ſich, nehmlich die Banianen. Dies iſt unter allen Religionen, Sekten, Geſellſchaften, Kaſten, oder wie man ſie ſonſt nennen mag, ohne Widerrede diejenige, die der Menſchheit am meiſten Ehre macht. Keine übt ſo ſehr wie ſie, alle geſellſchaftliche Tugenden aus. Es iſt bekanntlich einer ihrer Hauptlehrſätze, alles zu lieben, was athmet, allen leidenden Geſchöpfen beizuſtehn, Abſcheu vor allem Blutvergießen zu haben, und nichts zu genießen was Leben gehabt hat. Dieſe Vorſchriften erfüllen ſie mit der möglichſten Strenge. Durch nichts in der Welt wären ſie dahin zu bringen, daß ſie etwas

anders

anders äßen als Milch, Käſe, Reis und Gemüſe; der Thiere nehmen ſie ſich mit einer außerordentlichen Sorgfalt an. Mokha wimmelt von einer Menge Hunde, die keinen Herrn haben; ſie halten ſich heerdenweiſe in einem eignen Bezirke ſüdwärts von der Stadt auf, wo ſie drei Viertheile des Tages in kleinen ſelbſt gegrabenen Höhlen oder Löchern mit Schlafen zubringen. Es läßt ſich nichts Häßlichers, nichts Ekelhafteres denken, als dieſe Thiere. Viele von ihnen werden äußerſt alt; alle ſind krätzig, räudig, biſſig und beſtändig hungrig; ſobald jemand ihrem Bezirke nahe kömmt, bellen und heulen ſie auf eine unausſtehliche Art. Jederman verabſcheut ſie; es darf keiner in die Stadt, ſondern ſie müſſen in ihrem Bezirk bleiben, und ſind ſo fruchtbar, daß ihre Anzahl nie abnimmt. Dieſer Hunde nehmen ſich die Banianen mit außerordentlicher Sorgfalt an; ſie backen kleine Brodte für ſie, und bringen ſie ihnen zu jeder Stunde des Tages hinaus. Man trifft beſtändig einige Banianen bei ihnen an, die ein kupfernes Gefäß voll Waſſer tragen, und ein Brod in der Hand haben, um ihn zu füttern. Auch werden ſie von dieſen Thieren gekannt, und, ſobald ſich einer von ihnen nähert, ſo iſt ſogleich ein Heer von Hunden um ihn herum; die gierigſten erwiſchen einige Stücken Brod, andre bekommen ein wenig Waſſer, und die, welche nichts erhalten haben, warten auf einen andern Banianen, der nie lange ausbleibt, und dieſelbe Zeremonie fängt von vorn wie-

der an. Die Tracht der Banianen beſteht in einer Pagne, oder einem weißen Oberkleide und einem roſenfarbenen Turban; alle Thiere kennen ſie, ſo daß ihnen die Tauben oft beſchwerlich fallen; kein Vogel fliegt vor ihnen weg. Ich habe ſie nie einen mit der Hand greifen ſehn; aber oft war ich Zeuge, daß ſie ihnen Freſſen hinwarfen, und daß die Vögel ſich ihnen auf einen Schritt näherten, und ihr Futter gleichſam von ihnen foderten. Ich habe geſehn, daß ſie Reis dicht vor ſich hinſtreuten, und daß die Vögel herbeiflogen und ihn wie zahme Hühner vor ihren Füßen wegfraßen. Mit einem Worte, die allerſchüchternſten Thiere überlaſſen ſich ihnen ohne alle Furcht, und es wäre ein vortreffliches Mittel, eine gute Jagd zu haben, wenn man ſich das Kleid eines Banianen anzöge, wenn es möglich wäre, das das Vertrauen, welches die Sanftheit ihrer Sitten ihnen erworben hat, ſo ſehr zu mißbrauchen.

Ihr Abſcheu gegen alles Todte überſteigt alle Beſchreibung. Einer von ihnen, Namens Ramdſchi, kam oft während ich bei Tiſche ſaß, zu mir, um mir von den Geſchäften, die er für mich gemacht hatte, Rechenſchaft abzulegen. Eines Tages warf ihm einer von den jungen Leuten, die ich bei mir hatte, ein gebackenes Fiſchchen auf die Hand. Der arme Teufel ſprang auf, ſchrie, und lief ſchnell fort, um ſich zu waſchen. — Die Fliegen ſind in allen heißen Ländern außerordentlich durſtig, und es lagen daher in allen Gläſern und Schüſſeln immer einige

davon,

davon, die ertrunken waren. Ramdſchi hätte ſich gern einen ganzen Tag damit abgeben können, auch nur eine davon wieder ins Leben zurück zu rufen. Endlich fiel es einem von uns ein, eine ſolche ertrunkene Fliege ins Salz zu legen, um ihm zu zeigen, wie er ſie mit leichter Mühe wieder könnte aufleben machen; dieſe Entdeckung machte ihm eine unglaubliche Freude, und er kam in der Folge nie mehr zu mir, ohne etwas Salz mitzubringen, und damit ſo viele Fliegen als möglich wieder ins Leben zurück zu rufen. Dieſe kleinen unbedeutenden Züge können dazu beitragen, die Gutmüthigkeit und Sanftmuth ihrer Sitten kennen zu lernen. Ihr Karakter iſt offen, und ein Baniane würde um keinen Preis eine Lüge ſagen. Der Handel der Europäer liegt ganz in ihren Händen, denn ſie allein verſtehen es, mit den Arabern Geſchäfte zu treiben; hievon haben ſie zwar ihren Gewinnſt, aber doch nicht auf eine übertriebene Art, denn ſie ſind von der äußerſten Gewiſſenhaftigkeit und Rechtſchaffenheit. Der Engliſche Mäkler iſt ſehr reich, die Franzöſiſchen hingegen ſind es weniger. Das Gouvernement hat ihnen viel Schaden gethan. Ihr Handelshaus hatte die Firma: **Kurdſchi und Ramdſchi**: der Erſtere hatte der Franzöſiſchen Kompagnie und den Franzoſen überhaupt ausgezeichnete Dienſte geleiſtet, und der König hatte ihm, als einen Beweis von Erkenntlichkeit, eine ungefehr zwölf Loth ſchwere goldne Medaille zugeſchickt. Auf der einen Seite

Digitized by Google

derſelben ſah man das Bruſtbild des Königs und auf der andern eine Sonne, die über ein fernes Land aufgeht; auf der erſtern Seite ſtand die Umſchrift: **Ludwig XVI König von Frankreich und Navarra;** auf der andern: **das Oberhaupt der Franzöſiſchen Mäkler in Yemen;** und in der Exerge ſtanden die Worte: **Bis an die entfernteſten Grenzen der Erde verbreite ich meine Wohlthaten.** Dieſe Medaille hieng an einer goldnen Kette, und jedesmal, daß Kurdſchi in großem Staat war, trug er ſie wie einen Orden um ſeinen Hals.

Die Muſelmanen haben eine gewiſſe Zeit von feierlichen Gebräuchen und Kaſteiungen, die ungefehr unſern Faſten ähnlich iſt; ſie dauert den ganzen Monat **Ramadan** hindurch. Während dieſer Zeit dürfen ſie vor Untergang der Sonne nicht eſſen. Bei dieſem Geſetz liegt offenbar ein Geiſt der Enthaltſamkeit zum Grunde; allein ſie wiſſen ihm auszuweichen, ohne es zu übertreten, das heißt, ſie erfüllen es dem Buchſtaben nach, vernachläſſigen aber den Geiſt deſſelben; ſie ſchlafen nehmlich den ganzen Tag hindurch und bringen die Nacht mit Luſtbarkeiten zu. Während des ganzen Ramadan ſieht man am Tage keinen Menſchen auf der Straße, aber ſobald die Sonne untergegangen iſt, fängt der Lärm an. Sie laufen alsdann ſingend durch die Straßen; alles iſt erleuchtet, ſie verſammeln ſich in zahlreichen Truppen, und die ganze Stadt

gleicht

Digitized by Google

Kurdſchi, Banian,
Oberhaupt der franzöſiſchen Mäkler zu Mon
mit der Medaille Ludwigs XVI geziert.

Digitized by Google

Digitized by Google

gleicht einem großen Jahrmarkte. Ich mußte, um einige Ruhe zu genießen, die ganze Zeit über am Bord meines Schiffes zubringen, denn in den erſten Tagen des Ramadan konnte ich von einbrechender Nacht an vor dem Lärm und dem Geſchrei dieſer Menſchen kein Auge zuthun. Zum äußerſten Unglück wohnte ich neben einem eifrigen Andächtigen, der alle vorgeſchriebenen Gebete pünktlich verrichtete, und dabei ſo furchtbar ſchrie, und mit einer ſolchen Stentors Stimme ſein Alla! Alla! brüllte, daß niemand davor ſchlafen konnte. Ich glaube, daß ſein Eifer Heuchelei zum Grunde hatte; wenigſtens iſt es gewiß, daß, wenn ich ihn anſah, er ſich gleich zur Erde warf, und ſein Geſchrei: Alla! verdoppelte, welches nichts anders als Heuchelei oder Fanatismus anzeigen kann. Den Tag hingegen konnte ich keine Geſchäfte vornehmen, da jedermann im Bette lag; ich begab mich daher an Bord, und gieng nicht eher wieder ans Land als an dem letzten Tage, um die Prozeſſion zu ſehn. Der Gouverneur reitet bei derſelben in größtem Pomp auf einem ganz geharniſchten Pferde an der Spitze der Kavalerie, und trägt die Standarte Mahomets; vor ihm her marſchirt die Infanterie, und hintennach folgen die ſämmtlichen Einwohner der Stadt. Die Prozeſſion geht von der großen Moſchee aus rings um die Stadt außerhalb der Wälle, und kehrt unter dem Donner der Artillerie wieder in die Moſchee zurück. Hinter dem Gouverneur gehen die Sajiden,

die bei dieſem Feſte ſo vielen Staat machen, als ihnen ihr Vermögen zu thun erlaubt; hiedurch erhält der Aufzug wirklich ein Anſehn von Größe und Würde.

Die Araber bezeigen ihren Verſtorbenen eine Verehrung. Die Kirchhöfe liegen in einer kleinen Entfernung von der Stadt, und jede Perſon bekömmt ein mehr oder weniger bedeutendes Grabmahl, damit man die Stäte erkennen kann, wo er liegt. Sie werden häufig von den Verwandten und Freunden der Verſtorbenen beſucht. Dieſe ſetzen ſich auf die Erde und verſinken in tiefe Traurigkeit, einige ſtoßen Seufzer aus, einige thun, als ob ſie in Verzweiflung wären, und heulen dabei auf eine ſchreckliche Art. Anfänglich hatte ich Achtung für ihren Schmerz, und entfernte mich ſchnell, wenn ich zufällig ihnen nahe kam; allein ich merkte bald, daß ſie ſich nur, ſo lange ich in ihrer Nähe war, ſo verzweifelnd gebehrdeten, und daß ſie damit aufhörten, ſo bald ich mich entfernt hatte. Dies brachte mich anfangs auf den Gedanken, daß vielleicht der Abſcheu, den ihnen ein Chriſt einflößte, die Urſach ihres Geſchreies ſei; allein ein Mäkler verſicherte mich, daß es nichts als Affektation, und ihre Trauer mehr äußerlich ſei, und nicht aus ihrem Herzen käme, daher genirte ich mich in der Folge nicht mehr. Dieſe Grabmäler ſind keineswegs prächtig; ſie beſtehen aus einem Haufen von Backſteinen, die ohne alle Verzierung aufeinander

ander gemauert ſind, und die meiſten haben nicht einmal eine Inſchrift.

Die Araber hangen ſehr an ihrer Religion, und ſind intolerant gegen alle Bekenner von irgend einem andern Glauben, welche ſie zu dem ihrigen zu bekehren ſuchen. Ein Chriſt, der zu dem Mahomedanismus übergehen will, kann ſicher ſein, daß ſie ihn bereitwillig aufnehmen und ihn ſchützen werden, ohne daß ſie übrigens eine große Achtung für ihn haben würden. Sehr viele Europäer ſind zu ihnen übergetreten und haben ſich dort häuslich niedergelaſſen. Der Matroſe, der mir zu Kochin deſertirt war, hatte auf einer vorherigen Reiſe in der Gegend von Mokha Schiffbruch gelitten, und war von dem Franzöſiſchen Konſul aufgenommen worden, von wo er hernach zurück nach Indien gieng. Während ſeines Aufenthaltes in dieſer Stadt hatte er Alla gerufen und ſich beſchneiden laſſen; hierauf hatte er eine Frau genommen und ſich förmlich in der Stadt niedergelaſſen. Weil er jedoch dieſes Leben ſatt war, ſo gieng er mit dem erſten Schiffe fort, und verließ ſein Haus, ſeine Frau und Mahomed. Sobald er zu Kochin erfuhr, daß ich Willens ſei, ins Rothe Meer zu ſegeln, ſo deſertirte er, aus Furcht, geſpießt zu werden. Ich habe oben erzählt, wie ich ihn wieder bekam. Er war alſo gezwungen nach ſeiner alten Heimat zurückkehren; aber er war ſo klug, mir ſeine Verlegenheit zu entdecken, und mich zu bitten, zu ſeiner Rettung beizu-

tragen. Dies konnte auch ſehr leicht geſchehen; ich ertheilte den wachhabenden Offizieren den Befehl, ihn nie im Dienſt ans Land zu ſchicken, und ihn eben ſo wenig in einem Boot ans Land fahren zu laſſen, ſo daß er weder geſehn noch erkannt ward. Er konnte aber gegen ſeine Kameraden nicht reinen Mund halten, ſondern erzählte ihnen oft, daß nur allein die Furcht vor der Hinrichtung ihn zurückhielte, und wenn er davor geſichert wäre, ſo würde er ohne Bedenken zu ſeiner Frau wieder zurückkehren, indem er hinzufügte, daß er nie glücklicher geweſen ſei als bei den Muſelmanen. Die Neugierde und beſonders der allen Matroſen, vorzüglich aber den Franzöſiſchen eigenthümliche Geiſt der Unbeſtändigkeit flößte ihnen allen den Wunſch ein, Mahomedaner zu werden, und hernach zu deſertiren. Der erſte, der mit ſeinem Beiſpiel vorangieng, war ein großer Kaffer, ein vortrefflicher Matroſe, der ſehr gut Mauriſch ſprach; er wartete auf den Gouverneur an der Thür der Moſchee, und rief: Alla! Sogleich nahm man ihn in Empfang, und den andern Tag ward er beſchnitten; bald darauf ward er mit einem Arabiſchen Kleide bekleidet, gieng in Mokha als einer meines gleichen umher, und hatte ſogar die Unverſchämtheit, zu mir zu kommen, um ſeinen rückſtändigen Sold zu holen. Ich antwortete ihm, daß jeder Deſerteur nach dem Geſetze ſeinen Sold verlöre, und daß ich ihm daher nichts geben würde; zu gleicher Zeit

ließ

Digitized by Google

ließ ich eine Klage bei dem neuen Gouverneur anbringen, welcher an die Stelle deſſen gekommen war, der ſo viele Freundſchaft für mich gezeigt hatte. Anſtatt aller Genugthuung, ließ er den Menſchen fortbringen, damit er nicht zu mir kommen und mich beläſtigen ſollte. Ich ließ ihm darauf durch den Konſul ſagen, daß ich es für dies Eine mal wolle gut ſein laſſen, weil dieſer Matroſe kein Franzoſe ſei; daß ich ihm aber riethe, mir in Zukunft keinen von meinen Leuten abtrünnig zu machen, denn ſonſt würde ich Mittel, mich zu rächen, zu finden wiſſen. Einige Tage nachher folgte der Sohn des Hydrographen dem Beiſpiel des Erſten; er gehörte auf eine kleine Brigg, deren Kapitän es gut ſein ließ, ſo ſehr ich ihn auch antrieb.

Wenige Zeit darauf brachte man mir die Nachricht, daß wiederum einer meiner Matroſen zum Gouverneur gegangen wäre, um Alla zu rufen, daß er ihn aber nicht gefunden habe, und den andern Tag wieder hingehen wolle. Ich ließ ihn ſogleich vor mich fodern, warf ihm vor, daß er von ſeiner Religion und ſeinem Vaterlande abtrünnig werden wolle, und befahl ihm, ſich ſogleich an Bord zu begeben, wo ich ihn wollte hinbringen laſſen. Ich ließ Stricke holen, um ihm die Hände auf den Rücken binden zu laſſen, damit er nicht entſpränge. Er machte eine Bewegung, um mit Gewalt aus der Thür zu kommen; da er mich aber bewaffnet ſah, ſo ſtand dieſer Unglückliche davon ab, und ſtürzte

ſich,

ſich, entſchloſſen zu deſertiren, aus dem Fenſter hinab. Ich wohnte im zweiten Stockwerk, und über dem erſten befand ſich ein Pandal, d. h. ein aus Rohr geflochtenes Dach gegen die Sonne. Er hoffte, auf dies zu ſpringen, von da auf die Erde herabzugleiten, und ſo zu entkommen. Sein erſter Sprung glückte ihm auch in der That vollkommen. Bei dem zweiten war er aber ſo unglücklich, ſich das Bein, oberhalb des Knöchels, zu zerbrechen. Der Sturz war ſo gewaltſam, daß der Knochen herausgedrungen war, und das Fleiſch bis an das Knie ſich zurückgezogen hatte. Ich ſchauderte, als ich zu ihm kam, vor dieſem Anblick. Ich ließ den Unglücklichen ſogleich in ein Zimmer bringen, und ſo gut verbinden als es gehn wollte, denn ich hatte kurz zuvor meinen Wundarzt verloren; aber aller angewandten Mühe ungeachtet kam der Brand hinzu, und am fünften Tage ſtarb er. Vor ſeinem Ende ließ er mich bitten, zu ihm zu kommen, und entdeckte mir, daß er mich bloß aus der Urſache habe verlaſſen wollen, weil er vom Regiment Auſtraſien, und auch von dem auf Isle de France deſertirt ſei, und er geſehen hätte, daß ich dahin wollte, wo er dann würde an ſein Corps ausgeliefert und erſchoſſen worden ſein; er ſähe wohl ein, daß er ein ſtrafbares Mittel ergriffen hätte, und er bäte deshalb Gott, den König und ſeinen Kapitän um Verzeihung. Sein unglückliches Schickſal rührte mich; ich ſagte ihm, daß ich ihm von Herzen verzeihe,

und

und er in Frieden ſterben könne; und daß, wenn er mir ſeine Geſchichte früher vertraut hätte, dies ſchreckliche Ereigniß nicht würde ſtatt gehabt haben, indem ich ihn auf ein Engliſches Schiff abgegeben hätte, wodurch er wäre gerettet worden. Er ſtarb mit den Tröſtungen der Religion, welche ihm ein Miſſionär, ein deutſcher Prieſter, reichte. Dieſer Vorfall erbitterte mich gegen ein Gouvernement, welches die Deſertionen begünſtigte, aber er war nicht im Stande, den Schwindelgeiſt zu vertreiben, der ſich aller meine Leute bemächtigt hatte.

Kaum waren drei Tage verfloſſen, als ſchon wieder einer nach dem Zollhauſe zum Gouverneur gieng und den Turban verlangte. Man nahm ſogleich die Operazion an ihm vor, und hielt ihn dann verſteckt. Ich ließ ihn zurückfodern, und man gab mir zur Antwort, daß die Religion nicht verſtatte, einen Muſelman in die Hände eines Chriſten auszuliefern.

Mein Entſchluß war ſogleich gefaßt; ich ließ alle meine Effekten einſchiffen, ſo wie auch alles Geld, das ich für meine Ladung, die verkauft war, bekommen hatte. Alles mußte ſich an Bord begeben, und ich behielt bloß ein bewaffnetes Boot bei mir. Ich benachrichtigte Herrn von Moncrif, daß, wenn er ſich einiger Gefahr von Seiten der Araber ausgeſetzt glaube, ich ihn mit Vergnügen an Bord meines Schiffes aufnehmen wollte, denn ich ſei entſchloſſen, ihnen eine Lekzion zu geben, woran ſie wahr-

wahrſcheinlich lange Zeit denken würden. Ich gab dem Kapitän der Franzöſiſchen Brigg Nachricht davon, und begab mich auf mein Schiff. Dieſe Vorbereitungen hatten mir zwei Tage weggenommen, und man glaubte ſchon, ich hätte die Sache vergeſſen, allein man irrte ſich. Sobald ich an Bord war, traf ich alle Anſtalten zu einem Gefecht, und ſchickte ein wohlbewaffnetes Boot, unter Anführung eines Offiziers, ab, um alle Araber, die er in dem nächſten Dau finden würde, gefangen zu nehmen. Er that, wie ihm befohlen war, und brachte mir vier Mann, unter denen ſich der Kapitän ſelbſt befand. Ich ließ drei von ihnen in Feſſeln legen, und durch den vierten, den ich zurückſchickte, ließ ich dem Gouverneur melden, daß, wenn er nicht ſogleich meinen Matroſen auslieferte, ich die Anker lichten, und mit den drei Gefangenen nach Isle de France abfahren, und ſie dort als Sklaven verkaufen würde. Zu gleicher Zeit ließ ich alle Segel aufſpannen, und hielt mich zur Abreiſe fertig. Man ließ ſogleich meine Banianen ergreifen, allein dieſe konnten aus ihren Büchern beweiſen, daß ſie mir alles Geld für die verkauften Waaren ſchon überliefert hatten. Hierauf ließ man den Agenten der Franzöſiſchen Marine rufen, der aber bald darthat, daß er nichts thun könne, und daß ich mich wenig an ſeine Befehle kehrte. Der Gouverneur drohte endlich, mich in Grund ſchießen zu laſſen; man gab ihm aber zu verſtehen, daß ich mit meiner Artillerie

ſeine

ſeine Schanzen ſehr bald würde zum Schweigen bringen können. Er entſchloß ſich daher endlich, ſich mit mir in Unterhandlung einzulaſſen, und ſchickte einen Zollbeamten mit meinen Banianen an mich ab. Ich ſtellte mich bei Empfange des Bootes, als ob ich alle mögliche Vorſicht gebrauchte, und als ob ich im Begriff ſtünde, die Stadt zu beſchießen. Als der Zollbeamte auf das Verdeck kam, ließ ich ihm keine Zeit, ſich in Erklärungen einzulaſſen, ſondern ich gieng gleich zur Sache, und fragte ihn geradezu, ob er mir meinen Matroſen mitbrächte. Als er hierauf verneinend antwortete, ließ ich ihn gefangen nehmen und in eine Kammer ſperren; die Banianen ſchickte ich aber ans Land zurück, mit der Verſicherung, daß ich mich in keine Unterhandlung einlaſſen würde, ſo lange man mir den Deſerteur nicht ausgeliefert hätte.

Da ich nach Verlauf von zwei Stunden nichts weiter hörte, ſo ließ ich die Marsſegel hiſſen und das Schiff wenden. In dieſer Stellung hatte ich mich kaum eine Viertelſtunde befunden, als man mir meinen Matroſen brachte, der von der ausgeſtandenen Operation noch nicht völlig hergeſtellt, und voller Scham war. Mehrere Araber, die ihn begleiteten, baten für ihn um Gnade, und führten alles an, was ihnen der Eifer für ihre Religion zu ſeinem Beſten nur immer eingeben konnte. Ich gab ſogleich meine Gefangenen frei, und machte einem jeden einige Geſchenke, um mich wieder mit ihnen

ihnen auszuſöhnen; aber noch in ihrer Gegenwart ließ ich den Deſerteur auf eine Kanone binden, und ihm zwanzig Hiebe mit dem Tau aufzählen. Dieſe Lektion brachte jedermann zur Vernunft; denn da die Matroſen ſahen, daß man ſie auslieferte, ſo wollten ſie ſich dieſem nicht mehr ausſetzen, und der Gouverneur verlor auch die Luſt, mit mir zum zweitenmal zu thun zu haben.

Da während allem dieſen der Abend eingebrochen war, ſo war es zu ſpät, ans Land zu gehen. Ich begab mich erſt den folgenden Tag, von einem einzigen Offizier begleitet, dahin. Wir waren alle beide ſcharf bewaffnet, aber ohne alles Gefolge; denn wir wollten uns auch nicht den entfernteſten Anſchein geben, als ob wir Gefahr beſorgten. Der Emir-Bahar verſicherte mich, daß er ſich freue, daß alles beigelegt ſei, und er hoffe, dergleichen würde in Zukunft nicht wieder vorfallen. Ich ward ſogleich nach der Wohnung des Gouverneurs geführt; der neue Gouverneur war kein Sajid, ſondern ein Neger, von friedfertigem Karakter. Er fragte mich, was ich dazu ſagen würde, wenn er jetzt, wo ich mich in ſeiner Gewalt befände, mich ebenfalls gefangen nähme. Ich gab ihm hierauf zur Antwort, daß er als Oberhaupt nicht auf ſeine Macht, ſondern auf die Gerechtigkeit Rückſicht nehmen müſſe; wenn er dieſe aber ſo ſehr aus den Augen ſetzte, daß er mich zwänge, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, ſo würde er nicht nur dem Handel

ſeines

ſeines Landes ſehr weſentlich ſchaden, ſondern es befänden ſich auch am Bord meines Schiffes Rächer, denen ich auf einen ſolchen Fall die nöthigen Befehle ſchon vorläufig zurückgelaſſen hätte. Uebrigens könnte ich ihm auch verſichern, daß man mich nicht lebend gefangen nehmen würde, und daß er der Erſte ſein würde, der mir dafür büßen müßte. Indem ich dies ſagte, zeigte ich ihm ein Paar Piſtolen, und ließ ihn merken, daß ich auf meiner Hut ſei. Es mag nun von ihm wahre Seelengröße geweſen ſein, womit er ſich über meine Verwegenheit erhaben fühlte, oder Verachtung gegen meine Jugend und Unbeſonnenheit, kurz er hörte mit Lächeln zu, und ſagte nichts weiter, als man müſſe in einem fremden Lande mit mehr Mäßigung zu Werke gehn; übrigens würde ich von dieſem Vorfalle nie weiter reden hören. Wir ſchieden als gute Freunde von einander, und die Sache war abgemacht.

Die gangbare Münze in Mokha iſt eine kleine verſilberte Kupfermünze, die dem Holſteiniſchen Schilling an Geſtalt und Farbe vollkommen ähnlich iſt, und von dem ſie nur durch den Stempel verſchieden iſt. Sie heißt Khomaſſi, wobei das K ſehr ſtark aus der Kehle herausgeſprochen wird. Vier und ſechzig ſolcher Münzen gehen auf einen Spaniſchen Piaſter; übrigens ſind die gewöhnlichſten Münzen die Piaſter und die Ungariſchen Thaler; auch findet man daſelbſt viele Zechinen und Goldpagoden.

Ich habe oben von einem deutſchen Geiſtlichen geredet, der ſich zufälligerweiſe in Mokha befand, und als Miſſionär nach Abyſſinien geſchickt worden war. Er hatte ſich einige Zeit am Hofe des Kaiſers aufgehalten, als ſein ihm mitgegebener Gefährte für irgend ein Vergehn am Leben geſtraft ward. Er ſelbſt war mit einer Baſtonade auf die Fußſohlen davon gekommen. Nach allem, was er mir davon erzählte, iſt es wol eine Lekzion der Enthaltſamkeit, die man ihm hatte geben wollen. Sie war aber ſo ſtark geweſen, daß er beinah davon geſtorben wäre, und es dauerte lange Zeit, ehe er ſich wieder erholte. Sobald er im Stande war, eine Reiſe auszuhalten, ſo bat er um Erlaubniß, ſich nach Mokha zu begeben, um dort ſeine Heilung unter Europäern vollenden zu dürfen. Der Kaiſer, der wahrſcheinlich ſehr froh war, ihn los zu werden, bewilligte ſeine Entlaſſung, und er gieng nach Mokha, wo ihn der Konſul in der Franzöſiſchen Loge aufnahm. Hier fieng er an, ſich mit der Arzneikunde abzugeben, und überredete ſich ſelbſt, daß er alle zu dieſer Kunſt nöthigen Kenntniſſe beſitze. Sogleich verſchaffte er ſich Medizin, und fieng an Kranke zu beſuchen, von denen er die Hälte ins Grab lieferte; die hingegen, welche genaſen, ſchrieen Wunder; es ſtrömten daher eine Menge Kranke zu ihm; er gewann viel Geld, und bei meiner Ankunft ſtand er in großem Ruf. Er hatte ſeine Mönchskleidung gegen einen Turban und eine Perſiſchen Kleidung ver-

vertauſcht. Da ich meinen Chirurgus verloren hatte, ſo trug er mir ſeine Dienſte an, und fieng ſein Probeſtück damit an, daß er meinen Schiffszimmermann in weniger als einer Woche in die andre Welt medizinirte. Ich verlangte keinen weitern Beweis ſeiner Geſchicklichkeit, und vertraute ihm keinen meiner Kranken mehr an, ſondern ließ ihn ſeine Talente an den Arabern verſuchen, die er immer fortfuhr zu vergiften.

Da ſeine Miſſion nach Abyſſinien nur bis zu einem gewiſſen Punkt glücklichen Erfolg gehabt hatte, ſo wollte er wieder nach Europa zurückreiſen. Er hatte einige Kenntniſſe von der Sprache und dem Lande erlangt, und behauptete, daß nichts leichter angienge, als von Koſſir an den Nil zu kommen, von wo aus er den Fluß nach Kairo hinabfahren könnte. Er unterhielt mich oft von dieſem Projekt, indem er hinzuſetzte, daß es ein weſentlicher Punkt ſei, daß man kein Geld bei ſich zu haben ſchiene; wenn man dieſe Vorſchrift genau beobachte und ſich nach Türkiſcher Weiſe kleide, ſo habe man nichts zu fürchten, denn es werde nie ein Reiſender angegriffen, von dem man einmal wiſſe, daß nichts bei ihm zu gewinnen wäre. Er ſagte mir dies ſo oft vor, daß ich Luſt bekam, eine Reiſe nach Egypten zu machen und die Pyramiden zu beſuchen. Dieſe ſind heutzutage ſo bekannt, Savary und andere haben ſie ſo genau beſchrieben, ſie ſind im Muſeum der Naturgeſchichte im botaniſchen Garten zu Paris ſo ſchön

Digitized by Google

modellirt, daß man eben ſo gleichgültig davon ſpricht, als ob man vom Pont-Neuf oder jedem andern Monumente, daß man immer vor Augen hat, ſpräche. Nichts reizte jedoch ſo ſehr meine Neugierde; ich war voll Verlangen, dieſe bewunderns-würdigen Ueberreſte des Alterthums in der Nähe zu ſehn, ſie mit allen ihren Inſchriften aufs genauſte zu unterſuchen und in ihr Inneres einzudringen. Ich ließ mich daher von dem Miſſionär um deſto leichter überreden, und wir machten alles zu unſerer Reiſe bereit. Ich fieng damit an, daß ich meine ganze Baarſchaft in Wechſel auf Kairo umſetzte, welche mir meine Banianen verſchafften. Hierauf beredete ich meine vier beſten Matroſen, mich zu begleiten, und verpflichtete mich, nicht nur ſie bis Italien frei zu halten, ſondern ihnen auch dort, bei ihrer Ankunft, noch eine Belohnung auszahlen zu laſſen, je nachdem ich mit ihren Dienſten würde zufrieden geweſen ſein. Ich ließ ihnen, ſo wie mir, Perſiſche Kleider machen, und gab jedem ein Paar Piſtolen, einen Säbel und eine Muſkete. Ich ſelbſt und der Miſſionär verſahen uns ebenfalls mit den nöthigen Waffen. Ich ſchloß endlich einen Akkord mit einem Dau, mich für zweihundert Piaſter bis nach Koſſir zu bringen. Ich machte es mit den Arabern des Bootes aus, es mit Hülfe meiner Matroſen in gerader Linie zu führen, ohne, nach ihrer Gewohnheit, von Küſte zu Küſte zu ſegeln, wodurch wir höchſtens in fünf oder ſechs Tagen ankom-

ankommen könnten. Ich ließ dieſen Dau an mein Schiff heran bringen, und ihn mit einem Senkblei und den dazu gehörigen Stricken, mit einem Europäiſchen Kompaß, einer Karte, einem ſehr guten Sehrohr, und einem Oktanten verſehen. Nachdem alles fertig war, traf ich Anſtalt, abzureiſen, als der Agent der Franzöſiſchen Marine mir ſagen ließ, daß er durchaus nicht zugeben könne, daß ich mich einem Abenteurer anvertraute, den wir alle nicht hinreichend kennten, um ſicher zu ſein, daß er nicht mit Räubern einverſtanden ſei, um mich zu plündern, und die Beute alsdann mit ihnen zu theilen. Auch könnten, ließ er hinzuſetzen, die Unterthanen des Königs (die Republik exiſtirte damals noch nicht), die ich mit mir nehmen wollte, Sr. Majeſtät noch auf mancherlei Art Dienſte leiſten; es ſtünde endlich auch gar nicht in meiner Macht, ohne die allergegründetſten Urſachen, das Kommando des mir anvertrauten Schiffes zu verlaſſen, und daß er endlich, als Agent der Franzöſiſchen Marine, ſich meiner Reiſe widerſetzen müſſe. Da ich aber in dieſer Hinſicht keinen Befehl von ihm anzunehmen zu brauchen glaubte, ſo kehrte ich mich an ſeine Einwendungen nicht. Er wußte aber den Gouverneur für ſich zu gewinnen, dem er vorſtellte, daß ich völlig den Verſtand müßte verloren haben, um mich blindlings in eine Gefahr zu ſtürzen, die ſowohl mir und meinen Begleitern den unvermeidlichſten Untergang drohe, als auch denen, mit welchen wir zu

thun haben würden; der Gouverneur habe ja ſelbſt ſchon bei dem Vorfall, wo ich meinen abtrünnigen Matroſen zurückgefodert hätte, Gelegenheit gehabt, ſich von der Unbiegſamkeit meines Karakters zu überzeugen, und er bäte ihn daher dringend, ſich meiner Abreiſe zu widerſetzen. Hierauf ließ der Gouverneur mich zu ſich bitten, und, nachdem er ſich durch alle Arten von Vorſtellungen vergebens bemüht hatte, mich von meinem Vorhaben abzubringen, ſo verbot er, daß kein Beſitzer irgend eines Fahrzeuges, es ſei für welche Reiſe es wolle, ſich mit mir in einen Akkord einlaſſen ſolle; und ſetzte noch hinzu, da er mich, ungeachtet der äußerſt gefährlichen Ueberfahrt von Mokha nach Koſſir, doch für verwegen genug hielte, ſie in meiner eigenen Schaluppe zu übernehmen; ſo würde er mich in dieſem Fall allenthalben auf eine ſolche Art zu empfehlen wiſſen, daß ich Urſach finden ſollte, meinen Eigenſinn zu bereuen.

Hiedurch ſah ich mich genöthigt, meinen Plan aufzugeben, was mich um ſo mehr ſchmerzte, da ich eine Zeit lang die Hoffnung dazu genährt hatte, und jetzt zu deſſen Entſagung gezwungen wurde. So ward ein Projekt zu Waſſer, zu deſſen Ausführung ſich vielleicht niemals wieder eine Gelegenheit darbieten wird. Ich gab die Wechſel auf Kairo wieder zurück, und gieng wie zuvor an meine Geſchäfte.

Die

Die Regierung zu Mokha hatte vor mehreren Jahren der Franzöſiſchen Kompagnie Urſach zu klagen gegeben, und dieſe hatte hierauf Truppen abgeſchickt, um ſie dafür zu beſtrafen. Es wurden ungefehr 500 Mann auf der kleinen Sandinſel, welche ſüdwärts die Rhede verſchließt, ausgeſchifft, und dieſe bemächtigten ſich des Forts. Die Schiffe legten ſich dicht bei der Stadt vor Anker, und machten Anſtalt, ſie zu beſchießen. Die Arabiſche Kavalerie machte nunmehr einen Ausfall auf die Franzoſen, allein dieſe hatten ſich mit Spaniſchen Reitern verſehen, und die Araber wurden durch dieſe ihnen ganz fremde Erfindung in Verwirrung geſetzt und gänzlich geſchlagen. Sie kehrten mit Verluſt in ihre Mauern zurück, und die Stadt kapitulirte. Es ward ein förmlicher Handelstraktat mit den Arabern geſchloſſen, den ſie uns bisher, da ſie immer ihr gegebnes Wort aufs heiligſte halten, ſehr treu erfüllt haben. In dieſem Traktat ward feſtgeſetzt, daß die Franzoſen, unter Entrichtung gewiſſer Abgaben und Kontributionen, die der Landesherr damals ſogleich beſtimmte, und die auch ſeitdem nicht mehr verändert worden ſind, einen ganz freien Handel nach Yemen genießen ſollten. Sie bekamen noch das Recht, in der Stadt zu Pferde zu erſcheinen, und das ausſchließende Privilegium, über den freien Platz vor dem Hauſe des Gouverneurs zu reiten, ohne abſteigen zu müſſen. Dieſer letztere Artikel ſchien den Arabern von der größten Wichtigkeit, und

er wurde erſt nach langen Unterhandlungen zugeſtanden. Zu gleicher Zeit willigten ſie ohne die geringſte Schwierigkeit in einen andern Punkt, der von der äußerſten Wichtigkeit war; ſie ertheilten nehmlich den Franzoſen das Recht, ſich in allen Handelsgeſchäften ihres eigenen Maßes und Gewichtes zu bedienen, ohne auf die im Lande üblichen Rückſicht zu nehmen. Sie bekamen ferner das Recht, eine Loge in Mokha und eine andere in Bethelfakih zu errichten, und die Erlaubniß, ihre Flagge darauf wehen zu laſſen; übrigens ward zu Mokha wie zu Bethelfakih, bekannt gemacht, daß alle Franzöſiſche Waaren unmittelbar in die Magazine der Loge geliefert werden dürften, ohne vorher in das Zollhaus gebracht zu werden, und ein Arabiſcher Zollbeamter ſollte ſich dahin begeben, und ſie in Augenſchein nehmen. Dieſer äußerſt vortheilhafte Traktat iſt bis jetzt heilig gehalten worden. Die Redlichkeit der Araber hat ihnen nicht erlaubt, auch nur den kleinſten Verſuch zu ſeiner Uebertretung zu machen, aber ihr Haß gegen die Chriſten iſt nur um deſto ſtärker geworden. Unter der Kavalerie, die damals einen Ausfall auf die Franzoſen machte, waren mehrere Mann getödtet worden *). Die Familien dieſer Gebliebenen haben dies immer in Andenken behalten, und es iſt ihnen gelungen, ihre Erbitterung auf

*) Ein Kapitän ward von den Verwandten eines Arabers, der in der Schlacht geblieben war, ermordet.

Digitized by Google

auf das ganze Volk überzutragen, und ihm einen tödtlichen Haß gegen uns einzuflößen; durch dieſen Haß bin ich oft ſelbſt perſönlichen Beleidigungen ausgeſeʒt worden. Ich bin manchmal von Arabern mit Steinen verfolgt, und von aufgeheʒten Abyſſiniern mit Prügeln angegriffen worden. Eines Tages unter andern beſtand ich nebſt einem von meinen Offizieren gegen fünf von dieſen leʒtern einen höchſt lächerlichen Kampf. Wir hatten uns große Poſtpeitſchen gemacht, die wir brauchten, um die Heerden von Hunden zu verjagen, die uns anfielen, wenn wir in die Gegend kamen, wo ſie ſich aufhielten. Dieſe Peitſchen hatten wir eben bei uns, als dieſe Abyſſinier uns angriffen, und wir ſahen uns genöthigt, uns ihrer zu unſerer Vertheidigung zu bedienen. Dieſes Inſtrument war für ſie etwas ganz neues, und ſchon das bloße Klatſchen mit derſelben ſeʒte ſie in das größte Erſtaunen; als ſie aber zwei oder drei Hiebe bekamen, ſo liefen ſie davon und heulten wie Beſeſſene. Durch dieſe Begebenheit ſah ich mich genöthigt, meine Zuflucht zum Gouverneur zu nehmen, und dieſer gab mir, unter dem Vorwande, mich in Zukunft zu beſchüʒen, einen von ſeinen Trabanten, der den Befehl bekam, mich überall hin zu begleiten, und Achtung für meine Perſon einzuflößen. Ich ſah ſehr wohl durch dieſe Gefälligkeit hindurch, und merkte recht gut, daß er mir bloß einen Spion zugeſellte, um durch ihn von allen meinen Handlungen unterrichtet zu werden.

Dies war mir aber ſehr gleichgültig, denn ich hatte kein Intereſſe, irgend etwas vor ihm geheim zu halten. Ich hatte vielmehr oft Gelegenheit, mir Glück zu wünſchen, daß ich ihn bei mir hatte, und ſeine Gegenwart hat mir wirklich manche Beſchimpfung, die ich ohne ihn auszuſtehn gehabt hätte, erſpart.

Mokha liegt auf einer dürren Ebene, die ſich von der Küſte an bis zu dem Fuße der Gebirge erſtreckt, welches eine Strecke von vier Lieues ausmacht. Dieſer ganze Raum iſt ein Sandboden, der mit Kies und kleinen Steinen untermiſcht iſt, wovon der größte Theil Bruchſtücke von Granit ſind. In dieſer ganzen Ebene findet man kaum hie und da einige elende Kaſſienſtauden, deren Blätter und Beeren von den Kameelen abgefreſſen werden. Sonſt findet man weder hier noch auch ſelbſt an dem Ufer des Meeres die geringſte Spur von Vegetazion. Dieſe Ebene iſt für Menſchen und Vieh qualvoll zu durchreiſen, denn man findet durchaus keinen Schatten darin, und nicht den geringſten Schutz gegen die brennende Sonnenhitze. Von einer Strecke zur andern haben die Araber Brunnen gegraben und große Tränken für das Vieh dabei angebracht; bei einem jeden derſelben ſteht ein kleines Häuschen, worin die Leute wohnen, die für die Unterhaltung der Brunnen ſorgen müſſen, und die für den geringen Betrag eines Komaſſi jedem Reiſenden Waſſer zu ſchöpfen verbunden ſind. Dieſe Brunnen, die Tracht der Einwohner, die Kameele,

die

die Eſel, kurz alles erinnerten mich an die Schilderungen der heiligen Schriſt, und ich habe dieſe ſehr wahr und treffend gefunden.

Das Waſſer, das man in dieſer ganzen Ebene antrifft, iſt faſt nicht trinkbar; die Küſte iſt ſehr niedrig, und das Meerwaſſer dringt auch noch durch den Boden hindurch. Man mag graben wo man will, ſo findet man ſicher in einer geringen Tiefe, d. h. höchſtens von 10 bis 12 Fuß, ſchon Waſſer; allein dies iſt überall ſo ſalzig, daß man nur ein zwei Fuß tiefes Loch graben und Waſſer hineingießen darf, um wirkliches Salz zu bekommen. Das Waſſer wird zwar anfangs vom Sande eingezogen; allein wenn man zu wiederholtenmalen Waſſer hinein gießt, ſo wird der Sand bald geſättigt, und dann thut die Sonne das Uebrige. Die ſalzigen Theile, welche die ſandige Erde, woraus der Boden beſteht, enthält, löſen ſich durch das Waſſer auf, vereinigen ſich und ſetzen ſich auf den Boden des Loches, wo die Sonne ſie bald kalzinirt hat. In der Stadt giebt es kein gutes Waſſer, ſondern man muß es faſt eine halbe Stunde davon in einem ungeheuren Brunnen holen, bei dem eine große Tränke angelegt iſt, deren ſich die ganze Kavalerie bedient; alle Pferde, Eſel und Mauleſel aus der ganzen Stadt kommen hier des Morgens und des Abends zuſammen. Alle Einwohner von Mokha müſſen von dieſem Waſſer trinken, das entweder durch Menſchen oder auf Eſeln in großen Schläuchen hineingeſchafft wird;

wird; es iſt ſchon an ſich ſehr ſchlecht, wenn auch der Schlauch, worin es gebracht wird, noch ſo alt iſt; ſo lange er aber neu iſt, ſo wird das Waſſer dadurch ganz abſcheulich. Es iſt aber überdies ungeſund, und verurſacht ſehr leicht Entzündungen im Unterleibe, welche Krankheit in einem ſo heißen Lande leicht tödtlich werden kann. Je weiter man ſich aber von dieſer Küſte des Meers entfernt, deſto weniger ſalzig iſt das Waſſer, und in den Gebirgen ſelbſt iſt es ganz vortreflich. Südwärts von der Stadt hat die Natur einen ſchmalen Streif von Pflanzenerde angebracht, der ungefehr eine halbe Stunde breit, und 3 bis 3½ Stunden lang iſt. Dieſe ganze Strecke iſt mit Dattelpalmen bedeckt, und es ſind in derſelben eine Menge Gärten angelegt und Luſtſchlöſſer erbaut, wenn man anders Strohhütten, oder einige elende mit Palmblättern bedeckte Häuſer ſo nennen kann. So elend ſie aber auch ſind, ſo entſprechen ſie doch der Abſicht, die man dabei hat; ſie gewähren nehmlich Schutz gegen die heiße Witterung, und man kann hier der Kühlung genießen und ſeinen Hukka rauchen.

Hier lag auch der Garten des Sajiden, Mahomed-Abdalla, des Exgouverneurs, der mich ſo wohl aufgenommen hatte; hier habe ich ihn nach ſeiner Abſetzung oft beſucht. Der Imam hatte ihn zu einer ſehr ſtarken Geldſtrafe zum Beſten der Soldaten verurtheilt, und dieſe hatten den Mann, dem ſie noch zwei Tage vorher blindlings gehorchen mußten,

auf

Digitized by Google

auf das härteſte behandelt, und ihm alle Arten von Kränkungen zugefügt. Mit Hülfe ſeiner Freunde, und mit Aufopferung faſt ſeines ganzen Vermögens hatte er endlich dieſen Soldatenhaufen befriedigt, und war hierauf in ſeinen Garten gezogen, wo er ſeine Tage damit zubrachte, daß er ſich badete, ruhig auf Kiſſen ausgeſtreckt lag, rauchte, im Kühlen ſchlief, und das allervollkommenſte Pflanzenleben führte. Mein Beſuch machte ihm jedesmal das größte Vergnügen; ich rauchte den Hukka mit ihm, und nicht ſelten ſchliefen wir beide gegen einander über auf unſerm Kiſſen ein. Wenn ich erwachte, fand ich immer einen vortrefflichen Plau aufgetragen; er ſelbſt aber berührte ihn nie, und ich konnte es durchaus nicht dahin bringen, daß er in meiner Gegenwart gegeſſen hätte. Gewöhnlich mußte ich ſo lange bei ihm bleiben, als es nur möglich war, und ich hatte immer Mühe, noch vor Thorſchluß die Stadt zu erreichen; denn da das kleine Pförtchen, welches gewöhnlich alle Nacht für die Fußgänger offen gelaſſen wird, ſo niedrig iſt, daß man nur hindurch kriechen kann, ſo mußte ich immer kurz vor Sonnenuntergang zurückkommen.

Dieſer große Dattelwald iſt der einzige Ort in der Gegend von Mokha, wo man eine Spur von Kultur erblickt; die Araber haben aber auch eine auſſerordentliche Sorgfalt für dieſe Bäume, und begießen und pflegen ſie auf alle mögliche Weiſe. Dieſe Sorgfalt wird ihnen jedoch, außer dem erquikenden

kenden Schatten, den ihnen die Bäume geben, auch noch durch eine Menge von Datteln belohnt, wovon ſie alles, was nach eigenem Verbrauch übrig bleibt, ausführen. Dieſe Art von Palmbaum iſt übrigens die einzige, die ich in Arabien geſehn habe, und Kokospalmen ſind mir nie vorgekommen.

Sehr uneigentlich führt der Kaffee von Mokha dieſen Namen, weil kein Fuß breit davon in der Gegend dieſer Stadt wächſt; da es aber der Hafen iſt, wo man ihn einſchifft, ſo iſt es Gebrauch geworden, ihn ſo zu nennen. Man findet in Arabien einen Baum, welcher Marſch, und einen andern, der Oſchar genannt wird. Ihr Holz bringt die nehmliche Wirkung hervor als das, was wir in unſern Kolonien unter dem Namen Rondeholz kennen, daß es nehmlich durch Reiben zu brennen anfängt.

Wenn man die wüſte Ebene, worin Mokha liegt, zurückgelegt hat, ſo kömmt man in die Gebirge, und in dieſen findet man das Dorf Moza oder Muza. So traurig und unfruchtbar die Ebene iſt, ſo angenehm verändert ſich die Szene, ſobald man die Gebirge betritt. Moza liegt in einem reizenden Thale, wo ewiger Frühling herrſcht. Rings umher iſt die Luft mit balſamiſchen Düſten von Früchten und Blumen erfüllt, und die Berge ſchützen das Dorf gegen die Wuth des Windes, der Mokha ſo ſehr beunruhigt. Unter den Palmbäumen, Pfirſich- und andern Bäumen, wovon das Land bedeckt iſt, findet man Schutz gegen die brennende Sonne,

und

und kühlenden Schatten. Das Waſſer iſt vortref-lich, und ſo lange ich mich in Mokha aufgehalten habe, ließ ich mir das Waſſer für meinen Tiſch immer von hier holen; kurz, Moza wäre allein hinreichend geweſen, um dem Lande Yemen mit Recht den Namen des glücklichen Arabiens zu verſchaffen.

Man findet in ganz Arabien nicht ein einziges Fuhrwerk, und weiß gar nicht was Räder ſind; alles wird entweder von Menſchen herbei getragen, oder auf Mauleſeln, Eſeln und Kameelen. Von dieſem leztern Thier iſt Arabien das eigentliche Vaterland, und es pflanzt ſich nirgends anders fort. Die Kameele, die man in Indien findet, vermehren ſich daſelbſt nicht, denn wenige einzelne Beiſpiele machen keine Regel für die ganze Gattung aus. Für Yemen iſt dies Thier erſtaunlich viel werth, denn die Natur hat es ganz eigentlich dazu geſchaffen, um in der Wüſte zu leben. Es giebt in der Welt kein Geſchöpf, das mäßiger wäre; es iſt jedermann bekannt, daß es in ſeinem Innern einen Waſſerbehälter hat, vermittelſt deſſen es mehrere Tage zubringen kann, ohne zu trinken, auch weiß man, daß es zu den wiederkäuenden Thieren gehört; allein eine wenig bekannte Sache iſt der außerordentliche Grad von Hunger, den es ausſtehn kann, ohne umzukommen. Ich ſelbſt habe eines aus Arabien mitgenommen, das von Sokkotora bis Pondichery nicht getrunken, und während dieſer ſiebzehn Tage dauernden Fahrt nicht mehr als zwan-

zig Pfund Hirſenſtroh gefreſſen hat; was in der That zum Erſtaunen iſt. Von dem vierten Tage an wiederkäuete das Thier nur äußerſt wenig, d. h. höchſtens eine Viertelſtunde, ſo viel man bemerken konnte. Als es ans Land gebracht wurde, lief es ſogleich an den Brunnen, ſoff außerordentlich viel und befand ſich nun ganz eben ſo wohl, als wenn es gar nichts ausgeſtanden hätte. So reichlich es aber ſeinen Durſt befriedigte, ſo mäßig benahm es ſich mit der Nahrung, es fraß nur ſehr wenig auf einmal und verrieth durchaus keinen außerordentlichen Hunger. Es iſt übrigens ein höchſt träges Thier, wenn es nicht heftig angereizt wird. Man iſt genöthigt, ihm das Stroh zuſammen zu drehen und in das Maul zu ſtopfen; ſonſt würde es ganze Tage lang auf dem Bauche liegen bleiben, ohne aufzuſtehn und zu freſſen, wenn der Hunger es nicht ſehr quälte. Eine auffallende Eigenheit an dieſem Thier iſt, daß, obgleich es ſich von Vegetabilien nährt, es einen ſtinkenden Athem hat; ſeine ganze Nahrung nimmt in ſeinem Magen einen faulichten, unausſtehlichen Geruch an *).

Eine ander Sonderbarkeit dieſes Thieres iſt, daß es einen heftigen Abſcheu gegen Schlamm und Koth hat und nur durch Schläge gezwungen werden kann,

*) Man bemerkt dies in den meiſten wüſten Ländern, wo ſich die Thiere von ſalzigen oder alkaliſchen Gewächſen nähren müſſen.

Digitized by Google

kann, in einem kothigen Wege zu gehn. Sein Gang iſt übrigens äußerſt ſanft und ſicher, und nie ſtrauchelt es oder gliſcht es aus. Man hat behauptet, daß das Kameel nicht laufen könne, und daß man ſich daher zum Reiten, und überhaupt zum Reiſen, der Dromedare bedienen müſſe. Ich kann jedoch verſichern, daß die Kameele außerordentlich leicht ſind und ſehr ſchnell laufen; denn ich ſelbſt habe mich ihrer mehrmals zum Reiten bedient. Im Trab gehn ſie zwar ebenfalls geſchwind, jedoch äuſſerſt hart, und man muß ſie ſtark anſpornen, um ſie in Galop zu bringen; alsdann aber ſind ſie ſo auſſerordentlich ſchnell, daß das beſte Pferd aus Newmarket ihnen nicht gleich kommen würde. Ihre Bewegungen ſind ſo heftig, daß kein Reiter ſich ohne einen hölzernen Pflock, der quer durch den vordern Theil des Sattelbogens geht, darauf feſthalten könnte. Dieſer Pflock kommt dem Reiter über die Schenkel zu liegen, und hält ihn bei heftigen Stößen des Thiers feſt, damit er nicht herunter geworfen wird. Ohne dieſes Mittel würde man bei jedem Tempo des Galops unfehlbar den Reiter herunterfliegen ſehn. Während daß man das Kameel beladet, legt es ſich ruhig auf die Erde nieder, und ſteht von ſelbſt wieder auf, wenn man ihm eine allzugroße, oder doch wenigſtens größere Laſt, als es zu tragen gewohnt iſt, auflegt. Wenn man es reiten will, legt es ſich ebenfalls auf die Knie, und bleibt ſo lange liegen, bis der Reiter ihm ein Zeichen

giebt, daß es aufſtehn ſoll; in dieſem Augenblick muß man ſich aber ſehr ſorgfältig feſthalten, denn die Bewegung, womit das Thier aufſteht, iſt im höchſten Grade heftig, und es iſt ein ſeltner Fall, daß ein Reiter, der nicht ſchon eine lange Uebung darin gehabt hat, nicht herunter geworfen wird. Die gewöhnliche Laſt dieſes Thieres beſteht in zwei Ballen Kaffee, die zuſammen ungefehr 626 Pfund wiegen; mit dem Sattel und Zeug können daher volle 700 Pfund herauskommen. Nie wird ihm aber auch eine größere Laſt aufgelegt. Die Leitung des Thieres geſchieht vermittelſt eines Ringes, der in dem Naſenknorpel oder in einer Oberlippe *) befeſtigt iſt. Dies iſt jedoch nicht hinreichend, um das Thier anzureizen, denn es iſt von Natur außerordentlich eigenſinnig, und wenn es ihm nicht beliebt, ſo dreht es, wenn der Reiter den Ring anzieht, nur den Kopf herum, ohne im mindeſten ſchneller zu gehn; er muß daher aus allen Kräften darauf losſchlagen, wenn er es ganz zum Gehorſam bringen will.

Arabien iſt das Vaterland der Eſel. Es giebt deren zweierlei Arten daſelbſt, nehmlich die gewöhnliche, die wir auch in Europa haben, und noch eine andre, die weit ſeltner iſt. Die Eſel der leztern Art haben die Größe eines großen Pferdes, und beſitzen

*) Die Oberlippe des Kameels iſt geſpalten, daher hat es deren zwei.

beſitzen viel Stärke und eine bewundernswürdige Schnelligkeit. Man braucht ſie vorzüglich gern zum Reiten, und ſogar die Kavalerie bedient ſich ihrer, das heißt, die Araber verrichten auf denſelben ihre Patrollen, und überhaupt alle ihre Dienſtgeſchäfte, mit Ausnahme der großen Paradeaufzüge. Wenn man einem ſolchen Eſel die Ohren und Schwanz abſchnitte, ſo würde man ihn für ein ſchönes engliſirtes Pferd halten. Mit Arabiſchen Stuten zeugen dieſe Eſel die ſchönſten Mauleſel, welche die Pferde bei weitem an Stärke übertreffen, und wahre Koloſſe ſind. Der Imam verkauft ſie aber auch nicht unter 1000 Piaſter, was den Preis für ein Pferd weit übertrifft, der gewöhnlich nicht über 800 Piaſter ſteigt.

Die Araber ſind große Liebhaber der Gazellen, und beſitzen eine Art von dieſen Thieren, die ſie in ihren Häuſern aufziehen, und die ein Meiſterſtück von Grazie und Leichtigkeit iſt. Sie ſind ſo zuthulich, daß ſie einem beſchwerlich fallen. Sie mögen dreizehn bis funfzehn Zoll hoch ſein, und können in einem Satz ſechs bis ſieben Fuß weit ſpringen, wobei ihre vier Füße den Boden zugleich verlaſſen und zugleich wieder berühren. Sie ſind grau von Farbe, und ihr Bauch iſt ſilberfarben; ihre Hörner ſind ſchwarz, ganz gerade, glatt, und höchſtens zwei Zoll lang. Alle dieſe Thiere beſitzen eine Mäßigkeit, die dem Klima angemeſſen iſt, und die ſie, auch in andern Ländern, wohin ſie verpflanzt werden, nie verlieren.

Es iſt unglaublich, wie wenig Nahrung ſie brauchen, um geſund und munter zu bleiben.

Weiter oben habe ich ſchon bemerkt, daß die Araber in den Künſten es noch nicht weit gebracht haben; da ihre Religion ihnen alle Arten von Bildern verbietet, ſo unterſagt ſie ihnen auch Malerei und Bildhauerkunſt. Ihre Architektur iſt plump und beruht auf keinen Grundſätzen; von unſern fünf Griechiſchen und Römiſchen Ordnungen wiſſen ſie nichts. Ihre größten Gebäude haben viel Aehnlichkeit mit der Gothiſchen Ordnung, wenigſtens ſind die Gewölbe der großen Moſchee in Mokha durchaus Gothiſch; es ſind Ohrgewölbe, die von Gothiſchen Säulen getragen werden.

Die Art, wie ſie ihre Häuſer bauen, beſteht bloß darin, daß ſie ganz ohne Plan, ohne Zeichnung, und ohne allen Geſchmack vier Mauern von Backſteinen aufführen. Die Fenſter werden ganz ohne Symmetrie angebracht; inwendig in den Mauern befindet ſich eine Menge kleiner Niſchen oder Vertiefungen, die ein Chriſt auf den erſten Blick für Bilderblenden der Heiligen hält, die aber keine andere Beſtimmung haben, als auf den Abend Lichter hineinzuſtellen, oder auch allenfalls Sachen darin aufzuheben. Der Kalk, deſſen ſich die Araber zum Mauern bedienen, wird aus Muſcheln und Korallen bereitet, und iſt ſehr theuer, weil das Holz ſelten iſt und weit hergebracht werden muß. Ihre Häuſer ſind oben flach, und die Mauern endigen ſich

rings-

ringsherum in kleine dreiwinkelichte Spitzen, ſo wie man es auf dem Kupfer, welches den Araber aus Yemen vorſtellt, ſehen kann.

Ihre Schifffahrt ſchränkt ſich auf ein ängſtliches Fahren längſt der Küſte hinein. Ihre Muſik iſt abſcheulich, und weit elender als die der wilden Völker in Afrika. Durch die obenerwähnte Geſchichte des deutſchen Miſſionärs wird man ſich einen Begriff machen können, wie weit ſie noch in der Arzneikunde zurück ſind; übrigens darf man nur leſen, was Savary, Bruce, Niebuhr und Volney über dieſen Punkt ſagen, und man wird das, was ich hier ſage, beſtätigt finden. Von der Mechanik haben ſie keinen Begriff; ſie beſitzen keine einzige Maſchine mit Rädern, ſondern alle ihre Arbeiten werden mit den Händen verrichtet; ſie kennen nicht einmal die gemeinſte und nützlichſte unter allen Maſchinen, den Schiebkarren. Ihr Pflug iſt ein höchſt unvollkommenes Werkzeug ohne Räder, und das Meſſer an demſelben wird zwar ungefehr wie bei uns geführt, aber auf eine für die Ochſen und den Menſchen mühſame Art. Beinahe alles wird mit den Händen bearbeitet; ſie bedienen ſich dazu eines, an beiden Händen mit einem Strick feſtgemachten Bretes, womit ſie die Erde auf Haufen ziehen, und dann mit derſelben ringsherum kleine Dämme aufführen, die zum Aufhalten des Waſſers dienen ſollen, wie bei den Feldern, die mit Reis beſtellt werden. Der Sämann folgt dem Pflüger unmittelbar nach, ſtreut den Samen

hinter ihm aus, und deckt ihn mit den Füßen zu. So erbärmlich dies Verfahren aber auch iſt, ſo liefert der Boden doch äußerſt reiche Ernten. Der Ertrag des Weizens iſt in den ſchlechtern Gegenden zehnfach, auf gewöhnlichen Feldern 25 bis dreißigfach, und auf den guten funfzigfach, in einigen Kantonen, beſonders aber in den Gebirgen, gewinnt man von der Hirſe eine 150fältige Ernte; was beinah nicht zu glauben iſt.

Man ſieht hieraus, daß viele Künſte ihnen noch ganz unbekannt ſind, und die übrigen ſich noch in ihrer Kindheit befinden.

Ganz anders verhält es ſich aber mit den Wiſſenſchaften und der Literatur. Ihre Poeſien ſind bekanntlich ſehr berühmt, und in der Geometrie und Aſtronomie haben ſie ſo große Fortſchritte gemacht, als es ohne Inſtrumente, oder mit höchſt unvollkommenen nur immer möglich iſt. Ein beſondres Genie beſitzen ſie für arithmetiſche Aufgaben, und haben es in allen Arten von Kombinationen der Zahlen ſehr weit gebracht. Sie ſpielen ſehr gut Schach, und wegen dieſes Spieles haben mich ſehr viele von ihnen häufig beſucht. Einer von ihnen war ſo auſſerordentlich geſchickt darin, daß er uns alle matt machte; wir gaben ihm daher den Beinamen Sap-Mat, und nannten ihn durchaus nicht anders. Seine Freunde gewöhnten ſich daran, und nannten ihn ebenfalls ſo, und dieſen Namen hat er auch behalten. **Sap** iſt ein Mauriſches Wort, und bezeich-

bezeichnet eine Art von Titel, der unſerm Worte: Herr! gleich kommt. Um ſeinen Reſpekt gegen ein Frauenzimmer auszudrücken, ſagt man: **Bibi Sap.**

Das Hornvieh iſt zu Arabien ſo äußerſt ſelten, daß man es ſehr ſparſam ſchlachtet, und zuweilen iſt in Mokha Mangel daran. Dann nimmt man Kameelfleiſch an deſſen Stelle und verkauft es in den Schlachthäuſern für Rindfleiſch. Dies iſt weniger feſt und ſchwarz als das Rindfleiſch, aber ſehr ſchmackhaft und ſaftig, und hat ziemlich viel Aehnlichkeit mit dem Kalbfleiſch. Die Brühe vom Kameelfleiſche iſt ſehr gut, und ich hatte mich ſo daran gewöhnt, daß ich gar nichts mehr dagegen hatte, wenn mein Wirt mir keine andere verſchaffen konnte.

In den am Meere gelegenen Gegenden machen die Fiſche das Hauptſtück der Küche aus. Sie ſind im Ganzen genommen ſehr gut und ſchmackhaft, und von derſelben Art wie die unſrigen. Zugfiſche kennt man eben ſo wenig als Zugvögel. Ich habe weder Störche noch Schwalben dort geſehn; die Wachteln hingegen halten ſich das Jahr hindurch daſelbſt auf. Niebuhr hat jedoch Störche zu **Moſſul** geſehn. Man findet hier den **Samargog** oder Heuſchreckenfreſſer. Ich habe dieſen Vogel nicht ſelbſt geſehn, aber nach der Beſchreibung, die man mir von ihm gemacht hat, könnte es die Art von

Digitized by Google

Amſel ſein, die auf Isle de France unter dem Namen Martin bekannt iſt.

Der Obſtmarkt zu Mokha iſt vielleicht der auſſerordentlichſte in der Welt. Die Natur hat alles für dies Land gethan, und wenn man die zahlloſen Vorzüge bedenkt, womit ſie es ausgeſtattet hat, und zugleich auch die Leibesſtärke, den hellen Verſtand und den Muth ſeiner Bewohner; ſo iſt es kaum begreiflich, daß ſich dieſe nicht zu dem erſten Volk der Erde emporgeſchwungen haben. Es läßt ſich allenfalls nur dadurch erklären, daß ſie ſich in ihrem Vaterlande zu glücklich fühlten, um noch etwas zu erlangen, und daß ſie daher nicht geſucht haben, fremde Länder zu erobern, die nichts anziehendes für ſie hatten, und wo ſie nicht die Hälfte von dem fanden, was ihnen nicht ihr Vaterland reichlich dargeboten hatte. Arabien bringt alles hervor. Ich habe täglich den Markt mit Aepfeln und Orangen, mit Pflaumen und Zitronen, mit Aprikoſen und Ananas, mit Pfirſichen und Bananen, mit Artiſchocken, Trauben und Mangos, kurz mit allem Obſt und Gemüſen aus Europa und Aſien, reichlich angefüllt geſehn. Die Hitze iſt aber ſo außerordentlich, daß das Obſt von ſolchen Bäumen, die jährlich ihr Laub verlieren, zu ſchnell reif wird, weniger Saft als ſonſt gewöhnlich hat, und ſich kaum vierzehn Tage lang hält. Weit beſſer gedeihen dagegen die immer grünenden Bäume; auch ſind die Aſiatiſchen Früchte daſelbſt weit vortreflicher als die unſrigen.

Da

Digitized by Google

Da die Religion den Arabern alle Arten von gegohrnen Getränken unterſagt, ſo wird kein Wein, und nicht einmal ein Getränk aus Datteln bereitet, was doch eben ſo gut wie aus Kokosnüſſen geſchehn könnte; dagegen wird aber eine Menge Trauben getrocknet, aus denen man ein ſehr angenehmes Getränk verfertigt. Ich habe mich deſſen bedienen müſſen, weil ich keinen andern Wein bekommen konnte. Um es zu bereiten, thut man ungefehr dreißig Pfund Roſinen in eine Tonne Waſſer, läßt ſie drei Tage lang gähren, und zieht das Getränk in Flaſchen ab. Es hat alsdann viel Aehnlichkeit mit dem Champagnerwein, und da es jedermann in ſeinem Hauſe leicht verfertigen kann, ohne daß es bekannt wird, ſo trinken es die Araber troz ihrem Alkoran ſehr häufig, und ich bin von mehreren insgeheim damit traktirt worden. Auch ihre Leidenſchaft für den Brantwein kehrt ſich nicht an das Verbot, denn durch die Anweſenheit der vielen Fremden in Mokha ſind die Einwohner nach und nach weniger pünktlich in Erfüllung ihrer Religionsſchriften geworden. Sie geben daher ihrer Neigung Raum, und ich habe viele von ihnen mit Entzücken Brantwein trinken ſehn, ohne daß ſie auch nur das gewöhnliche: Mahomed, mach die Augen zu! dabei ausgerufen hätten, wenn ſie nur ſicher waren, daß ſie von keinen ihrer Landsleute geſehn wurden. Vielleicht habe ich es ſogar mehr dieſem Geſchmack für ſtarke Getränke als irgend einem andern Grunde

Digitized by Google

zu verdanken, daß ich die Bekanntſchaft der meiſten vornehmſten Offiziere der Kavalerie in Mokha gemacht habe; denn wahrſcheinlich kamen ſie in der Hoffnung zu mir, ſich insgeheim bei mir gütlich zu thun. Von den daſelbſt wohnenden Juden wird zwar auch Arrak fabrizirt; aber er iſt ſo erbärmlich, daß man Neger oder Matroſe ſein muß, um ihn trinken zu können. Die Araber enthalten ſich deſſen ohne Mühe, ohne dabei auf ihre Religion Rückſicht zu nehmen; daher iſt der Abſatz ſehr gering.

Die Hirſe wird unter allen Getreidearten am häufigſten in Yemen gebaut; Gerſte nur in geringer Menge, und Weizen noch weniger. Der erſtere ſteht gewöhnlich nicht nur dicht, ſondern die Aehren ſind auch ſelten weniger als fünf Zoll lang, ungefähr einen Zoll im Durchmeſſer dick und mit Körnern überladen, wie könnte auch ſonſt eine 150fältige Ernte davon gewonnen werden? Der Halm wird oft fünf bis ſechs Fuß hoch, und das Stroh wird für die Eſel und Kameele ſorgfältig aufgehoben. Die Pferde bekommen kein Heu, ſondern im Stall die zarteſten Spitzen des Hirſenſtrohes zu freſſen, woran ſich noch die Aehren nebſt den Körnern befinden; daher man ihnen nur noch ſehr wenig Gerſte oder Bohnen ſtatt des Hafers giebt.

Die Araber backen kein Brod, oder doch nur äußerſt wenig; ſie nähren ſich wie die Indier größtentheils von Reis, und ihr gewöhnliches Gericht iſt der Pelau oder Plau. Um ihn zu bereiten, wird eine

eine Henne und ungefehr drei Pfund Reis in einen Topf gethan, und gerade nur ſo viel Waſſer hinzugegoſſen als nöthig iſt, damit der Reis nicht anbrennen ſoll; hiezu thut man noch eine Menge Gewürz, als Kardamom, Muſkatennuß, Gewürznelken ꝛc., und läßt das Ganze, ungefehr ſechs und dreißig Stunden lang ununterbrochen miteinander kochen. Der Reis wird hiebei durch nichts anders befeuchtet als durch den Saft der Henne, und bekommt dadurch einen köſtlichen Geſchmack. Der angenehme Geruch von einem gut zubereiteten Pelau muß, wenn der Deckel aufgehoben wird, ſich im ganzen Hauſe verbreiten.

Im Innern des Landes giebt es eine ſolche ungeheure Menge von Roſenſtöcken, daß man Roſenwaſſer und Roſenöl in großer Menge bereitet, welches über den ganzen Erdboden verführt wird. Die Araber haben eine große Vorliebe dafür, und gebrauchen es ſehr ſtark. Das Roſenöl iſt vorzüglich äußerſt ſtark; wenn ein einziger Tropfen davon in einen großen Koffer mit Wäſche oder dergleichen fällt, ſo behält dieſer einen Geruch, den nichts vertreiben kann. Das Futteral, worin ein Fläſchchen mit Roſenöl geweſen iſt, behält den Geruch deſſelben, ſo lange nur noch ein Stückchen davon vorhanden iſt; und wenn man etwas davon auf die Hand gießt, ſo hilft alles Waſchen nichts, und es braucht wenigſtens drei Tage, bis der Geruch nach und nach durch den Schweiß wieder weggenommen wird.

An

An der Küſte des Meeres wird ſehr viel Salz verfertigt, wobei die Araber aber nicht, wie es bei uns zu geſchehen pflegt, regelmäßige Vertiefungen in eine Ebene graben, und dieſe alsdann unter Waſſer ſetzen; ſie machen vielmehr nur ſchlechtweg Löcher in die Erde, die ungefehr vier bis fünf Fuß im Durchmeſſer enthalten, und nur zwei Fuß tief ſind. Dieſe werden mit Seewaſſer ſo lange angefüllt, bis daß der Boden gehörig damit getränkt iſt, und kein Wäſſer mehr einſaugt. Hierauf ſetzt ſich auf die Oberfläche des Waſſers eine rothe Rinde an, die ſich immer tiefer hinab ſenkt, und ein Salz zu Boden ſetzt, welches, wenn das ebenfalls rothe Wäſſer davon abgeſchöpft wird, anfänglich ganz roth iſt. Dies wird hierauf eine Zeitlang in die Sonne gelegt, die ihm bald eine blendendweiße, außerordentlich ſchöne Farbe giebt; das Salz in Mokha iſt das ſchönſte, das ich in meinem Leben geſehen habe.

Die Liebhaber von Muſcheln könnten an den Ufern der Arabiſchen Küſte genug zu ihrer Befriedigung finden, da die Muſcheln hier noch nie geſammelt worden ſind, und man ſie daher im Ueberfluß findet. Die gemeinſten ſind die Olive, die Pilgerin und Bernard der Einſiedler; man hat deren, die ſowohl für die Form als für den äußern Glanz ſehr gut erhalten ſind.

Der Kaffee macht den vorzüglichſten Zweig der Kultur in Yemen aus; dieſer Baum iſt aber zu bekannt, um hier eine Beſchreibung beizufügen. Er

ſtammt

ſtammt urſprünglich aus Arabien her, und ob er gleich in den Antillen, zu Cayenne und auf der Inſel Bourbon auch vortrefflich gedeiht, ſo hat er doch in ſeinem Vaterlande einen vorzüglicheren Grad von Güte behalten, der ihm den Vorzug in ganz Europa zugeſteht. Die Frucht deſſelben iſt gewöhnlich klein, rund, ohne alle Hülſe, grünlich von Farbe, und hat einen ſtarken Geruch. Es giebt jedoch noch eine andere Art von Kaffee, der in den Gegenden von Uden wächſt; er iſt ſchwarz und ungefehr wie die Gewürznelken, mit kleinen glänzenden Pünktchen überſät, und hat einen ſehr ſtarken Geſchmack, und das daraus bereitete Getränk wird äußerſt ölicht. Unvermiſcht könnte man ihn gar nicht trinken, denn ſein Geruch iſt erſtaunlich ſtark, und der Geſchmack ſehr ſcharf; wenn man ihn aber mit der vorigen Art vermiſcht, was gewöhnlich zum ſechsten Theil geſchieht, ſo wird die Güte deſſelben ſehr erhöht. Auf dieſe Art ſortirt ihn der Agent der Kompagnie.

Alle dieſe verſchiedene Arten von Kaffee werden nach Bethelfakih gebracht, einer kleinen 25 Stunden nordweſtlich von Mokha gelegenen Stadt, in welcher der allgemeine Kaffeemarkt iſt. Die Franzoſen haben daſelbſt eine Loge, und ihre eigene in Frankreich gebräuchlichen Maaße und Gewichte. Der Markt hat gewöhnlich im Anfang des Mai ſtatt, damit die Schiffe, die ihn zu Mokha einladen, zu Anfang des Juni, als um welche Zeit der Paſſatwind ſich umlegt, abſegeln können. Der zur Ausfuhr be-

beſtimmte Kaffee wird auf Kameelen nach Mokha geliefert; ſelten beläuft ſich dieſe Ausfuhr auf 4000 Ballen, wenn man die Jahre davon ausnimmt, in denen die Engliſchen und Franzöſiſchen Kompagnien Geſchäfte damit machen. Da dies aber nicht immer geſchieht, ſo kann man die ganze Ausfuhr daher nur auf 3500, höchſtens 4000 Ballen berechnen. Jeder Ballen wiegt 313 Pfund, wovon dreizehn auf das Einpacken gerechnet werden, und koſtet, einen in den andern gerechnet, 42 Spaniſche Piaſter, mit Inbegriff der Transportkoſten nach Mokha, und der Zollgebühren an dieſem Orte und zu Bethelfakih. Das Pfund davon koſtet alſo ungefehr vierzehn und einen halben franz. Sous. Nach dieſer Berechnung würden aus Mokha höchſtens jährlich 1200,000 Pfund Kaffee ausgeführt, was eine Summe von 168000 Piaſtern ausmacht. Da nun Arabien eine Menge Artikel, die ihm unentbehrlich ſind, aus dem Auslande kommen laſſen muß, ſo würde ſeine Handelsbilanz ſehr zu ſeinem Nachtheil ausſchlagen, wenn es außer dieſer geringen Summe keine weitere Einnahme hätte; allein die Ausfuhr des Kaffees aus dem Hafen von Mokha iſt in den Augen der Regierung ein ſo geringfügiger Gegenſtand, daß ſie ihn kaum ihrer Aufmerkſamkeit würdigt. Dagegen kommen die Perſer von allen Seiten auf den Markt nach Bethelfakih, und machen hier die Karavane von Baſſora aus. Derjenige Kaffee, der nach Natolien, in die Europäiſche Türkei, und einen Theil von Rußland

land geht, nimmt ſeinen Weg über Smyrna und vereinigt ſich mit der nach dieſer Stadt benannten Karavane; derjenige endlich, der für die Küſte der Barbarei und ganz Afrika beſtimmt iſt, vereinigt ſich in der Karavane von Kairo. Hauptſächlich ſind es dieſe drei Karavanen, die den Markt von Bethelfakih blühend machen, und da alle Geſchäfte daſelbſt mit baarem Gelde getrieben werden, ſo kommt dadurch eine weit größere Summe nach Yemen, als nöthig iſt, um die Koſten, die das Land für die ihm fehlenden Artikel zu beſtreiten, wieder zu decken.

Außer dem Kaffee liefert Arabien den fremden Nazionen eine Menge getrockneter Datteln, anderes getrocknetes Obſt, als Birnen, Aepfel, Trauben, Feigen und Pfirſiche, Quaſſia, Kardamom und Aſa-Fötida. Dies ſind lauter Produkte ſeines Bodens, können aber als keine ſehr wichtige Artikel in ſeiner Handelsbilanz angeſehn werden. Auch liefern ſeine Märkte noch Weihrauch, Benzoe, Aloeſaft und Gummi. Dieſe leztern Artikel ſind zwar nicht lauter Arabiſche Produkte, und obgleich der allgemeine Markt für dieſelben in dieſem Lande iſt, ſo bringt es ſelbſt doch nur eine kleine Quantität davon hervor. Der Aloeſaft kommt von Sokkotora, welche Inſel den beſten in der Welt liefert. Für dies Produkt giebt es keinen eignen Markt, ſondern man findet es zu Mokha, Maſkat, Dſchidda und in allen andern Städten Arabiens.

Da

Das Gummi zieht Yemen hauptſächlich aus Abyſſinien; was es ſelbſt davon hervorbringt, iſt nicht der zwanzigſte Theil von dem, welches auf ſeine Märkte kommt. Kaffee von Mokha und Arabiſches Gummi ſind daher zwei ſehr uneigentliche Benennungen. Der Arabiſche Gummibaum iſt klein, unanſehnlich, verkrüppelt, und ſchwitzt das Harz in ſehr kleinen und gelblichen Tropfen aus. Der Abyſſiniſche hingegen wird groß und ſtark und ſchwitzt eine Menge Tropfen aus, die ſo groß wie ein Taubenei und ſo hell wie Kriſtall ſind. Der Markt von Mokha und die umliegenden Oerter würden ohne dieſen jährlich kaum 300 Ballen Gummi liefern. Der Weihrauch und der Benzoe machen, zuſammengenommen, keinen bedeutenden Handelsartikel aus. Die Araber ſelbſt verbrauchen äußerſt viel davon, und von der ganzen Quantität, die man von dieſen Produkten auf ihren Märkten findet, kömmt der größte Theil aus Abyſſinien. Man kann übrigens mit Gewißheit annehmen, daß der Profit von demjenigen Theil dieſer Produkte, den ſie ins Ausland verkaufen, der ganzen Summe gleich kommt, die ſie für die Quantität bezahlen müſſen, welche ſie dafür aus Abyſſinien ziehen. Nach dieſer Berechnung würde der Staat nichts dabei gewinnen.

Mit dem Gelde, das Yemen für ſeine eben angeführten Produkte zieht, bezahlt es den Reis, der ihm aus Indien gebracht wird, den Zucker, den

man

man ihm von allen Seiten herzuführt, und beſonders den Kandizucker aus Bengalen; ferner das Eiſen und die Kanonen, die es von den Europäern bekömmt, die Tücher und das verarbeitete Gold, die es aus den Häfen der Levante zieht, den Pfeffer und die andern Gewürze, die von der Küſte Malabar dahin gebracht werden, die baumwollenen Waaren aller Art, die Indien ihm zuſchickt, die verſchiedenen Arten von Seidenzeugen, die es aus Surate zieht, und endlich das Porzelän, und mehrere andere Artikel aus China.

So groß aber auch immer ſeine eigenen Bedürfniſſe ſein mögen, ſo iſt doch immer noch die Bilanz zu ſeinem Vortheil, und der Beweis liegt darin, daß, da alle Geſchäfte mit baarem Gelde gemacht werden, und es im Lande ſelbſt nur eine kleine verzinnte Münzſorte mit Namen Khomaſſi giebt (deren ich ſchon oben erwähnt habe, und die nicht ausgeführt werden kann, weil ſie faſt gar nichts werth iſt), demungeachtet die fremden Geldſorten, beſonders aber die Europäiſchen, z. B. Zechinen und Ungariſche Thaler in großer Menge daſelbſt vorhanden ſind, und bei allen Handelsgeſchäften, ſie mögen ſo beträchtlich ſein als ſie wollen, gebraucht werden. Die Khomaſſis dienen durchaus nur zum Verkauf im Kleinen, oder höchſtens zum Ausgleichen bei größern Zahlungen. Der Ertrag der eignen verkauften Produkte muß alſo nothwendigerweiſe die Summe ſeines Einkaufs jährlich überſteigen; denn

 ſonſt

ſonſt würde die leztere mit den fremden Geldſorten bezahlt werden, und dieſe folglich nach und nach gänzlich verſchwinden müſſen. Man kann alſo Arabien ein ſehr reiches Land nennen, denn ſeine Produkte überſteigen ſeine Bedürfniſſe.

Die Sitten der Araber ſind äußerſt rein; die Gewohnheit beſtändig allein in ihren Harems zu leben und wenig Umgang miteinander zu haben; die Vielweiberei, die ihnen Gelegenheit giebt, den brennenden Hang, den ihnen das Klima einflößt, nach Gefallen zu befriedigen, und die äußerſte Zurückhaltung oder vielmehr die Sklaverei, worin das weibliche Geſchlecht lebt; alle dieſe Umſtände tragen gemeinſchaftlich bei, ſie von Ausſchweifungen zurückzuhalten. Hiezu kömmt noch die Enthaltung von allen ſtarken Getränken, die in ihrer Religion verboten ſind, und der ſie ſich an allen andern Orten in ganz Arabien, außer nur da, wo durch den Handel der Luxus ſich eingeſchlichen hat, und wo man folglich die Uebertretung der Religionsvorſchriften mit gleichgültigen Augen anſieht, aufs ſtrengſte unterwerfen; ferner die Unbekanntſchaft mit allen Hazardſpielen, und mehr als dies alles, der Fanatismus ihrer Religion, und die deſpotiſche Gewalt ihrer Geiſtlichen. Dies alles zuſammen trägt zu der Reinigkeit ihrer Sitten bei. Die Verachtung, die ſie gegen andre Nazionen hegen, macht, daß ſie ſich von allen entfernt halten, und ſich mit keiner in nähere Verbindungen einlaſſen. Der Araber kenn nie-

niemand anders als ſeine Familie; er beobachtet aufs genauſte alle im Alkoran ihm vorgeſchriebene Geſetze, und es vergeht keine Stunde im Tag, ohne daß er irgend eine Vorſchrift zu erfüllen hat. Die Gebete, die Abwaſchungen und die Sorgfalt für ſeine Familie, machen einen Tag wie den andern ſeine ganze Beſchäftigung aus, und unterhalten ihn in ſeiner einförmigen Lebensart, wodurch ſeine Sitten unbefleckt erhalten werden. Die Kinder, die unter den Augen des Vaters aufwachſen, und durch keinen fremden Einfluß verdorben werden, gewöhnen ſich wieder an die nehmliche Regelmäßigkeit, und weichen ihr ganzes Leben hindurch nicht davon ab.

Die Regierung iſt geizig, aber den Privatperſonen kann man dies nicht zur Laſt legen; und Arabien iſt vielleicht das einzige Land, wo dieſe traurige Leidenſchaft, die ſonſt überall die Quelle ſo vieler Verbrechen iſt, noch nicht Wurzel gefaßt hat. Wegen des heißen Klimas brauchen die Araber nur wenige Kleidungsſtücke, und bei ihrer Mäßigkeit ſind auch ihre Bedürfniſſe für die Nahrung äußerſt gering. Der Araber lebt in ſeinen Gebirgen in friedlicher Trägheit, leidet an nichts Mangel, und hat nichts zu wünſchen; er iſt glücklich in dem Genuſſe der Güter, welche die Natur um ihn her ausgebreitet hat; und ſeufzt nicht nach andern, die er nicht kennt, und die ihm auch von den Fremden in ſeine Einſamkeit nicht zugeführt werden. Sein Glück beſteht im Müßiggehn. Im Kühlen zu ſchlafen,

ſich auf Kiſſen hinzuſtrecken, und dabei die friſche Luft einzuathmen und den Hukka zu rauchen, ſich mehrmals im Tag, ſowohl aus Pflicht als aus Neigung zu baden, und endlich des Umgangs mit ſeinen Weibern zu genießen; dies iſt für ihn der Gipfel der höchſten Glückſeligkeit. Ein ſolches Leben entſpricht ſeinen Wünſchen, und er weiß es ſo ſehr zu ſchätzen, daß er es mit niemand theilen will; daher entſteht jene Eiferſucht, welche die Grundlage ſeines Karakters ausmacht. Wenn irgend etwas beitragen könnte, ihre Sitten zu verderben, ſo wäre es ohne Zweifel die Art, wie ſie mit ihren Weibern leben. Das heiße Klima entflammt ihre Sinne und reizt ohne Aufhören ihre Begierden; ſie überlaſſen ſich dieſen auch um deſto unmäßiger, weil ſie zu jeder Stunde im Stande ſind, ſie zu befriedigen. Vielleicht ſind ihnen die häufigen Bäder bloß in der Abſicht anbefohlen worden, um dieſe abzukühlen; allein dieſen Zweck verfehlen ſie durchaus, denn die Sinne könnten durch nichts mehr entflammt werden als durch den Mißbrauch, der mit den Bädern getrieben wird. Gewöhnlich ſind ihre Badezimmer große Vierecke, die 25 bis 30 Fuß lang, und eben ſo breit, aber nur ungefehr 3½ Fuß hoch ſind; man ſteigt in dieſelben auf kleinen, in den vier Ecken angebrachten Stiegen hinab. Der Boden derſelben iſt mit Sand bedeckt oder feſt geſtampft, und bleibt immer vollkommen eben. Hier baden ſich nun zu gleicher Zeit das Oberhaupt der Familie und alle

ſeine

ſeine Weiber. Ich ziehe den Vorhang vor dies unanſtändige Schauſpiel; man wird leicht begreifen, daß durch den Anblick ſo vieler nackten Frauenzimmer, die keinen andern Schleier haben als das durchſichtige Waſſer, das von dem Klima entzündete Feuer ſich noch mehr entflammen muß.

Unter dieſem Geſichtspunkte könnte man die Sitten der Araber vielleicht frei nennen; allein wahrſcheinlich hat ihr Geſetzgeber den nehmlichen Drang der Bedürfniſſe gefühlt, und nicht nur die Unmöglichkeit eingeſehn, ſie zu bezähmen, ſondern auch die Gefahr, die daraus entſtehen könnte, wenn die Befriedigung derſelben durch ein Geſetz eingeſchränkt würde. Der wollüſtige Araber kann ſich daher in dem Innern ſeines Harems ganz der Herrſchaft ſeiner Sinne überlaſſen, ohne daß man ihm darum Verderbniß der Sitten vorwerfen kann; denn er übertritt dabei kein Geſetz und handelt gegen keine Pflicht. Die Arabiſchen Weiber bekömmt man nie zu Geſicht, auch ſelbſt nicht, wenn ſie auf Reiſen ſind, ob ſie gleich von Wagen nichts wiſſen. Damit man ſie nicht ſehn kann, werden auf den Sattel eines Kameeles vier Stangen geſteckt, über welche man irgend eine Art von Zeug, gewöhnlich von rother Farbe, ausbreitet; in dieſe Niſche muß ſich die Frau ſetzen, und darf auf der ganzen Reiſe keinen Blick auf die umliegende Gegend werfen. Es würde ihr oft das Leben koſten, wenn ſie ſich unterſtünde, einen Zipfel des Schleiers, hinter welchem ſie verborgen iſt, zu lüf-

ten; dies hienge wenigſtens ganz von der Denkungsart ihres Herrn oder ihres Mannes ab.

Wegen dieſer ſtrengen Abſonderung der Weiber können ſich auch ſelbſt in die Städte, wo die Sitten durch den Luxus ſchon viel von ihrer Reinigkeit verloren haben, dennoch keine Ausſchweifungen mit dem andern Geſchlechte einſchleichen. In Mokha giebt es keine einzige öffentliche Weibsperſon, womit, wie man denken kann, die Europäiſchen Matroſen ſehr unzufrieden ſind. Eine einzige Krämerinn ſtand zu meiner Zeit in dem Rufe, daß ſie eben nicht grauſam wäre; allein die Landesgeſetze ſind ſchrecklich für alle, die in dieſer Rückſicht auf friſcher That ertappt werden. Wenn es einer Frau einfiele, ihren Galan in einem ſolchen Augenblick zu verrathen, ſo dürfte ſie nur laut rufen, und wenn dann nur ein einziger Zeuge hinzukäme, und der Europäer ergriffen würde, ſo könnte dieſer ſchlechterdings nur durch Annahme des Mahomedismus ſein Leben retten. Wenn ſie überdem ſo treulos wäre, zu beſchwören, daß er Alla gerufen hätte, ſo wäre das Verbrechen ſchrecklich, und man würde, wenn er ſich zur Annahme des Turbans weigerte, ſogleich ohne alle weitere Unterſuchung, die Strafe des Spießens an ihm vollziehen. Dieſe Geſetze ſind ſo wohl bekannt, daß die Europäer auf ihrer Hut ſind; die Araber hingegen haben nicht nöthig, dergleichen Weiber zu ſuchen. Alle dieſe Umſtände bewahren die Sitten dieſer Nazion, die man als eine

neue

Digitized by Google

neue anſehn kann, d. h. als eine ſolche, die noch Religion und Sitten hat. Unter dem Worte Religion verſtehe ich aber keinen Gottesdienſt; dieſen haben alle Völker, aber eins iſt ſehr von dem andern verſchieden. Religion haben heißt bei mir, feſt von der Wahrheit aller der Lehren überzeugt ſein, ihre Vorſchriften genau beobachten, von ihrer Göttlichkeit und Unfehlbarkeit durchdrungen ſein, und ſich, wenn es ſein muß, willig für ſie aufopfern; in dieſem Verſtande haben wir in Europa keine Religion mehr. Der Gottesdienſt hingegen beſteht in einigen äußern Gebräuchen und Zeremonien, von denen man ſich oft unter einem leichten Vorwande, oft ſogar, weil es Mode iſt, losſagt, und die mit einem immer mehr überhandnehmenden Leichtſinn beobachtet werden. In dem Welttheil, den wir bewohnen, kennen wir ſeit langer Zeit nichts mehr als verſchiedene Arten von Gottesdienſten.

Arabien iſt entfernter von allen Revoluzionen als irgend eine Europäiſche Nazion, denn es hat keine Umſchaffung zu wünſchen, ſo lange es ſeine Religion und Sitten behält. Es iſt das größte Unglück für eine Nazion dieſe zu verlieren; und wenn wir die Jahrbücher der Welt befragen, ſo werden wir ſehen, daß ein Volk, welches dieſe umgeſtürzt ſieht, ſich nie hat umſchaffen können, ohne ein Jahrhundert der Barbarei, welches alles in ein Chaos wirft, und worauf nur langſam aufgeklärtere Zeiten folgen. Die Künſte und Wiſſenſchaften erneuern ſich nun, und

bringen die Völker auf den höchſten Gipfel der Bildung, von dem ſie dann abermals zurückfallen. Die Wiſſenſchaften wurden zuerſt in Indien kultivirt, zogen ſich dann nach Egypten, von da nach Griechenland, von wo ſie nach Italien kamen, welches ihrer wiederum verluſtig gieng, als Frankreich damit bereichert ward; und ſcheinen ſie nicht heutzutage ihren Lauf durch den Norden zu nehmen, der kaum ziviliſirt war, als der Mittag blühte. Vielleicht werden ſie von da nach ihrem erſten Vaterlande zurückkehren. Die Geſchichte lehrt uns, daß allein die Zeiten der Barbarei, welche auf die aufgeklärten Jahrhunderte in den ebengenannten Ländern folgten, die Künſte und Wiſſenſchaften zwangen, die Welt durchwandern; und wenn man der Urſach ihres Verfalls nachforſchen will, ſo wird man zugeben müſſen, daß die Kataſtrofen, welche die Staaten untergraben, durch nichts als durch die Vernichtung der Religion und der Sitten herbeigeführt werden. Weit glücklicher erblickt die Arabiſche Nazion, weit entfernt, eine Revoluzion zu fürchten, täglich die Annäherung des Jahrhunderts, wo ſie nun ihrer ſeits die erſte Stelle unter den Völkern der Erde einnehmen wird. Ihre Anhänglichkeit an ihre Religion beſteht in ihrer ganzen Stärke; ihre Sitten ſind rein; ſie kennt weder Ausſchweifungen, noch das Spiel, noch den Geiz, und dies iſt vielleicht das einzige Volk auf dem Erdboden, das die Tugend um ihrer ſelbſt willen ausübt. Die Strenge ihrer

Digitized by Google

ihrer Sitten muß nothwendigerweiſe auch einen großen Einfluß auf den Karakter der Nazion haben, und es giebt in der That kein treueres, redlicheres und aufrichtigeres Volk als die Araber. Sogar die Nomadiſchen Stämme brechen nie ihr einmal gegebenes Wort. Der Araber ſtellt keine Scheine aus, weiß nichts von Kontrakten, und verlangt bei keinem Geſchäft irgend eine Art von Sicherheit. Zwei Kaufleute ſchließen einen Handel ab, ohne ein Wort dabei zu reden. Sie berühren ſich gegenſeitig die Hand, über welche ein dritter ein Tuch ausbreitet; die Berührung beſtimmt den Preis, und wenn ſie miteinander übereinkommen, ſo iſt nichts in der Welt im Stande, dies rückgängig zu machen. Wenn der Handel unter mehrern abgeſchloſſen wird, ſo ſetzen ſich alle in einen Kreis; hierauf giebt der Verkäufer ſeinen Preis an, indem er die Hand ſeines Nachbars zur Rechten ſo oder ſo vielmal drückt; wer weniger bietet, vermindert dieſe Zahl von Händedrücken, oder vermehrt ſie, wenn er mehr bieten will. Dieſes geht nun die Reihe herum, und der Nachbar zur Linken macht das Gebot dem Kaufmann ebenfalls durch Händedrücken bekannt; hierauf giebt ſich derjenige zu erkennen, der das Gebot gethan hat; beide Theile reichen ſich die Hände, ein dritter trennt dieſe durch einen leichten Schlag, und nun iſt der Handel ſo feſt abgeſchloſſen, daß nichts ihn rückgängig machen kann. Ich habe dergleichen Geſchäfte in meiner Gegenwart abſchließen ſehn. Es iſt in Mokha Gebrauch, daß kein

Schiff etwas, ohne daß es vorher den ſämmtlichen Kaufleuten der Stadt angeboten worden, verkaufen darf. Es muß ihnen wenigſtens einen Theil der Ladung, wenn auch nicht die ganze, überlaſſen, ehe ſie theilweiſe verkauft werden darf. Die Kaufleute kommen zu dieſem Ende ſämmtlich zuſammen, und ſchließen auf die beſchriebene ſtumme Art, die Hände unter dem Teppich, den Handel ab; es entſteht dabei weder Zank noch Streit; es wird nicht ein Wort dabei geſprochen, und doch wird das gegebene Wort unwiederruflich gehalten. Wie ſehr werden durch dieſe Treue und Rechtlichkeit die Europäer beſchämt, die allen andern Nazionen ſo weit überlegen zu ſein ſich einbilden, und doch nicht das geringſte Geſchäft abſchließen können, ohne ſich hinter einer Menge durch Mißtrauen vorgeſchriebener und demungeachtet nicht ſelten unzulänglicher Formen gegen den Betrug zu ſichern.

Der Araber iſt ſehr heftig und rachſüchtig. Nichts iſt im Stande, ſeine Rachſucht zu zähmen, und er wird ſich ſelbſt aufopfern, wenn er nur ſeinen Feind mit in ſein Verderben reißen kann; allein durch dieſen Durſt nach Rache wird er ſich dennoch nie verleiten laſſen, ihn auf eine hinterliſtige Art anzugreifen. Er iſt beherzt und tritt ſeinem Feind muthig vor die Augen. Die große Heftigkeit ſeiner Leidenſchaften macht ihn für den höchſten Grad des Enthuſiasmus fähig; dies hat man aus allem geſehn,

Digitized by Google

was ſie für ihre Religion gethan haben. Sie ſind treue, großmüthige Freunde, und der größten Aufopferung fähig. Die Gaſtfreiheit iſt für ſie eine unverletzliche Pflicht; wer ſich in ihr Haus flüchtet, er mag ein Verbrechen begangen haben, welches er will, ſo wird er von dem Eigenthümer für eine heilige Perſon gehalten, und ſo lange beſchützt, als er ſich unter ſeinem Dache befindet. Wäre er auch ſelbſt ſein ärgſter Feind, ſo würde er ſeine Rache ſo lange aufſchieben, bis er ſein Haus wieder verlaſſen hätte.

Dagegen ſind die Araber ſtolz, ruhmſüchtig, und ſehr ſelten zuvorkommend. Sie verachten überdies im höchſten Grade alle, die nicht zu ihrer Nazion gehören, und ſogar die Renegaten ſtehen bei ihnen in keiner ſonderlichen Achtung, wenn ſie ihnen auch noch ſo nützliche Dienſte leiſten. Sie verachten nicht allein die Ausländer, ſondern ſie haſſen ſie ſogar, und das Volk ſucht ſie bei jeder Gelegenheit zu mißhandeln; allein auch hier wie überall, zeichnet ſich die höhere Klaſſe durch ein anſtändiges und würdevolles Betragen aus, und dieſer beſſere Theil der Nazion iſt, im Ganzen genommen, ſehr ernſthaft und bedächtig. Der herrſchende Karakter dieſes ganzen Volks iſt Eiferſucht. Jeder Araber iſt im Stande, auf den geringſten Verdacht ſeine Frau zu ermorden; aber ſeine Wuth wäre hiermit noch nicht befriedigt, ſondern er würde auch die weiteſte Reiſe nicht ſcheuen, und dem Verführer bis ans

ans äußerſte Ende der Welt nachfolgen, um ihm den Dolch ins Herz zu ſtoßen. Sie ſind daher äuſſerſt wachſam auf alles, was ihre Harems betrifft, in die niemand, ohne alle Ausnahme, hineinzukommen wagen darf. Sogar ihren Kindern iſt es nicht erlaubt, ſobald ſie das männliche Alter erreicht haben.

Der Imam von Yemen hat ſeine Reſidenz zu **Senan**, einer ungefehr vierzig Lieues nordoſtwärts von Mokha gelegenen Stadt. Sein Hof iſt nicht ſo glänzend als er ſein könnte, wenn er die Sajiden um ſich verſammelte; aber entweder iſt ihre Gegenwart ihm läſtig, oder er fürchtet ſich vor ihnen; genug, er hält ſie entfernt, und iſt nur allein von Negern umgeben, die ſich ſeinem Willen ſklaviſch unterwerfen. Man ſieht zu Senan ſehr wenig Araber aus großen Familien. Dieſe Stadt iſt übrigens ſehr wenig größer als Mokha, und wie alle Städte in ganz Arabien, mit ſchlechten Mauern von Backſteinen ohne Gräben umgeben, worauf große Thürme angebracht ſind; im ganzen Königreiche findet man nicht eine einzige Schanze.

Der Thron von Yemen iſt oft mit Blute befleckt worden. Dieſe Kataſtrofen haben nach und nach eine Art von Konſtituzion veranlaßt, wodurch die Macht des Imams etwas eingeſchränkt worden iſt. Ob aber gleich dieſer Monarch nach der Verfaſſung kein Deſpot iſt, ſo wird er es doch dadurch, daß er ſelbſt ſeinen Staatsrath wählt, ohne den er

nichts

nichts thun kann. So weiß er dem Geiſt des Geſetzes auf eine geſchickte Art auszuweichen, und iſt alſo im Grunde unumſchränkter Gebieter über das Leben ſeiner Unterthanen. Der jetzige Monarch hat ſeine Regierung noch nicht durch große Hinrichtungen befleckt, und man kann ihm kein einziges willkührliches Todesurtheil vorwerfen. Die Européer erhalten ziemlich leicht die Erlaubniß, ihn beſuchen zu dürfen, und erſcheinen nie ohne Geſchenk vor ihm. Von dem Augenblick an, wo ſie an ſeinen Hof kommen, hält er ſie in allem frei, und bezahlt ihnen auch alle Koſten der Rückreiſe. Man muß ſich ſehr in Acht nehmen, daß unter den Geſchenken, die man ihm überbringt, nichts von Schnitzwerk oder Stickerei ſich befindet, was einer menſchlichen Figur oder einem Thiere ähnlich ſieht, denn da das Geſetz ihnen ſo ſtreng alle Arten von Bildern unterſagt, ſo würde er gar nichts annehmen. Die Geſchenke beſtehen gewöhnlich in rothem oder grünem Sammt, goldgeſticktem Linon, Schmuck, einem mit Edelſteinen beſetzten Dolch, in Pendul- und Taſchenuhren, und Waffen. Er giebt dagegen gewöhnlich ein prächtiges Pferd, daß man ſelbſt aus ſeinen Ställen ausſuchen kann. Die Armee dieſes Monarchen iſt in Friedenszeiten ſehr ſtark in Verhältniß mit der Größe ſeiner Staaten. Er hält zweitauſend Mann Kavalerie, die aus der Blüte der Nazion beſtehen, und hiezu kommen noch ungefehr ſechs bis ſiebentauſend Mann ſchlechte Infan-

terie,

terie, von der ich oben geredet habe; im Fall eines Krieges kann er etwas über zwanzigtauſend Mann, alles mit einbegriffen, ins Feld ſtellen. Ueberdies hat er noch ein Corps von ungefehr ſechshundert Kanonieren aus allen Nazionen, das beſtimmt iſt, mit wenigſtens ſechshundert Stück Kanonen von jedem Kaliber zu manövriren, von denen höchſtens zwanzig auf ſchlechten Schifflavetten liegen, die von Menſchen müſſen fortgezogen werden; die übrigen können gar nicht gebraucht werden, weil ſie keine Lavetten haben. Ich rede hier nur von Feldſtücken; denn die in den Städten liegen auf zwei hölzernen Balken, welche die Stelle der Lavetten vertreten. Die ganze Infanterie und Artillerie iſt ſo elend, daß dreitauſend Mann guter Europäiſcher Truppen, ein paar fliegende Batterien hinreichend wären, um ganz Yemen in drei Monaten zu erobern.

Arabien iſt ohne Widerſpruch eine ſeit den älteſten Zeiten bewohnten Stellen des Erdbodens. Seine hohen Granitgebirge beweiſen ſein Alter. Beim erſten Blick auf die Karte, ſcheint es in den erſten Zeitaltern der Welt eine Inſel geweſen zu ſein, als die Landenge von Suez noch nicht war, und als der Perſiſche Meerbuſen mit dem Kaſpiſchen Meere in Verbindung ſtand. Seit dieſer Zeit vermehrt ſich ſein Boden von Tage zu Tage und die Meerenge von Babelmandel wird in einer gewiſſen Anzahl von Jahrhunderten wahrſcheinlicherweiſe ein zweiter Berüh-

rührungspunkt zwiſchen Afrika und Aſien ſein. Man findet ſchon nicht mehr als ſieben Faden Waſſer zwiſchen der Inſel Nehün oder Perim *), welches der gewöhnliche Weg der Schiffe iſt. Zwar zeigt das Senkblei in der Mitte der großen Meerenge vier und zwanzig Faden; aber dieſe Tiefe iſt nicht gleich, und findet nur in der Mitte ſtatt, und an vielen Stellen kann man wegen der Klippen und Untiefen mit großen Schiffen nicht fahren. Das rothe Meer ſelbſt iſt tiefer als die kleine Meerenge; überall faſt findet man dreißig bis vierzig Faden Waſſer zwiſchen den Inſeln und den Felſen, womit es wie beſäet iſt. Obgleich man mehrere Stellen als grundlos verſchrieen hat, welches daher kömmt, weil man ſchlechte Senkbleie dabei gebraucht hat, ſo bin ich doch überzeugt, daß es, wenn die Zeit die Meerenge verſchloſſen haben wird, einen großen See, ein zweites Kaſpiſches Meer bilden wird. Im Ganzen genommen iſt dies Meer ſchlecht mit dem Senkblei unterſucht worden; ich fand überall einen Grund von 70 bis 80 Faden, indem ich zwiſchen Mokha und der Afrikaniſchen Küſte ſchiffte. Herr von Roſily, Kommandant der königl. Fregatte la Meduſe, iſt der einzige, der im Stande geweſen wäre, uns genaue Angaben darüber zu geben, wenn er nicht

*) Die Inſel Mehün oder Perim liegt eine kleine Stunde vom Vorgebirge Babelmandel, und bildet die Meerenge gleiches Namens.

nicht ſo eilig geweſen wäre, nach dem Ort ſeiner Beſtimmung zu gelangen, und Zeit gehabt hätte, ſeine ganze Bemühung auf dieſe Operazion zu wenden. Er war wegen des dort ſo äußerſt heftigen Windes und der reißenden Flut oft genöthigt, bei vollem Segel das Senkblei auszuwerfen. Da dies Manöver ihm nicht erlaubte, ſich eines langen Fadens zu bedienen, ſo war er gezwungen, einen ſehr kurzen zu gebrauchen; auch hat er mehrentheils nur 50 Faden tief ausgeworfen, die nicht hinreichend waren, um den Grund zu erreichen. Ganz anders verhält es ſich mit ſeinen Beobachtungen, die mit der größten Genauigkeit und Richtigkeit, deſſen ſeine Talente fähig ſind, gemacht und daher vollkommen ſind. Dieſer vortreffliche General hat ſo eben eine Karte vom ganzen rothen Meere von der Meerenge bis zur Landenge von Suez herausgegeben. Zu ſeinen aſtronomiſchen Beobachtungen hat er den Chronometer, auf den Meridian von Mahé geſtellt, benutzt; und nach aller angewandten Sorgfalt, ſeinem Eifer und ſeinen Kenntniſſen zufolge, kann man das größte Zutrauen in die Richtigkeit ſeiner geographiſchen Beſtimmungen ſetzen. Eine ſolche Karte mangelte der Schifffahrt gänzlich; die der vorhergehenden Reiſenden trug nicht jenen Grad der Beſtimmtheit, jenen Karakter, der das Zutrauen der Seefahrer erwirbt; es fehlte die Karte eines Seemanns, und zwar eines ſolchen Seemanns wie Herr von Roſily. Das Publikum und die Regierung ſind

ihm

ihm in dieſer Hinſicht einen gerechten Zoll der Dankbarkeit ſchuldig.

Das Meer zieht ſich augenſcheinlich von der Ebene zurück, auf der Mokha erbaut iſt. Von dem Rand der Küſte an bis zu den Gebirgen, wenn man, beim Herauffahren des rothen Meeres, bei der Meerenge anfängt, befreit ſich die Grundlage, auf welcher die Arabiſchen Gebirge ruhen, täglich mehr vom Joche des Ozeans, und iſt noch nicht mit Pflanzenerde bedeckt. Das Meer ſcheint ſie erſt ſeit geſtern verlaſſen zu haben. An mehreren Stellen möchte man glauben, daß man ſich auf einem flachen Ufer befände, daß durch die Ebbe entblößt ſei, und man fürchtet ſich beinah vor der Rückkehr der Fluth. Nicht ſo verhält es ſich außerhalb der Meerenge und in der Gegend von Aden, wo die Wellen den Fuß der Gebirge beſpülen, und die Grundlage, die dieſe trägt, noch in der Tiefe des Meeres liegt. Das Senkblei zeigt in einer geringen Entfernung keine Tiefe, ausgenommen gegen das Vorgebirge St. Anton zu, wo der Grund ſich ſtufenweiſe bis zur Meerenge zu erheben anfängt.

Der Geiſt würde ſich in der Berechnung der Jahrhunderte verlieren, die noch verfließen werden, ehe der Ozean die Arabiſche Küſte bei Aden wird verlaſſen haben. Das rothe Meer hingegen hat ſo wenig Tiefe, und die Inſeln und Klippen, die ſich darin in ſolcher Menge befinden, ſind ſo augenſcheinlich Gipfel von Hügeln, von denen es ſich langſam

zurückzieht; dieſer ſtufenweiſe Rückzug iſt ſo offenbar, daß man nicht umhin kann, vorher in der Einbildung irgend eine Epoche zu beſtimmen, in welcher dieſer ganze große Golf in ein Thal verwandelt werden wird. Es wäre ſogar möglich, daß dieſer Augenblick durch einen vulkaniſchen Ausbruch beſchleunigt würde. Die ungeheure Maſſe, welche die Gebirge Arabiens bildet, ruht auf keinem feſten Grund. Eine innerliche Feuersbrunſt hat unter ihren Wurzeln Höhlen gebildet, die unter dem Bette des rothen Meeres hindurch bis nach Afrika gehn. Die kleine Inſel **Gebelthor** brennt und raucht noch jetzt.

Zeila und Mokha, zwei Städte auf dem entgegengeſetzten Ufer, ſind auf unterirdiſch zuſammenhangenden Höhlungen erbaut. Die in ihrem Innern verſchloſſenen Feuerſtoffe brennen, und haben die herumliegenden brennbaren Stoffe entzündet; ſobald die eine Stadt eine Erſchütterung empfindet, ſo empfindet ihn auch in demſelben Augenblick die andre. Während meines Aufenthalts in Arabien iſt die Erde mehrmals und ſogar ziemlich ſtark erſchüttert worden. Eine kleine Stadt, die in den Gebirgen, ſechs Stunden oſtwärts von Mokha liegt, iſt durch eine ſolche Erſchütterung ganz umgeſtürzt worden. Selbſt Mokha empfand die Wirkungen davon; aber obgleich die Stöße nicht ſehr ſtark waren, ſo hatte ich doch Urſach, den Einſturz meines Hauſes zu fürchten. Ich gieng ſogleich heraus;

aus; die Erde war ſchon ruhig; mein Boot, das am Ufer vor Anker lag, fühlte die Bewegung, und es erhoben ſich für einen Augenblick bei einer ſehr großen Windſtille drei ſtarke Fluten. Das Thermomer ſtand 100 Grad Fahrenheit, der Barometer 27 Grad. Wenn man auf die Tiefe des Abgrundes, der ſich unter dem Boden Arabiens ausgehöhlt hat, von deſſen Wirkungen ſchließen kann, ſo muß man annehmen, daß er ungeheuer groß ſei; denn was für eine Feuersbrunſt gehört nicht dazu, um eine Exploſion zu bewirken, die im Stande iſt, ſo beträchtliche Maſſen zu erſchüttern? Die Erdbeben ſind in den Gebirgen, und vorzüglich in dem Theil um Aden herum, ſehr häufig. Der innere Brand ſcheint allgemein zu ſein, denn noch hat er ſein Zentrum nicht beſtimmt, und man kann annehmen, daß ſich das Feuer einen Weg bahnen, und einen Vulkan öffnen wird, der den Ergießungen einen freien Ausgang läßt. So wird der übrige Theil des Landes vor der Gefahr ſicher geſtellt, von einer dieſer Höhlen verſchlungen zu werden, deren Gewölbe die Feuersbrunſt zuſammenhalten, aber durch die Gewalt der Erſchütterungen, die ſie durch ihren Widerſtand noch vermehren, endlich nachgeben können. Zudem iſt dies Land von jeher den Wirkungen eines unterirdiſchen Feuers ausgeſetzt geweſen, wodurch es große Revoluzionen ſcheint erfahren zu haben. Es fehlt uns eine ganze Inſelgruppe, die ehemals ſo berühmt war, daß wir jetzt noch ſogar die Na-

men der Städte, der größten auf dieſer Inſeln kennen. Ich meine den Archipelagus von Panchaya.

Diodor *) ſagt, daß ſie ſüdlich vom glücklichen Arabien lag. Auf der Inſel Panchaya ſah man einen Tempel des Jupiter, von dem uns dieſer Schriftſteller eine prächtige Beſchreibung giebt; dann noch vier Städte, nehmlich: Hiracia, Dalis, Oceanis und Panara. Dieſe leztere iſt ſo authentiſch, daß man weiß, daß ſie von Indiern, Scythen, und ſelbſt von Kretenſern bewohnt war; alles dies iſt verſchwunden. Wenn man ſelbſt annähme, daß Sokotora eine von den Inſeln geweſen ſei, ſo würde man immer fragen, wo die andern geblieben ſind. Durch die Zurücktretung des Ozean können ſie nicht mit dem feſten Lande vereinigt ſein. Zwei Urſachen ſtellen ſich dieſem entgegen: zuerſt, weil man dann einige Spuren jenes berühmten Tempels von zwei Morgen in die Länge finden müßte, von dem **Euemerus** ſpricht, und der aus gehauenen Steinen, von der Politur und Weiße des Marmors, erbaut war; man würde doch etwas von jenem ſo nahe an ſeiner Quelle ſchiffbaren Fluſſe ſehn; man würde doch einige Ueberbleibſel der vier Städte finden, von denen uns Diodor die Namen angiebt. Man ſieht wohl auf der Afrikaniſchen Küſte die Stadt Zeila, am Ende des Meerbuſens, gleiches Na-

*) Lib. V. et VI. apud Euseb. Praep. Evang. lib. II.

Namens; aber weder ihr Name, noch ihre Lage, können anzeigen, daß ſie eine von denen ſei, die auf der Inſel Panchaja lagen. Aber auf alle Fälle beſteht doch noch der Einwurf für die drei andern; dergleichen Denkmäler können nicht ſo gänzlich vernichtet werden, daß nicht einige Ueberbleibſel von ihnen vorhanden blieben, die ihr ehemaliges Daſein bezeugten. Euemerus ſagt, daß der Tempel Jupiters auf einem Hügel lag. Wenn man auch annähme, daß die Städte unter dem Sande Afrikas vergraben wären, ſo würden doch der Tempel und der Hügel, welche ihre erhabene Lage vor einem ſolchen Schickſal ſchützte, noch vorhanden ſein. Die zweite Urſach ergiebt ſich aus der Hydroſtatik. Die Landenge von Suez war unſtreitig ſchon aus dem Schooße des Ozeans hervorgegangen, ehe die Inſel Panchaja verſchwunden war, weil Euemerus ſie beſucht hat, und weil dieſer Schriftſter mit dem zweiten Nachfolger Alexanders gleichzeitig war. So gering auch die Tiefe der Meerenge, die ſie von dem feſten Lande ſchied, mag geweſen ſein, ſo iſt es doch augenſcheinlich, daß die Ebenen, die den Grund ausmachten, um vieles niedriger geweſen als die Landenge von Suez, weil dieſe letztere ſchon trocken war, als die andern noch unter Waſſer ſtanden. Nun iſt es aber ausgemacht, daß dieſe Landenge das niedrigſte, und vom Waſſer am meiſten beſpülte Land dieſer Zone iſt. Die Afrikaniſche Küſte, von der Meerenge Babelmandel an bis zum Vorgebirge

Digitized by Google

Gardafui, iſt von äußerſt hohen Sanddämmen zuſammengeſetzt. Eben ſo iſt auch die Küſte, wo ſie ſich nach Süden hinzieht, erhaben genug, um fünf Stunden weit geſehn zu werden; welches eine weit größere Höhe als die von der Landenge ausmacht, und folglich eine frühere Schöpfung anzeigt. Wenn die Vereinigung der Inſel Panchaja mit dem feſten Lande ſtatt gehabt hat, ſo erlaubt die Bildung des Landes nicht anzunehmen, daß es anderswo als in dieſen Gegenden geweſen ſei. Dies führt mich auf eine Bemerkung über den Text. Diodor ſagt uns, daß dieſe Inſel ſüdlich vom glücklichen Arabien läge; warum hat er nicht ihre Lage nördlich von Afrika, welches ganz in der Nähe gelegen haben müßte, angegeben? Es ſcheint mir natürlich zu ſein, das feſte Land, das zunächſt lag, zu nennen. Wenn man ſich alſo an den Sinn hält, den der Text des Diodor darbietet, ſo müſſen wir annehmen, daß die Inſel näher an der Arabiſchen, als an der Afrikaniſchen Küſte lag. Wenn dies in der That der wahre Sinn iſt; wenn dies die Stelle iſt, die Diodor uns hat anzeigen wollen, ſo muß jeder Gedanke an eine Vereinigung mit dem feſten Lande verſchwinden; der bloße Anblick der Küſten zeigt bis zum Augenſchein die phyſiſche Unmöglichkeit davon. Man ſieht hier keine Ebene, ſondern nichts als hohe Berge, deren Fuß ſich in unermeßlicher Tiefe in die Fluten ſenkt; an welchem Ort ſollte denn die Verbindung vor ſich gegangen ſein?

Das

Das Syſtem von der Zurücktretung der Meere bietet zwar gewiß der übertriebenſten Zweifelſucht trotz; aber wenn eine glühende Einbildungskraft die Feder führt, ſo kann es unzähliche Paradoxen gebähren. In dem Labyrinth der daraus entſtehenden Fragen, müſſen wir nur niemals den Faden der Hydroſtatik verlieren, als das einzige Mittel, uns vor den Irrthümern zu ſchützen, zu welchen immer die Syſtemſucht führt. Sobald es bewieſen iſt, daß es eine der erſten Eigenſchaften der Flüſſigkeiten iſt, ſich beſtändig in Gleichgewicht zu halten, ſo kann man nicht annehmen, daß der Ozean ſich von einem Punkte des Erdbodens zurückgezogen habe, während er am andern Ende eine erhabener liegende Erde, d. h. eine weiter vom Zentrum entfernte, überſchwemmte. Vergebens wird uns ein ſonſt achtungswürdiger Philoſoph ſagen, daß, als der eigentliche alte Hanno die Reiſe um Afrika machte, die Hälfte dieſes weit ausgedehnten Landes, und vorzüglich das Vorgebirg der guten Hoffnung, unter den Wellen lag. Vergebens wird er verſichern, daß von Amerika um dieſe Epoche nur die Spitzen ſeiner Berge vorhanden waren; dergleichen Behauptungen ſind viel mehr gemacht, um von dem Syſtem zu entfernen als ihm Anhänger zu verſchaffen. Man müßte erſt beweiſen, daß Karthago, Ezeongeber, und jeder andre Punkt, von wo dieſer Hanno ausgereiſt iſt, erhabener als die Länder gelegen hätte, von denen man uns ſagt, daß ſie damals über-

ſchwemmt geweſen wären; man müßte darthun, daß Phönizien erhabener ſei, nicht allein als der Tafelberg und die Tigerberge, ſondern auch noch als der ganze mittlere Theil von Afrika, den man nicht kennt, und welcher doch ſehr erhaben zu ſein ſcheint, ſo viel man in der Entfernung beurtheilen kann. Endlich müßte man ſich überzeugen, daß die Ebenen von Amerika, vom Fuß der Anden und der Kordilleras bis zum Ufer des Meeres gerechnet, niedriger lägen als Karthago, wo man dieſen Hanno ankommen läßt. So lange man dieſe Beweiſe nicht hat, ſo heißt es in dem Buche der Natur leſen wollen, ohne das Alfabet davon zu kennen. Ich mag alle Reiſen um Afrika nachſehn, und allen Schriftſtellern, die davon ſprechen, Fuß vor Fuß nachfolgen, ſo finde ich doch immer die Landenge von Suez auf meinem Wege; ich werde daraus das folgern, was ich ſchon beim Artikel vom Vorgebirge der guten Hoffnung geſagt habe, daß, weil dieſe Landenge vorhanden war, auch alle höher liegenden Länder vorhanden ſein mußten.

Im Ganzen genommen muß man niemals die Epochen der Austrocknung der Länder anders als nach ihren verſchiedenen Erhöhungen über die Meeresfläche klaſſifiziren; und wenn wir Spuren vom Aufenthalte des Ozeans auf irgend einem Theil des Erdbodens finden, und wir wiſſen, ob die Zeiten, wo dieſe Länder von den Fluthen verlaſſen worden ſind, von unſerer Chronologie erreicht werden können,

nen, ſo müſſen wir den Blick auf diejenigen werfen, deren Geſchichte ſie wirklich erreicht. Die Verglei- chung ihrer Erhöhungen werden ihre frühere Ent- ſtehung beſtimmen, mit Ausnahme der Länder, die ihren Urſprung irgend einem vulkaniſchen Ausbruch verdanken.

Ich kann daher nicht annehmen, daß der Archi- pelagus von Panchaja ſich mit der Aſiatiſchen Küſte vereinigt habe, weil die Bildung des Landes eine ſolche Vermuthung nicht geſtattet. Eben ſo kann ich die Hypotheſe, daß er ſich mit Afrika verbunden habe, nicht annehmen, weil man keine Spur davon gewahr wird, und weil alle Länder dieſer Gegenden höher liegen als andere, die mit ihm gleichzeitig waren.

Meine Meinung iſt, daß dieſer Archipelagus untergegangen iſt. Die unzähligen Felſen, die Zei- la umgeben, und die hier die Schifffahrt hemmen, ſind offenbar Spuren einer großen Erſchütterung. Zeila ſelbſt ſteht nicht feſt, und wankt oft, wenn der unterirdiſche Brand heftig iſt.

Durch den Anblick des Landes, durch die häufi- gen Erdbeben, die mir ein immerwährendes inneres Feuer anzeigen, durch den noch rauchenden Kra- ter von Gebeltor, werde ich überzeugt, daß der Archipelagus von Panchaja von dem Abgrund ver- ſchlungen iſt, den das Feuer unter ſeinem Boden aushöhlte, und daß er auch die angrenzenden Län- der in ſeinen Schlund hineinzog, vorzüglich das,

was jetzt der Ozean zwiſchen Sokkotara und dem feſten Lande überſchwemmt. Dieſer Raum iſt mit kleinen Inſeln überſäet, die augenſcheinlich nichts als oberſte Spitzen ſind, deren Höhe ſie vor der Ueberſchwemmung geſchützt hat. Sokkotora bildete nach meiner Meinung das hervorragendſte Vorgebirg dieſer Küſte von Afrika, zu der Zeit, wo Euemerus und die Phönizier in dieſen Gegenden ſchifften. Wenn es damals vom feſten Lande wäre abgeſondert geweſen, ſo hätte dieſe Inſel zu berühmt ſein müſſen, als daß man von ihr nicht würde geſprochen haben; ihre Größe, ihre Höhe, ihre Granitgebirge, verglichen mit den ihnen gegenüber liegenden Sanddämmen in Afrika, ihr lachender und grünender Anblick, ihre Fruchtbarkeit in Vergleich mit dem brennenden Sande, von dem ſie durch eine weitläuftige Meerenge geſchieden iſt; alles würde dazu beigetragen haben, ihr einen Rang in den Erzählungen, welche die erſten Reiſenden hinterlaſſen haben, zu verſchaffen.

Aus allem dem, was ich eben geſagt habe, kann man ſchließen, daß ſich unter dieſem ganzen Bezirk eine ungeheure vulkaniſche Höhle befindet, deren Feuer ſchon eine Menge Jahrhunderte überlebt hat, und daß, wenn es nicht dahin kömmt, daß das Feuer ſich ein Luftloch bahnt, wo ſeine Gewalt ausſtrömt, wir vielleicht in kurzem in dieſem Theile der Welt irgend eine große Begebenheit erleben werden, welche die Kühnheit unſerer Muthmaßungen über

die

Digitized by Google

die Spuren von Revoluzionen, die vor uns geweſen ſind, rechtfertigen wird.

Doch ich komme zu meiner Reiſe zurück. Ich fand bei meiner Ankunſt zu Mokha, daß ich eine ziemlich ſchlechte Spekulation gemacht hatte. Der Preis des Getreides ſtand nicht ſehr vortheilhaft für mich. Der Nutzen, den ich aus meiner Ladung gezogen hatte, war nicht hinreichend, um mein Schiff wieder mit Kaffee beladen zu können. Ich begnügte mich mit 200 Ballen, die ich zu Bethelfakih kaufte. Ich füllte den Boden meines Schiffes mit Salz, und um die Ladung voll zu machen, kaufte ich noch hundert Eſel von der großen Gattung, und zwei Kameele. Das Waſſer und die nöthige Fourage für dieſe Thiere machten das Uebrige. Da ich aber zu wenig Waſſerbehälter hatte, ſo mußte ich mit Hülfe der ſchlechten Arbeiter des Landes, Brunnen an deren Stelle verfertigen. Dieſe ſchlecht gemachten Behälter giengen auf der Reiſe auseinander; und wenn die Thiere nicht alle die größte Mäßigkeit gehabt hätten, die gewöhnlich alle aus dieſem Lande haben, ſo wäre die Hälfte vor Durſt geſtorben. Etwas bemerkenswerthes iſt, daß vom Augenblick an, da die Eſel eingeſchifft werden, ſie die ganze Zeit, ſo lange ſie an Bord des Schiffes ſind, keinen Laut von ſich hören laſſen.

Da die Zubereitungen zu meiner Abreiſe früh gemacht waren, und die erſten kühlen Winde des Nordpaſſatwindes in den letzten Tagen des Mai zu

wehen anfiengen, ſo eilte ich, den erſten Juni abzureiſen. Ich hatte aber Urſach, dieſe Eil zu bereuen; dies ſage ich, um die zu warnen, die nach mir dieſe Reiſe machen werden. Es iſt klug, wenn man den Paſſatwind ſeine volle Kraft erreichen läßt, ſonſt ſetzt man ſich den nehmlichen Unannehmlichkeiten aus, die ich erlitten habe.

Ich war gegen ſechs Uhr Abends abgeſegelt, und um 2 Uhr Morgens kam ich bei der Meerenge an. Da die Dunkelheit mich verhinderte, ſie noch während der Nacht zu paſſiren, ſo legte ich mich in der Gegend vor Anker. Bei Anbruch des Tages veränderte ſich der Wind, und ich mußte drei Tage ſo liegen bleiben. Den vierten fuhr ich wieder weiter; aber nach vier und zwanzig Stunden war ich genöthigt, die Meerenge wieder zu paſſiren, und ins Rothe Meer einzulaufen, wo ich gezwungen war, noch zwei Tage vor Anker zu bleiben, nach welchen ich mich wieder auf den Weg machte, aber darum nicht weiter kam. Ich gebrauchte 25 Stunden, um mit den Strömen zu kämpfen, und mich von der Afrikaniſchen Küſte entfernt zu halten, welche ich wider Willen, Muße hatte, bis zum Vorgebirge Gardafui zu betrachten. Wenn ich durch die Windſtillen und den Strom zu nahe ans Land gekommen war, und in der Kühlung der Nacht nur ein leichter falſcher Wind von der Küſte her wehte, und mein Schiff erreichte, ſo war die Hitze, welche er mitbrachte, ſo arg, daß man die Augen zu-

machen

Digitized by Google

machen mußte; und der Wind hatte doch Zeit genug gehabt, ſich abzukühlen, da er einen Raum von drei Stunden Weges durchſtrichen hatte.

Am ſechs und zwanzigſten Tage ward ich von einem der heftigſten Stürme, die ich jemals erlebt habe, überfallen; am zweiten Tage hatte ich Sokkotora im Geſicht; und wenn ich gezwungen geweſen wäre, wider das Meer und den Wind zu kämpfen, ſo war es ſowohl um mich als um alle meine Begleiter geſchehn. Glücklicherweiſe wehete der Wind aber aus Südweſt, und brachte mich wieder auf den Weg, wodurch das Ungemach vermindert ward. Mein Schiff fühlte noch die Folgen ſeiner Scheiterung im Ganges, denn ich kann den folgenden Zufall nichts anderem zuſchreiben. Eine der Seiten des Kiels ward leck, und machte, daß ich plötzlich eine Portion Waſſer ſchöpfte, welches während der Heftigkeit des Windes ſo ſehr zunahm, daß vier unaufhörlich bewegte Pumpen, und das Arbeiten der übrigen Mannſchaft, welche mit Eimern ſchöpften, nicht hinreichend war, das Waſſer eben ſo ſchnell hinaus zu ſchaffen, als es hereindrang. Es kam uns vielmehr merklich näher, ſo daß, als der Wind ſich zu legen anfieng, fünf und ein halber Fuß Waſſer in den Schiffsraum war. Dieſe Lage war um ſo ſchrecklicher, da es mir die Annäherung des Todes allmählich zu koſten gab, den alle meine Anſtrengung nicht abwenden konnte. Ich hatte Gewehre zurecht gelegt, deren ich mich bedienen wollte, um mir die letzten

Augen-

Augenblicke einer ſo grauſamen Todesangſt und meines unmittelbaren Kampfes gegen die Wellen zu erſparen. Um die Schrecken einer ſolchen Lage noch zu vermehren, mußten zwei von meinen Pumpen zugleich berſten, und in demſelben Augenblick das Maſchinenwerk der dritten in Unordnung gerathen. Es fehlte mir an allem, was zu deſſen Ausbeſſerung nöthig war, und wenn dieſer Zufall 24 Stunden früher ſich ereignet hätte, ſo hätte wahrſcheinlicherweiſe nichts mich retten können. Glücklicherweiſe fieng aber der Windſtoß an ſeine Kraft zu verlieren, und das weniger beunruhigte Schiff nahm nur noch zwei und dreißig Zoll in der Stunde ein. Hiemit konnte es mit weniger als zwei Pumpen nicht aufgenommen werden, und es war alſo dringend, die eine wieder herzuſtellen. Anſtatt der beiden Ventilklappen, welche fehlten, machte ich zwei vierpfündige Kanonenkugeln glühend, ließ ſie ſo auf das Loch des Ventils legen, und bis in die Hälfte ihres Diameters hineinbrennen. Nun ließ ich ſie abkühlen, und ſo brachte ich ſie ohne weiteres in der Pumpe an. Ihre Schwere hinderte ſie nicht, der doppelten Bewegung nachzugeben, und ſo wurden ſie immer nach dem von ihnen ausgehöhlten Loche bewegt, welches ſie vollkommen ausfüllten, und ſo gaben meine Pumpen eben ſo gut wie vorher Waſſer.

Nach dreizehn Tagen voll Mühſeligkeiten und Unruhe erblickte ich die Küſte Malabar; mein mißver-

mißvergnügtes Schiffsvolk wollte hier das Schiff auf den Strand ſetzen, und weigerte ſich, weiter den Gefahren einer längern Schifffahrt ſich auszuſetzen. Nicht ohne Schwierigkeit erlangte ich noch von ihnen, mir bis nach Pondichery zu folgen, welches das Ziel unſerer Arbeiten ſein ſollte. Wir kamen hier erſchöpft von Mattigkeit an, und ich erhielt allen Beiſtand, den das Land fähig war. Ich ſchiffte meine Ladung aus, die auf einer ſolchen Reiſe gelitten hatte. Ich hatte ein Kameel und zehn Eſel verloren; die übrigen erholten ſich ſchnell; ich ließ ſie auf ein andres Schiff nach Isle de France abreiſen, und ließ das meinige in dem Fluß Koringui ausbeſſern. Die Mündung dieſes Fluſſes war für ein ſo großes Schiff ſehr beſchwerlich; glücklicherweiſe beſtand die Brandung aber in einem weichen Schlamm, durch welchen ich mir mit Hülfe der Schiffswinde einen Weg bahnte.

Zu der Zeit, wo ich in dieſen Fluß einlief, ward das Land von einer ſchrecklichen Hungersnoth verwüſtet. Die Unglücklichen ſtarben mit einer ſolchen erſtaunlichen Schnelligkeit, daß man nicht Zeit hatte, ſie zu beerdigen. Die Landſtraßen und Felder waren mit Leichnamen bedeckt, welche dieſe Provinz zum Vaterland der Schakale und der Raubvögel machten; ein empörendes Schauſpiel, welchem die Regierung nicht abhelfen konnte.

Das Benehmen des Volks während dieſer verwüſtenden Plage, trägt den Stempel einer Ergebung

bung und einer bewundernswürdigen Feſtigkeit, welche zum Beweiſe dient, bis zu welchem Punkt die Verachtung des Todes mit der Sanftheit der Sitten verbunden ſein kann. Die Magazine der reichen Leute waren mit Getreide angefüllt; die Unglücklichen wußten dies, und ſtarben, ohne irgend einen Verſuch zu machen, ſich deſſelben zu bemächtigen. Die Art, wie ſie ihren Tod erwarteten und ſtarben, ſchien mir merkwürdig genug, um ſie hier zu erzählen. Obgleich eine ſolche Schilderung meiner Feder widerſteht, ſo will ich ſie doch entwerfen, um ein treues Gemälde von dem Karakter der Indiſchen Völker zu geben.

Sobald jemand, Mann oder Frau, fühlte, daß alle ſeine Anſtrengung nicht hinreichend ſei, ſeine Tage zu verlängern, ſo ließ er ſich vor die Thür eines reichen Mannes tragen, um vor deſſen Augen dahin zu ſterben, gleich als ob er ihm den Vorwurf machte, daß er ſeinen Ueberfluß zur Erhaltung ſeines Lebens nicht mit ihm getheilt habe. Hier, auf der Erde liegend, ließ er ſich von ſeinen Freunden einen Krug Waſſer bringen, der auf zwei oder drei Tage hinreichend war, während deſſen er den Kopf in ſeinen Schurz gewickelt, den furchtbaren Augenblick geduldig erwartete, und ſich in ſeinen letzten Augenblicken gegen die Thiere vertheidigte, die ihn noch lebendig zu verſchlingen ſuchten. Keine Ermahnung von Seiten derer, die ihm helfen wollten, konnte einen ſolchen dahin bringen, ihren

Bei-

Digitized by Google

Beiſtand anzunehmen, den er für unnütz zur Verlängerung eines Lebens hielt, das er ſchon zum Opfer beſtimmt hatte. Die, welche noch Zeichen von Kraft über die Dauer ihrer Exiſtenz irre geleitet, und welche der Tod überfallen hatte, fielen hier und dort hin. Es war etwas ſeltenes, daß ich nicht jeden Tag vor meiner Thür den widrigen Anblick von drei oder vier Leichnamen hatte, die in der Nacht geſtorben waren. Die Standhaftigkeit der Indier hielt ſich bis aufs äußerſte; ſie ſahen die Annäherung des Todes, erwarteten ihn und litten ihn ohne Murren, ohne eine Klage auszuſtoßen, ohne Bitterkeit gegen die, welche ihre Reichthümer vor einem gleichen Schickſal ſicherten. Sie flehten zu Brama, und nicht ein einziges böſes Gefühl vergiftete ihre letzte Stunde.

Doch fort von dieſen traurigen Bildern! Die Rhede von Koringui iſt der Ort der Ueberwinterung. Hier haben die Schiffe einen Zufluchtsort, die gezwungen ſind, die ſchlechte Jahreszeit auf der Küſte Indiens zuzubringen. Das ſchlimmſte, was ihnen begegnen könnte, iſt, daß ſie in dem Schlamm auf den Strand geriethen, wo ſie nicht die geringſte Gefahr laufen. In dieſer Gegend fallen nichts deſtoweniger häufig Schiffbrüche vor, weil die Sandſpitze, welche die Bai von der Südſeite ſchützt, ſehr weit und breit in die See

 her=

herausragt, und ſehr gefährliche Stellen hat. Bei meinem Aufenthalte an dieſem Orte ſtieß ein Schiff unverſehens des Nachts ans Land, und ſcheiterte. Ich ſchickte alle meine Boote und meine ganze Mannſchaft zu Hülfe. Man rettete mehrere Sachen, unter andern Reis in Säcken; das Waſſer war durchgedrungen; die Körner waren aufgeſchwollen und zerplatzt. Der Mangel war aber ſo groß, daß jeder Sack doch für ſechs Rupien verkauft ward, d. h. 150 Pfund für funfzehn Franken. Aus Erkenntlichkeit bot mir der Superkargo, Herr Dineur, ein ſchönes Boot an, welches ich ausſchlug, mir aber hernach kaufte; er wollte mir zwar nur einen ſehr mäßigen Preis machen, aber er hatte nicht nöthig, mir ſeine Erkenntlichkeit zu beweiſen; denn in einem ſolchen Falle ſind alle Seeleute Brüder, und ſind ſich gegenſeitig alle Hülfsleiſtungen ſchuldig, die in ihrem Vermögen ſtehn. Ich fand zu Koringui nichts von dem, was zur Ausbeſſerung meines Schiffes nöthig war; ich mußte es ſtranden laſſen und es auf den Werft bringen. Hier zeigt ſich die Induſtrie der Indier in ihrem vollen Glanze. Mit Hülfe ihrer Geduld und ihrer Ausdauer bringen ſie ohne alle Zurüſtung, ohne Winden, ohne Seile, kurz ohne alle mechaniſche Hülfsmittel, das zu Stande,

de, was bei uns die zuſammengeſetzteſten und ſtärkſten Zubereitungen erfodert. Die Arbeit koſtet ihnen nichts, oder wenigſtens ſo wenig, daß man die daraus entſtehenden Unkoſten faſt für nichts achtet. Das Tagelohn eines Arbeiters iſt ein Dabu, welches auf achtzig Menſchen eine Rupie von funfzig Sous den Tag macht; und was noch außerordentlicher iſt, dieſe geringe Summe reicht bei einem gewöhnlichen Jahre für den Unterhalt des Indiers und ſeine ganze Familie hin.

Die Art, wie man ein Schiff in die Höhe bringt, iſt ſehr einfach und ſcharfſinnig. Die kleinen Umſtände bei dem Verfahren, die ich hier anführen werde, werden vielleicht für manchen langweilig ſein; jeder aber, der gern die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes in Künſten und Wiſſenſchaften bemerkt, wird mir Dank wiſſen, daß ich mich auf Umſtändlichkeiten weitläuftig einlaſſe, welche zu einer Parallele zwiſchen noch neuen Völkern, und zwiſchen denen, welche der Luxus und die Künſte auf die höchſte Stufe der Ziviliſation geſtellt haben, führen können.

Man fängt damit an, daß man auf einer Wieſe die Stelle auswählt, wo man das Schiff niederſetzen will; hat man das gethan, ſo gräbt man einen Behälter, Gudi genannt. Wenn dieſer tief

Digitized by Google

genug gegraben iſt, um das Schiff aufzunehmen, ſo läßt man das Waſſer aus dem Fluß hinein, indem man den kleinen Damm durchſticht, den man angebracht hat. Da dies Land aber noch nicht völlig ausgetrocknet iſt, und das Waſſer ſich noch auf deſſen Oberfläche aufhält, ſo hat man kaum zwei oder drei Fuß gegraben, ſo iſt der Graben voll Waſſer. Dann bewerkſtelligen ſie es ohne Pumpe, ohne irgend eine Maſchine, und ohne etwas anders als einen Korb, daß ſie es eben ſo vollkommen leer machen, als mit dem ganzen Beiſtand der Hydraulik. Dieſe Art, das Waſſer fortſchaffen, iſt nicht allein auf Schiffsoperazionen eingeſchränkt, ſie wenden ſie auch zur Bewäſſerung ihrer Felder an, wenn ſie nicht die Mittel haben, eine Pikote aufzuſtellen.

Der Korb, deſſen man ſich dazu bedient, iſt flach, er hat vier Handhaben, an welchen vier Stricke befeſtigt ſind. Zwei Menſchen, auf jeder Seite einer, ergreifen die Enden dieſer Stricke. Der Korb, obgleich platt, hat auf der einen Seite eine Vertiefung, den wir das Hintertheil nennen wollen, dahingegen das Vordertheil die Geſtalt einer Schippe hat. Mit einem Wort, der ganze Korb iſt eine nach hinten zu ausgehöhlte Schippe. Zwei Stricke ſind an den Handhaben am

Digitized by Google

Vordertheil, und zwei an denen am Hintertheil befeſtigt. Je gróßer die Tiefe iſt, je weiter entfernen ſich die, welche den Korb in Bewegung ſetzen, von dem Gegenſtand, worüber ſie das Waſſer bringen wollen. Ihre Entfernung von demſelben muß der Tiefe gleich ſein; da der Korb einen Bogen beſchreibt, deſſen Radii die Stricke, und die Menſchen der Mittelpunkt ſind.

Um die Bewegung dieſes Korbs, der deſto mehr Aufmerkſamkeit verdient, da er unſere Pumpen erſetzt, recht deutlich zu machen, ſo ſtelle man ſich den Mann auf der einen Seite vor: dieſer hält mit der linken den Strick des Vordertheils, und mit der rechten den des Hintertheils vom Korbe (der Mann gegenüber eben ſo aber umgekehrt). Nun fängt er an, den Strick zu ſchwingen; dann, indem er die Stricke immer verlängert, macht er, daß der Korb über das Waſſer hinſtreicht. Mit einer leichten Bewegung der linken Hand bewirkt er, daß der Vordertheil des Korbs ins Waſſer taucht, und den Korb anfüllt. Nun vollendet er den Bogen, bis der Korb zu der Höhe kommt, wo man das Waſſer haben will; dann läßt er wieder durch eine leichte Bewegung der rechten Hand das Hintertheil umkippen, und alles Waſſer läuft heraus. Der Korb beſchreibt nun den-

Digitized by Google

ſelben Bogen rückwärts, kommt wieder, und füllt und leert ſich auf dieſelbige Weiſe. Man ſieht leicht, daß dies ſehr geſchwind geht, und daß, wenn der Korb nur etwas groß iſt, die Leibesbewegung ſehr ermüdend iſt. Nach meiner Beurtheilung thut dieſes Hülfsmittel eben das, was eine Pumpe, deren Kolben vier Zoll im Durchmeſſer hat, und von acht Menſchen bewegt wird, bewerkſtelligt.

Mit Hülfe dieſes Korbs, halten ſie den Waſſerbehälter vollkommen trocken, bis daß er die nöthige Tiefe erreicht hat, damit das Waſſer, wenn es bei hoher Flut eintritt, das Schiff hierher bringen und flott halten kann. Wenn dies geſchehn iſt, ſo öffnen ſie es bei der Ebbe, indem ſie den kleinen Damm, der die Mündung ſchließt, durchſtechen. Das Fahrzeug geht dann ohne Schwierigkeit hinein, und ſo wie es darin iſt, verſtopfen ſie den Ausgang wieder, und ſtellen den Damm wieder her, den ſie durchſtochen hatten, und ſchließen ſo ihr Schiff ein, das nun in dieſem, mitten auf einem Felde gegrabenen Behälter flott iſt.

Ein Europäiſcher Ingenieur würde glauben, nichts gethan zu haben, und würde das übrige von der Operazion für das ſchwerſte halten. Die Indier im Gegentheil, haben den mühſeligſten Theil ihrer Arbeit gethan; das Uebrige ſcheint ihnen

nichts

Digitized by Google

nichts mehr zu ſein. Ihr Korb ſpielt noch immer eine große Rolle, und mit Hülfe von einem Paar dieſer Inſtrumente, füllen ſie dieſen Behälter, in einem Tag höchſtens, bis an den Rand voll. Das Schiff hebt ſich in die Höhe, je nachdem das Waſſer ſich vermehrt; endlich wenn der Gudi recht voll iſt, tragen ſie andre Erde hinzu, und bauen einen Damm um das Schiff herum; nach Maßgabe, wie ſie dieſen Damm erhöhen, fahren ſie fort, ihre Körbe ſpielen zu laſſen. Sie würden ſo ihr Fahrzeug bis in die Wolken erheben können, wenn ſie Erde bis ins Unendliche hinzutragen wollten; ſie bringen es gewöhnlich aber nicht höher als zehn Fuß. Wenn es die erfoderliche Höhe erreicht hat, ſo füllt man den Gudi mit Erde an; das Waſſer überſteigt den Damm und verläuft ſich. Das Schiff ruht zuletzt auf einer weichen Erde, welche ſich an deſſen ganze äußere Form anſchmiegt. Wenn das Waſſer ganz verlaufen iſt, ſo durchbohrt man den Damm unten mit mehreren Löchern, um die Erde, worauf das Waſſer ruht, recht austräufeln zu laſſen. So laſſen ſie es nun ſechs Wochen oder zwei Monate lang ſtehn; dann graben ſie eine Höhlung umher, bringen alle Ausbeſſerungsgeräthſchaften heran, und ſchaffen zuletzt alle Erde, die ſie hinzugeführt hatten, wieder hinweg, worauf das

Schiff,

Schiff, in der Höhe ſtehend, zurückbleibt, und nun in ſeinen untern Theilen alle Ausbeſſerungen anzunehmen im Stande iſt, die es nöthig hat. Eine ſolche Verfahrungsart iſt um ſo ſcharfſinniger, da ſie gar keinen Zufällen ausgeſetzt iſt, und keinen andern Nachtheil hat, als die Langſamkeit. Dieſer iſt aber ſehr gering in einem Lande, wo die den Paſſatwinden ausgeſetzten Schiffe jährlich nur Eine Reiſe machen.

Auch ich mußte nun dieſer Methode zur Ausbeſſerung meines Schiffes mich unterwerfen. Sie hielt mich auf bis in den Januar; dann kehrte ich zurück nach Pondichery, und begab mich von da nach Isle de France, wo ſich meine Reiſe beſchloß.

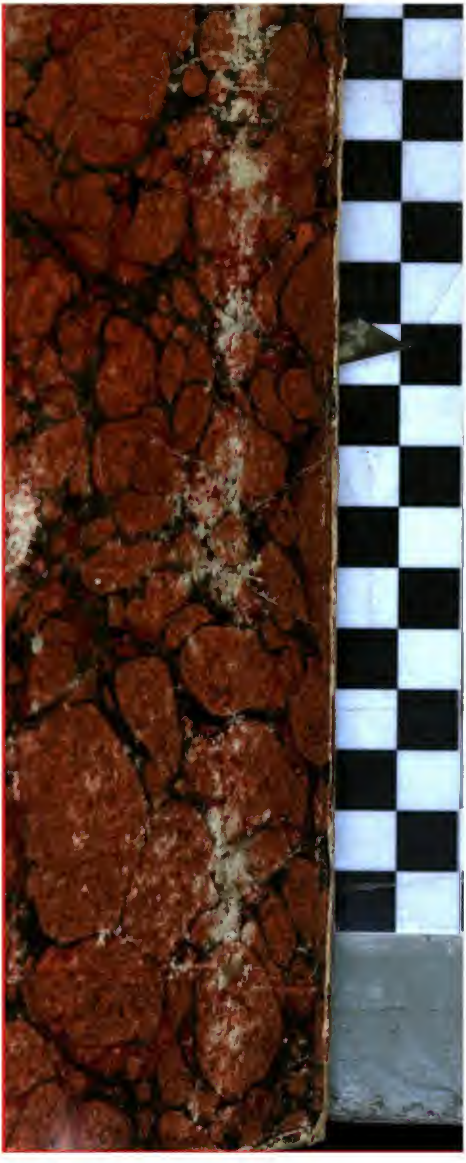
Bayerische Staats-Bibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google